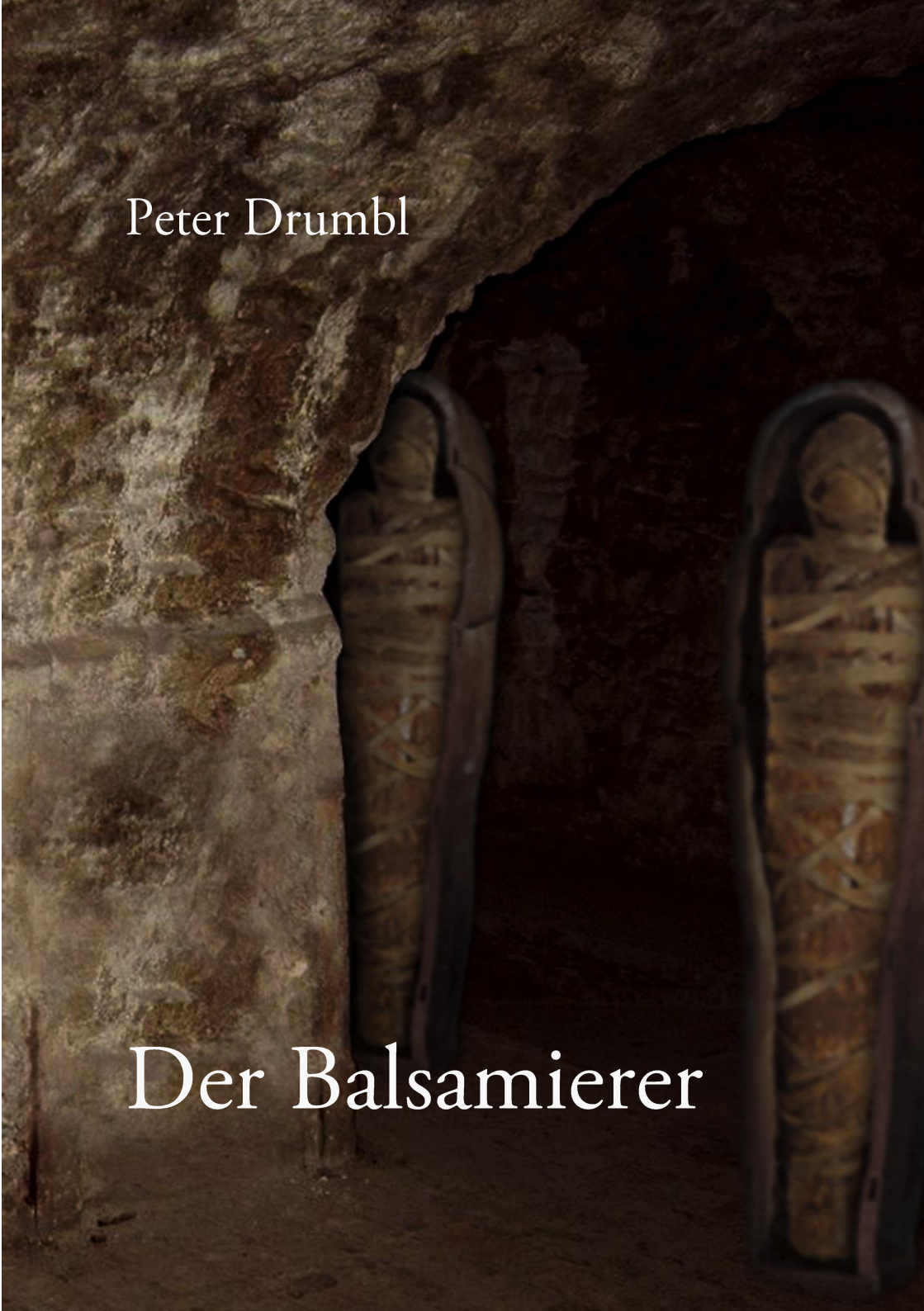


A photograph of two ancient mummies lying in a dark, rocky tomb. The mummies are wrapped in yellowish-brown bandages with visible crisscross patterns. They are positioned vertically, one on the left and one on the right, within a recessed area of the cave wall. The lighting is dim, highlighting the texture of the rock and the bandages.

Peter Drumbl

Der Balsamierer

Copyright by Peter Drumb
Cover: GDesign
Erstauflage: 2010

Prolog

Es gab zahlreiche Experten für forensische Gesichtsrekonstruktion, die in der Lage waren ein Gesicht so darzustellen, dass es als Identifizierungshilfe für kriminalistische Zwecke erfolgreich eingesetzt werden konnte. Doch, wenn überhaupt, hatten nur wenige von ihnen den Grad an Perfektion erreicht, Gesichter so lebensnah zu modellieren, dass sie gleichsam wieder zum Leben erweckt wurden. Philippe Duprès war der unumstrittene Meister dieser Kunst.

Es war Cyd nicht leicht gefallen den Künstler aufzuspiiren und zu ihm vorzudringen. Er lebte zurückgezogen in einem kleinen Küstenort in Oregon und nahm nur noch selten Aufträge an. Und wenn er sich darauf einließ, musste die Aufgabe eine besondere Herausforderung für ihn darstellen. Nachdem er sie am Telefon ausführlich über die Natur der Angelegenheit befragt hatte, willigte er schließlich ein, sie in seinem Haus zu empfangen.

Nach der langen beschwerlichen Anreise stand Cyd nun vor der Haustür seines Chalets und nahm all ihren Mut zusammen, die Klingel zu betätigen. Sie spürte die Müdigkeit der letzten Tage und fragte sich ängstlich, was für ein Mensch Duprès wohl sein mochte. Künstler galten oft als launisch und eigensinnig. Was, wenn er die Aufgabe zurückwies? Sie mochte gar nicht daran denken, was ein Rückschlag in dieser Angelegenheit für sie bedeuten würde.

Als die Tür aufging, erkannte sie sogleich, dass ihre Sorgen unbegründet waren. Duprès war ein ungemein sympathischer älterer Herr, der sie mit ausgewählter Höflichkeit begrüßte und ins Haus bat. Er war die Liebenswürdigkeit in Person. Trotz seines Ruhmes und Erfolges war er immer ein Menschenfreund geblieben, der sich durch Bescheidenheit und Zurückhaltung auszeichnete. Der Künstler erkannte sogleich Cyds seelische Verfassung und bemühte sich rührend darum, ihre Unsicherheit zu zerstreuen. Er führte sie auf eine Loggia, die einen grandiosen Blick auf die unendliche Weite des Pazifischen Ozeans bot.

„Meine persönliche Therapie gegen die Beschränktheit des menschlichen Geistes“, meinte er lächelnd. „Was darf ich Ihnen anbieten, Tee, Kaffee, Cognac?“

Cyd nahm in einem der bequemen Polstersessel Platz und spürte, wie ihre Spannung sich löste. Das war in der Tat ein Ort, um sich wohlfühlen. Die endlose Weite und das Sonnenlicht, das sich in den Wellen tausendfach widerspiegelte, um eine sanft bewegte silbrige Kulisse zu erzeugen.

„Einen Kaffee nehme ich gerne und den Cognac auch“.

Duprès zog sich zurück. Kurz darauf kam er wieder und servierte die Getränke.

„Ich schließe mich Ihnen an“, meinte er mit anerkennendem Nicken. Er schenkte starken schwarzen Espresso in einfache weiße Tassen, dann füllte er ihre Gläser aus einer Karaffe mit Cognac.

Cyd nippte vorsichtig an ihrer Moccataste und lehnte sich dann mit einem zufriedenen Seufzer zurück. Duprès hielt sich zuerst an den Cognac, er hob leicht sein Glas zum Wohl, nahm einen kleinen Schluck und stellte es wieder auf dem Serviertischchen ab. Er drängte sie nicht zu sprechen, sah sie nur freundlich an. Der Künstler wusste zwar bereits um die Natur der Aufgabe Bescheid, die im Zusammenhang mit einem traumatischen Verlust stand und gleichsam therapeutischen Charakter hatte, doch viel mehr hatte sie ihm am Telefon nicht mitgeteilt. Cyd war ihm dankbar für seine Geduld. Sie hatte zwar in Gedanken immer wieder durchgespielt, was sie ihm sagen und welche Informationen sie besser zurückhalten würde. Doch jetzt, wo sie ihn kennen gelernt hatte, entschied sie sich spontan, ihm die volle Wahrheit zu offenbaren. Und so erzählte sie die ganze Geschichte.

Kapitel 1

Im Büro des Sheriffs, aus nostalgischen Gründen wurde das Sonora Police Department so genannt, trank der Polizeichef Sheriff Vasco Jimenez seine erste Tasse Kaffee vor dem weit geöffneten Fenster in seinem Büro im dritten Stock des Präsidiums. Er genoss die heiße Luft, die um diese Zeit fast einen Hauch von Frische mit sich führte. Er liebte den Blick über die Stadt und die Sierras am Horizont.

Er war sich bewusst, dass die Situation im County und in den von der Hitze ebenso betroffenen benachbarten Regionen längst außer Kontrolle geraten war. Seit Wochen patrouillierten Nationalgarden und Helfer, die vom Gouverneur mit Polizeibefugnissen ausgestattet worden waren, durch das County und zeigten besonders an größeren Stützpunkten Präsenz. Doch die jungen unerfahrenen Uniformierten waren meistens mit eigenen Problemen beschäftigt, und seit ihrer Stationierung ging ein beträchtlicher Anteil der medizinischen Einsätze zugunsten kollabierter Halbwüchsiger, die dem Felddienst unter solch extremen Bedingungen nicht gewachsen waren. Zusätzlich hatte das Sonora Sheriff Department, das sowohl für die Stadt als auch das County zuständig war, Freiwillige ausgebildet, die als Qualified Armed Persons helfen sollten, die Sicherheit zu gewährleisten. Doch auch diese Maßnahme war, angesichts der Ausnahmesituation, nur ein Tropfen auf den heißen Stein.

Was würde der neue Tag bringen? Das Morgengrauen wurde von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne geflutet und begann sich in ein tiefes unheilvolles Morgenrot zu verwandeln – Vorbote der alleszerfressenden Glut, die sich kurz darauf über die Stadt legen und bis zum Abend alles Leben auf ein Minimum reduzieren würde.

Larry hatte alles arrangiert. Üblicherweise ließ er sich treiben und lehnte es entschieden ab, irgendeiner produktiven oder vernünftigen Beschäftigung nachzugehen. Wenn er jedoch vorhatte, ein Mädchen

zu verführen, bewies er bemerkenswerte Organisationsfähigkeit und Zielstrebigkeit.

Objekt seiner Begierde war diesmal Linda Cavendish. Sie war der jüngste Spross eines Clans, dessen Stammbaum angeblich bis in die Tage der Mayflower zurückreichte. Mit fünfzehn war sie eigentlich zu jung, um mit Larry in seinem extravagant getunten Dodge Viper übers Land zu fahren. Sie hatte sich anfangs auch ausreichend geziert und vorgegeben, ein anständiges Mädchen zu sein. In Wahrheit konnte sie es nicht erwarten, mit dem In-Boy ihrer Clique ihre ersten sexuellen Erfahrungen zu machen. Es lockten sie nicht nur das Abenteuer und die Möglichkeit von den Freundinnen Neid und Bewunderung zu ernten, es war die Gelegenheit, es der verhassten Sippschaft heimzuzahlen. Nun saß sie an Larrys Seite im offenen Cabriolet und genoss seine Anziehungskraft. Larry hatte die Erfahrung gemacht, dass man nuttige Mädchen am besten mit romantischen Sprüchen, die Mädchen aus gutem Elternhaus hingegen am sichersten mit vulgären Aktionen zu Fall bringen konnte. Seine Lebensphilosophie lautete, „Je höher jemand thront, desto tiefer fällt er“. Als erfahrener Stratege hatte er nicht nur die Strecke, sondern auch die Wettersituation in seine Pläne miteinbezogen. Die Gegend war berüchtigt für heftige sommerliche Gewitterstürme und nach der langen Hitzeperiode würde ihnen ein Riesenspektakel bevorstehen. Er hatte nach den Vorhersagen des Wetterberichts und mit Hilfe seines Riechers mit besonderen meteorologischen Umständen gerechnet, doch selbst er war überrascht von dem Naturschauspiel, das sich innerhalb kürzester Zeit vor ihren Augen entwickelte. Wie aus dem Nichts verfärbte sich der Himmel von einem flimmernden weißlichen Schleier in ein tiefes Violettgrau. Gleichzeitig begann die Atmosphäre sich mit Elektrizität aufzuladen. Es wirkte, als ob das, was geschah, die Schöpfung eines virtuellen Trickspezialisten wäre. In der überhitzten Atmosphäre bildeten sich schemenhafte Figuren – surreale Formen und geisterhafte Wesen.

Damit hatte Larry nicht gerechnet. Er hatte zwar geplant, die aufgelassene Schnapsbrennerhütte, die er einige Tage zuvor entdeckt hatte, zu seinem Quartier zu machen.

Doch bei diesen Wetterbedingungen kamen ihm Zweifel, ob das alte windschiefe Gebäude tatsächlich der geeignete Ort für seine Verführungspläne war. Er sorgte sich umsonst. Linda war nicht ängstlich, wenn es sich um Naturphänomene handelte. So wie sich die Atmosphäre mit Energie aufgeladen hatte, war sie gleichermaßen erfüllt von Libido, die nach Entladung strebte. Das alte Gebäude, vor dem Larry seine Viper parkte, war genau das, was sie sich als Liebesnest vorgestellt hatte. Während er noch erwog, die ganze Aktion abubrechen, hatte Linda bereits entschieden, dass dies die richtige Stätte sei, um ihre Jungfernschaft zu verlieren.

„Was für ein bizarrer Ort. Endlich eine Abwechslung nach den sterilen Clubs. Erst trägst du mich über die Schwelle, dann rufen wir den Zimmerservice und bestellen eine Flasche Wodka.“ Ihre Begeisterung richtete auch Larry wieder auf.

„Einen Augenblick, Honey, ich schließ gleich auf und roll den roten Teppich aus.“ Er hatte erwartet, dass es kein Problem sein würde in das verfallene Gebäude zu gelangen. Jetzt war er doch überrascht, dass der Eingang der Hütte mit modernen Vorhängeschlössern gesichert war. Nach mehreren erfolglosen Versuchen, die Beschläge mit einem Stein aufzuschlagen, übernahm wieder Linda das Kommando.

„Was hältst du davon, den Wagenheber zu nehmen?“ Larry ärgerte sich, dass er nicht selbst auf diese Idee gekommen war. Er holte das Gerät aus dem Dodge und hebelte die Tür aus. Als sie eintraten, umging sie der Zauber eines mystischen Ortes. Sie kamen in einen großen, trockenen Raum. An den Wänden waren lange Holzgestelle montiert. In einer Ecke gab es eine einfache Schlafstelle mit strohgefüllten Jutesäcken und alten Decken.

Das alte Gemäuer mit dem morschen Gebälk des Dachstuhls, die blind gewordenen Scheiben der Fensteröffnungen, der Geruch nach Vergangenheit und Verfall strahlten eine eigenartige Atmosphäre

von Erotik und Dekadenz aus. Die gespenstische Atmosphäre wurde durch die Reihen versiegelter Krüge noch verstärkt, die auf den langen Regalgestellen standen.

Der gedämpfte Lichteinfall durch die winzigen verschmutzten Fenster tauchte den Raum in ein schauriges Dämmerlicht.

„Mein Gott, was für ein Gespensterhaus.“ Linda erkannte, dass sie den Selbstwert ihres ängstlichen Begleiters boosten musste, wenn er als Liebhaber noch einsatzfähig sein sollte. Sie umfasste ihren Körper mit beiden Armen und spielte das zu Tode geängstigte Weib. Larry ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, die Rolle des starken Mannes zu übernehmen.

„Keine Angst, Baby, ich bin ja bei dir. Sei trotzdem vorsichtig, es wäre möglich, dass sich hier irgendwo Skorpione oder Schlangen verkrochen haben.“

Das Thema Taranteln oder Vogelspinnen, die in dieser Gegend ebenfalls heimisch waren, sparte Larry bewusst aus. Es gab nichts, was ihn mehr in Panik versetzte als eine große behaarte Spinne. Wieder überkamen ihn Zweifel, ob es eine gute Idee gewesen war, sich diese Hütte für die Verführung auszusuchen. Er sehnte sich nach seiner Bude im schmutzigen Keller eines koreanischen Restaurants in Downtown. Doch während Larry noch nach einer Ausstiegsmöglichkeit suchte, bewies Linda bereits eindrucksvoll ihre praktische Intelligenz, indem sie es schaffte, den unwirtlichen Ort in ein ganz passables Liebesnest zu verwandeln. Für Larry war es eine völlig neue und verunsichernde Erfahrung, dass eine Frau die Initiative übernahm und über ihn bestimmte. Sein Drehbuch war ihm aus den Händen gegliitten. Die Rollenverteilung war keineswegs in seinem Sinn. Zum ersten Mal in seiner Karriere als jugendlicher Verführer geschah es, dass ihm die Rolle des Verführten zugedacht war. Doch Linda war so souverän, dass er sich alsbald erholte und seinen Widerstand aufgab.

Die gewaltigen Naturkräfte, die geheimnisvolle Umgebung und nicht zuletzt die begehrten Frau in der Rolle der Verführerin

zeigten Wirkung. Im Halbdunkel des Raums tat Larry das, was er am besten konnte. Seine Zunge erkundete jeden Winkel ihres Mundes und ihres begehrenswerten Körpers.

Seine Finger fanden den Weg in ihren Slip und er spürte die Wärme und Feuchtigkeit ihrer pulsierenden Scheide. Davon hatte Linda immer geträumt. Ihre Bewegungen übernahmen seinen Rhythmus und als er in sie eindrang, war sie nahe daran die Besinnung zu verlieren. Eng umschlungen, in ekstatischen, immer wilderen Bewegungen strebten sie dem Höhepunkt zu. Das Gewitter war losgebrochen und das bizarre Stakkato des auf der Hütte aufschlagenden Regens schuf eine wilde Geräuschkulisse. Grelle Blitze zuckten wie die Stroboskope einer Diskothek durch das Halbdunkel des Raums. Auf der Suche nach der perfekten Körperstellung hob Larry das Mädchen auf einen Vorsprung des hölzernen Gestells. In dieser Position, beide Hände in die Holzbalken gekrallt, die Beine weit gespreizt, hing Linda in der Haltung einer Gekreuzigten und starb den ersten süßen Liebestod ihrer beginnenden Laufbahn als ‚Sex Maniac‘. Sie war kurz vor dem Höhepunkt, da löste sich ein Balken und sie stürzte mitsamt dem Holzgestell auf Larry. Eingehüllt in eine riesige Staubwolke landeten sie am Boden, bedeckt von allerlei Scherben und den Inhalten der Krüge.

„Mein Gott, was ist passiert?“ Larry befreite sich aus den größten Trümmern und begann sich den Staub aus dem Gesicht zu wischen. „Das muss ein Erdstoß gewesen sein, vielleicht sogar ‚The Big One‘. Ich glaube wir können froh sein, dass die Mauern nicht eingestürzt sind.“ Larry hockte auf allen Vieren und es hatte den Anschein, als habe der Vorfall ihm die letzte Schneid abgekauft.

„Der letzte Stoß war tatsächlich ein ‚Big One‘, allerdings bezweifle ich, dass es ein Erdstoß war.“ Lindas Tonfall ließ keinen Zweifel offen, dass sie die Situation genießen konnte. Schließlich half ihre schlüpfrige Bemerkung auch Larry den Schock zu überwinden und sie brachen gemeinsam in ein befreiendes irres Gelächter aus. Plötzlich sah Linda, die auf dem Rücken lag und ihren Blick auf Larry

gerichtet hatte, wie sein Lachen gefror und sein Gesicht mit den weit aufgerissenen Augen sich in eine Fratze des Entsetzens verwandelte.

Ungläubig musste sie ansehen, wie sein Mund sich öffnete und er sich gerade noch abwenden konnte, bevor er sich übergab. Ihre erste Reaktion war Ekel und Wut. Doch als sie sich zur Seite drehte, um sich von ihm freizumachen, packte auch sie das Grauen. Der Boden war übersät mit Innereien. Mägen, Lebern, Lungen, Därme fanden sich in einem wüsten Durcheinander mit Staub und Scherben vermischt. Jetzt bemerkte sie auch, wie ein infernalischer, alles durchdringender Gestank nach Tod und Verwesung den Raum erfüllte. Es war so unreal, so unglaublich, dass sie zuerst bewegungslos erstarrte, bevor sie zu schreien begann.

Im Sheriff-Office quälte sich die diensthabende Mannschaft durch den schwülen Abend. Das Department war immer schon chronisch unterbesetzt gewesen, doch jetzt kamen die Ausfälle durch Krankheit und Erschöpfung dazu. Jimenez hatte es längst aufgegeben, umfassende Einsatzpläne zu erstellen oder mit Leistungsvorgaben zu arbeiten. Alle bemühten sich einfach ihr Bestes zu geben. Der Polizeichef war dabei die letzten Wetterprognosen durchzusehen, da wurde er durch das Läuten des Telefons unterbrochen. Die alarmierende Wirkung des Klingeltons änderte schlagartig die Stimmung. Alle waren hellwach, als Detektive Paul Lance den Hörer aufnahm.

„Sheriff, ich habe Phil in der Leitung, sie brauchen Hilfe, am besten das ganze Team.“ Die Stimme von Cooper klang panisch und ließ Ahnungen von katastrophalen Ereignissen wach werden.

„Schlimm?“

„Könnte nicht schlimmer sein. Menschliche Organe in einer verfallenen Lodge in den Sierras!“

Jimenez übernahm den Hörer. „Phil, wo sind Sie jetzt?“

„Ich stehe vor einer Hütte etwa fünf Meilen zwischen Elpadre Tank und Coyote Creek Richtung Süden. Zum Glück ist Louis bei mir. Wir haben hier ein junges Paar, das die Leichenteile entdeckt hat.

Das Mädchen ist in einem schweren Schockzustand, der junge Mann ist völlig zusammengebrochen. Es kommt noch besser, raten Sie, wer die Kleine ist.“

„Spannen Sie mich nicht auf die Folter, Mann, sagen Sie mir, was ich wissen muss.“

„Die Tochter von Gouverneur Cavendish.“

„Shit!“ Der Fluch des Sheriffs war spontan und kam von Herzen. „Hören Sie Phil, Sie rühren sich nicht vom Fleck. Wir sind in dreißig Minuten bei Ihnen. Absolute Nachrichtensperre. Ich mache Sie für undichte Stellen persönlich verantwortlich.“

Ausgerechnet Cavendish. Er galt als Hardliner im Kampf gegen das Verbrechen und wurde nicht müde, die Unfähigkeit und Laschheit der Polizeikräfte im Land anzuprangern. Die Müdigkeit und Mutlosigkeit des Departements war wie weggeblasen.

Im alten Griechenland pflegten Menschen, denen großes Glück zuteilgeworden war, sich die Haare zu raufen und in lautes Jammerklagen auszubrechen. Es war eine Strategie der Sorge, die Götter könnten sie beneiden, und ihnen aus Missgunst Unglück und Verderben schicken. Daran musste Cydney Alexander – Sensationsreporterin von ‚Life Events‘ – denken, als sie unter dem heraufziehenden Gewitter niedergeschlagen in ihrem Auto saß und über die vergangenen Tage und Stunden nachdachte. Es war ein deprimierendes Resümee, das sie zog, als sie ihre Position beim Sender und ihre berufliche Zukunft reflektierte.

Noch vor kurzem schien sie den Gipfel des Erfolgs erreicht zu haben – im ‚Olymp‘ des Fernsehjournalismus. Ein scheinbar zukunfts-trächtiger und interessanter Job bei ‚Life Events‘, ein vielfach be-gehrter und ihr ergebener Junggeselle, um den ihre Freundinnen und Kolleginnen sie beneideten, das erste Mal keine roten Zahlen bei der Bank und ein neu bezogenes Appartement in einer guten Wohnge-gend. Doch anstatt diese Phase des Glücks in Bescheidenheit anzu-nehmen und mit anderen zu teilen, war sie arrogant und hochmütig

geworden und hatte den Erfolg ausschließlich ihrem besonderen Talent und Können zugeschrieben. Sie hatte die Leistungen anderer nicht mehr anerkannt, mit Verachtung auf Freunde und Mitarbeiter geblickt, die nicht so erfolgreich waren oder denen es schlechter ging. Erfolg und Ansehen hatte sie schamlos zur Schau gestellt, um sich selbst zu erhöhen und andere zu verletzen. In ihrer Verblendung hatte sie begonnen Fehler zu machen – nur unbedeutende anfangs, doch eine Reihe kleiner Ungeschicklichkeiten hatte einen Schneeballeffekt erzeugt und sie an den Rand des Abgrunds gebracht, vor dem sie nun stand.

Als sie an diesem Tag in die Redaktion kam, hatte sie gespürt, dass sich die Atmosphäre gewandelt hatte. Sie merkte es bereits an der Begrüßung durch den Portier, die weniger herzlich ausfiel, als sie es gewohnt war. Kollegen, mit denen sie gut stand, waren ungewöhnlich kurz angebunden oder schienen ihren Blick zu meiden. Kaum hatte sie an ihrem Schreibtisch Platz genommen, erhielt sie einen Anruf von der Sekretärin des Meisters.

„Lassen Sie alles liegen und stehen, Mister Jenkins wünscht Sie unverzüglich zu sehen“. Die Formulierung „zu sehen“ – nicht „zu sprechen“ brachten endgültig die Alarmglocken in ihrem Kopf zum Klingen. Während des ‚Gangs zum Schafott‘ überlegte sie angestrengt, was sie angestellt haben konnte, das bedeutend genug für eine persönliche Intervention des großen Meisters war.

Austin Jenkins war einer der einflussreichsten Medienleute im Südwesten der USA. Er hatte seine Tätigkeit als Polizeireporter beim Drogendezernat begonnen und es mit Härte, Cleverness und eiserner Selbstdisziplin bis ganz nach oben geschafft. In Jenkins Curriculum gab es eine Lücke von fünf Jahren, über die niemand Bescheid zu wissen schien, und die Ursache wüster Spekulationen war. Cyd kannte verschiedenste Gerüchte, die im Umlauf waren. Von Aktivitäten beim Drogensyndikat, Fälschung und Verkauf von Antiquitäten, organisiertem Kunstdiebstahl, Schleppertätigkeit im großen Stil oder auch einem groß aufgezogenen Pornoring war die Rede.

Wie die meisten Mitarbeiter und auch andere Menschen, die Jenkins gut kannten, konnte sie sich ihren Chef in jeder und keiner der zugewiesenen Rollen vorstellen. Eine gewisse Bereitschaft, sich außerhalb des Gesetzes zu bewegen, traute sie ihm jederzeit zu. Das Image des Outlaws war es zweifellos, das Jenkins zu kultivieren schien, auch und gerade dann, wenn er alle Fragen bezüglich der mysteriösen fünf Jahre mit dem Hinweis „Das ist nicht von öffentlichem Interesse“ abtat. An diesem Morgen machte er kurzen Prozess mit ihr:

„Wir legen keinen Wert auf Mitarbeiter, die sich nicht an die Spielregeln halten. Sie sind Ruth mehrfach auf die Zehen getreten und Sie wissen, was das bedeutet.“

„Ich habe Gelegenheiten genützt und halte das für eine grundlegende Eigenschaft einer guten Reporterin. Was hat Ruth denn so Großartiges, dass sie alle so umdienern?“ Der eisige Blick, mit dem Jenkins sie ansah, sagte ihr, dass sie nun auch mit ihrer Erwiderung zu weit gegangen war. Mit Schrecken erkannte sie, dass sie tatsächlich alle Maßstäbe im Umgang mit den Anderen verloren hatte.

„Sie sind mit ihren Urlaubstagen im Rückstand. Ich entbinde Sie von allen Aufgaben. Wir sprechen uns wieder in drei Wochen.“ Mit dem Griff nach dem Telefon unterstrich er, dass das Gespräch beendet war.

Cyd verließ das Büro wie in Trance. Sie konnte einfach nicht glauben, dass alles, was sie erreicht hatte, mit einem Schlag verloren sein sollte.

Sie erinnerte sich nicht mehr daran, wie sie zu ihrem Auto gekommen und schließlich an die Stelle in den Bergen im Süden der Stadt gefahren war, an der sie sich jetzt befand.

Der tiefe Fall hatte sie bis ins Mark getroffen. Ihr Gehirn schien wie von Nebeln durchzogen, Aufmerksamkeit und Wahrnehmung einzig auf ihr Scheitern und ihre Verletzung fokussiert, saß sie im Fahrzeug und starrte wie gelähmt auf das naturgewaltige Schauspiel eines sich zusammenbrauenden Gewitters, während sie ihr Leben Revue passie-

ren ließ und ihr wie so oft das Trauma ihrer frühen Jugend als lähmende Erinnerung hochkam.

Plötzlich war die Bergstraße in ein Meer von Blitzen getaucht, die nicht atmosphärischen Ursprungs waren. Mehrere Streifenwagen rasten mit blitzenden Einsatzlichtern vorbei. Ihre Niedergeschlagenheit war wie weggewischt.

Der Instinkt der Reporterin pumpte Adrenalin in ihre Adern und brachte sie dazu, wie ein gut programmierter Apparat zu funktionieren. Sie startete den Wagen und hängte sich an die Fahrzeuge. Cyd war überzeugt, eine flotte und sichere Fahrerin zu sein. Doch dieser Konvoi fuhr mit einer geradezu selbstmörderischen Geschwindigkeit durch die engen Bergstraßen, und mehrmals konnte sie einen Absturz nur knapp verhindern. Erschwert wurde die Fahrt durch ihr Bemühen gleichzeitig die Frequenz der lokalen Polizeibehörden in ihr Multibandempfangsgerät zu bekommen. Als sie endlich den richtigen Sender eingestellt hatte, musste sie erkennen, dass die gesamte Kommunikation codiert war. Das bestätigte die Bedeutung dieses Einsatzes, brachte sie jedoch in ihrem Bemühen nicht weiter, verwertbare Informationen zu bekommen, um sich ein Bild machen zu können. So versuchte sie schließlich, trotz der halsbrecherischen Fahrt, Tom Albright in der Redaktion zu erreichen. Tom war derjenige mit dem besten Draht bei No-Comment-Situationen. Endlich erreichte sie ihn über sein Mobiltelefon.

„Hör mir bitte zu Tom und unterbrich mich nicht. Ich kann dir im Moment keine Erklärungen geben. Versuch herauszufinden, was am Coyote Creek los ist. Es gibt hier einen irrsinnigen Einsatz und der Funkverkehr ist verschlüsselt. Irgendetwas ist hier oberfaul. Ich bin ihnen auf den Fersen. Bitte beeil dich und ruf mich gleich am Mobile zurück.“

„Eigentlich sollte ich mich von dir fernhalten – Anordnung von ganz oben. Aber so wie du das schilderst, scheinst du an einer großen Sache dran zu sein. Ich tu mein Bestes, Cyd.“ Durch das Gespräch

war die Reporterin etwas zurückgefallen und drohte nun den Anschluss zu verlieren. Doch jetzt bewegte sich der Konvoi nicht mehr. Die Einsatzwagen waren in einen Feldweg eingebogen und standen nun einige hundert Meter von der Straße entfernt vor einem verfallenen Gebäude.

Als sie ebenfalls abbiegen wollte, wurde dies durch einen Pick-up der Highway Patrol verhindert. Ein State Trooper mit einer Winchester Defender im Arm kam auf sie zu.

„Verschwinden Sie Lady, hier ist Sperrgebiet.“ Cyd zeigte ihren Presseausweis.

„Life-Events, Sheriff, wir arbeiten mit allen Polizeibehörden zusammen. Mit einem interessanten Fall machen wir Sie im ganzen County bekannt.“

„Verschwinden Sie“, knurrte er noch einmal „oder ich nehme Sie fest.“ Cyd kannte diesen Typ von raubeinigem Beamten, und da es ihren Zielen nicht förderlich war, die Nacht in einer Zelle zu verbringen, fuhr sie weiter.

An der nächsten Ausweiche hielt sie an und nahm einen kleinen Feldstecher aus dem Handschuhfach. Mit diesem pirschte sie sich durch das Buschwerk in Richtung des verfallenen Hauses. Als sie das Glas an die Augen setzte, schienen ihr das Gebäude und die davor geparkten Fahrzeuge entgegen zu springen. Sie erkannte inmitten der Einsatzfahrzeuge einen Dodge Convertible mit einem Nummernschild von New Mexiko. Sie notierte sich das Kennzeichen und versuchte auf ihrem Mobile über das Internet den Zulassungsbesitzer herauszubekommen. Nachdem sie erkannt hatte, dass der Zugangscode zur zentralen Datenbank der Fahrzeugzulassungen offenbar geändert worden war, rief sie wieder bei Tom an.

„Hi, ich bin’s noch einmal. Wie sieht es aus, bist du schon fündig geworden?“

„Tut mir leid, Cyd, aber du scheinst da in ein besonderes Schlamassel geraten zu sein. Top-secret – es herrscht allgemeine Funkstille.“

„Dann versuch bitte herauszufinden, auf wen das Dodge Cabriolet mit dem Kennzeichen SA342K zugelassen ist. Ich ruf dich gleich wieder an.“ Tom schien der Fall unheimlich zu werden.

„Hör mal, bevor ich mich weiter von dir einspannen lasse, muss ich beim Boss rückfragen, ob es im Interesse von "Life Events" ist, sich in so einem Fall zu engagieren.“

„Na komm schon, seit wann braucht ein großer Junge wie du die Erlaubnis vom Dad, wenn er einer großen Story auf der Spur ist?“ Damit hatte Cyd den wunden Punkt von Tom getroffen, dem immer wieder vorgeworfen wurde, ein guter Spürhund ohne Eigenverantwortung – ein talentierter Handlanger – zu sein.

„Na gut, für dich, Mädchen, mach' ich eine Ausnahme. Gib mir fünfzehn Minuten.“

Die Zeit zog sich endlos hin. Geduld war nie die Stärke der Reporterin gewesen und untätiges Herumsitzen war für sie die Hölle. Aber in dieser Situation konnte sie nichts unternehmen. Alles was ihr blieb, war, das abgesperrte Gebiet mit ihrem Fernglas zu beobachten. Im gespenstisch zirkulierenden roten Einsatzlicht des Polizeiwagens konnte sie ein hysterisch schluchzendes Mädchen erkennen, dem ein weiblicher Deputy einen Becher mit einem Getränk reichte. Zwischen Hauswand und Einsatzwagen saß ein junger Mann auf einem Klappstuhl. Er starrte vor sich hin, während er monoton den Kopf hin und her wiegte. Ein anderer Deputy mit einem Notizblock in der einen Hand hatte seinen Arm um dessen Schulter gelegt und redete eindringlich auf ihn ein. Es schien, als würde er versuchen, von dem geschockten Jugendlichen Informationen zu bekommen. Endlich wurde ihr Mobile wieder aktiv.

„Tut mir leid, Cyd, aber ich bin gegen eine Wand gelaufen. Alle Kanäle sind abgeschottet. Meiner Erfahrung nach kommt das nur alle heiligen Zeiten vor, in extremen Ausnahmesituationen – nationale Sicherheit oder Kriminalfälle unter Beteiligung der Overworld. Wenn du meine Meinung hören willst, lass es bleiben. In so einer Situation kannst du nur verlieren. Jimenez ist ein smarterer Typ, der

bemüht ist, einen guten Draht zu den Medien zu haben, aber im Ernstfall versteht er keinen Spaß.“

Cyd war frustriert und verärgert zugleich. Und ungerechterweise ließ sie ihren Zorn an der Person aus, die es am wenigsten verdiente.

„Was ist das wieder für ein Scheiß – ‚Overworld‘ – glauben die Schönen und die Reichen, sie können über den Polizeiapparat verfügen wie über einen privaten Sicherheitsdienst? Höchste Zeit, dass so ein Fall an die Öffentlichkeit gebracht wird.“

Tom blieb gelassen. Er kannte Cyd und wusste, dass ihre Wut nicht gegen ihn gerichtet war. „Wie du willst, Darling. Tu, was du nicht lassen kannst, es ist schließlich dein Begräbnis.“

Kaum war ihr Gespräch beendet, sah Cyd, dass ein Konvoi von weiteren Fahrzeugen mit blitzenden Einsatzlichtern eintraf, darunter eine Ambulanz und der Wagen des Sheriffs. Die Fahrzeuge bremsen abrupt ab und kamen in einer Staubwolke zum Stehen. Neben einer Mannschaft von MedTrust konnte sie Jimenez mit zwei Detektiven des Sheriff Departments erkennen. Cyd beobachtete, wie die Ambulanzhelfer die zwei jungen Leute versorgten, während Jimenez sich von den Deputies einen Lagebericht geben ließ. Dann betraten sie die Hütte. Kurz darauf kamen sie wieder heraus und Jimenez ging zielstrebig auf die beiden jungen Leute zu und redete eindringlich auf sie ein. Doch es hatte den Anschein, als ob die beiden nicht vernehmungsfähig wären. Die medizinischen Betreuer schalteten sich ein und teilten Jimenez etwas mit, worauf er die Schultern zuckte und sich abwandte. Während der Sheriff seine Anweisungen gab, fuhr die Ambulanz mit den beiden Jugendlichen ab. Cyd hatte sich gerade entschieden ebenfalls aufzubrechen, als ein weiteres Fahrzeug eintraf. Zu ihrer Verwunderung erkannte sie den silberfarbenen Geländewagen des Leiters der lokalen FBI-Dienststelle, Elmore Spencer.

„Das wird ja immer merkwürdiger. Jetzt interessiert sich auch das FBI für den Fall. Es handelt sich also offenbar um eine Sache mit Zuständigkeit der Bundesbehörde. Wo bin ich da bloß hineingeraten.“

Nach kurzer Überlegung kam sie zum Schluss, dass sie hier ohne Rückendeckung von Jenkins nicht weiterkommen würde, und so beschloss sie, ihrem Boss einen Zwischenbericht zu liefern, in der Hoffnung, der Story zuliebe wieder in Gnade aufgenommen zu werden.

Es war ein seltsames Gefühl, als sie ihren Wagen wieder auf ihrem Parkplatz des Senders abstellte. Wie würde Jenkins auf die Story reagieren? War er überhaupt noch im Büro? Er war ja als Workaholic bekannt, der als erster kam und als letzter ging.

„Wer mehr als fünf Stunden Schlaf braucht, ist für die Medienarbeit nicht geeignet und sollte besser Philosophie studieren“, war eine seiner Lebensweisheiten, die er hin und wieder seinen Mitarbeitern vorsetzte. Aber mittlerweile war es elf Uhr nachts und sie konnte sich nicht vorstellen, dass ihr Boss jetzt noch da war. Doch sie sollte sich täuschen, als sie eintraf, war Jenkins gerade dabei, das Gebäude zu verlassen. Der Mann schien tatsächlich kaum Schlaf zu brauchen. Er war erstaunt, Cyd zu begegnen, als echter Medienmann erkannte er jedoch an ihrem Ausdruck, dass etwas Ungewöhnliches passiert sein musste.

„Was ist los mit Ihnen, Sie sehen ja aus als wären Sie einem Geist begegnet. Eigentlich dachte ich, Sie würden Ihren Zwangsurlaub nützen um auszuspannen und Ihre Nerven zu beruhigen.“ Ohne lange Vorrede kam Cyd sogleich zur Sache.

„Boss, ich bin durch Zufall auf eine Riesensache gestoßen. Geben Sie mir zehn Minuten, dann können Sie mich immer noch ins Exil schicken.“ Jenkins lächelte über ihre Ausdrucksweise, reagierte aber überraschend freundlich.

„Ich kenne Sie gut genug, um zu wissen, dass eine Riesensache aus ihrem Mund tatsächlich eine Riesensache ist. Also gehen wir in mein Büro.“ Gemeinsam nahmen sie den Lift in den siebzehnten Stock und gingen durch die leeren Korridore zum Head Office. Jenkins war

Gentleman genug für sie beide Espresso aus dem Automaten zu lassen, bevor sie am Besprechungstisch Platz nahmen.

„Also gut, Cyd, vergessen Sie die zehn Minuten, nehmen Sie sich die Zeit, die Sie brauchen.“ Ein Gefühl von Erleichterung durchströmte sie, das klang ganz anders, als das Gespräch am Nachmittag. Mit wenigen Worten erzählte Cyd, was sie in den letzten Stunden beobachtet hatte, sie ließ nichts Wichtiges weg, schmückte ihre Darstellung aber auch nicht über die Maßen aus. Sie wusste, wie sehr ihr Boss unnötige Ausführungen verabscheute. „Den ganzen Schmus drum herum sparen Sie sich für unsere Zuschauer auf“ war einer seiner Standardsätze für Mitarbeiter, die vom Thema abschweiften. Am wachen konzentrierten Blick erkannte sie, dass ihm kein Wort von ihrem Bericht entging. Ganz selten warf er eine Frage ein, um ein Detail zu klären oder einen Sachverhalt zu präzisieren, doch die meiste Zeit hörte er einfach aufmerksam zu. Schließlich lehnte sich Cyd zurück und wusste, die Würfel waren, so weit es sie betraf, gefallen, jetzt hing alles von der Einschätzung des großen Meisters ab. Jenkins saß eine Zeit lang schweigend da, bevor er auf das Gesagte einging.

„Ich glaube, da sind Sie tatsächlich auf eine große Sache gestoßen. Lassen Sie es mich so sagen. Ich bin prinzipiell interessiert, kann Ihnen aber nichts versprechen. Gehen Sie erst einmal nach Hause und schlafen Sie sich aus. Halten Sie sich auf jeden Fall stand-by. Ich werde in dieser Angelegenheit meine Kontakte spielen lassen und die Hintergründe recherchieren. Ich melde mich dann bei Ihnen.“ Damit erhob er sich, um anzuzeigen, dass für ihn die Sache erst einmal erledigt war. Cyd stand ebenfalls auf und verabschiedete sich. Sie wusste, für Jenkins würde es eine lange Nacht werden. Und wenn sie auch im ersten Augenblick enttäuscht darüber war, dass er sie nicht aufgefordert hatte, sich zu Arbeitsbeginn in ihrem Büro einzufinden, spürte sie doch, dass die Dinge gut für sie standen. So verabschiedete sie sich formlos und verließ das Büro. Auf dem Weg zu ihrem Wa-

gen merkte sie erst, wie erschöpft sie war. Und jetzt hatte sie nur noch zwei Wünsche, eine kalte Dusche und ein paar Stunden Schlaf.

Als Jimenez die Hütte betrat, glaubte er in einem Gruselkabinett zu sein. Das umgestürzte Regal inmitten von Tonscherben, unzerbrochenen Gefäßen und Organteilen, dazu der alles durchdringende Gestank nach Tod und Verwesung. Ein Blick genügte ihm, um zu erkennen, dass hier eine gründliche Untersuchung durch das forensische Ermittlungsteam notwendig war.

Er hatte es bereits angefordert, so wie er auch Elmore Spencer, den Leiter der regionalen FBI-Dienststelle verständigt hatte. Er mochte Elmore persönlich ganz gerne. Die beiden absolvierten gelegentlich ihr Schießtraining gemeinsam im Keller des S.S.D. und Jimenez wusste, dass Spencer ein hervorragender Schütze mit dem 45er Colt war. Da er im Moment nicht mehr tun konnte, erließ er die Anweisung, den Einsatzort umfassend abzusichern.

In kurzen Abständen trafen die verschiedenen Spezialeinheiten ein. Spencer, der noch vor dem forensischen Ermittlungsteam angekommen war, wurde von Jimenez begrüßt. „Guten Abend, Elmore. Oder sollte ich sagen, guten Morgen? Eine ungewöhnliche Zeit für eine Lagebesprechung, das ist mir bewusst. Und ich bin mir auch nicht sicher, ob wir hier einen Fall für das FBI haben. Doch wenn dies der Fall sein sollte, möchte ich Sie von Anfang an dabei haben.“ Jimenez streckte ihm die Hand hin und sie begrüßten einander mit einem festen Händedruck.

„Kein Problem mein Freund, ich habe schon des Öfteren einen blinden Alarm erlebt. Aber es ist mir lieber, umsonst gerufen zu werden als zu spät. Wie Sie richtig bemerkt haben, hat es für uns Priorität, rechtzeitig verständigt zu werden. Lassen Sie einfach einmal hören, was Sie haben.“ Spencer griff in seine Tasche und nahm ein elegantes Zigarrenetui aus Platin heraus, öffnete es und wählte sorgfältig eine der dünnen langen Zigarren aus, ohne die er nicht auszukommen schien. Nach dem üblichen Ritual des Anzündens

überzeugte er sich, dass sie gut zog, dann wandte er sich erneut dem Sheriff zu, der ihn in Kenntnis setzte.

„Ich habe selbst nur ganz rudimentäre Informationen. Doch was wir wissen, hat uns veranlasst, der Sache höchste Priorität zu geben. Zwei junge Leute sind offenbar in die Hütte eingestiegen, um sich zu vergnügen. Sie haben es möglicherweise zu heftig getrieben und dabei ein Regal umgeworfen. Dadurch gingen zahlreiche der dort deponierten Krüge zu Bruch und ergossen ihren Inhalt auf die beiden. Ein ‚Interruptus horribilis‘ könnte man sagen. Leichenteile der verschiedensten Art, auf den ersten Blick vorwiegend Innereien, teils konserviert, teils auch in Verwesung begriffen, zumindest dem Geruch nach. Wirklich starker Tobak. Selbst für mich ist der Eindruck schockierend.“ Wie um seine Worte zu unterstreichen, verzog sich das Gesicht des Sheriffs bei dieser Schilderung zu einer Grimasse des Ekels.

„Die beiden stehen natürlich unter Schock und sind nicht vernunftsfähig. Die wenigen Informationen, die wir von ihnen bekommen konnten, sind nicht nur lückenhaft, sondern teilweise auch widersprüchlich. Doch die Geschichte hat auch eine politische Komponente. Das Mädchen ist die Tochter von Gouverneur Cavendish. Und wenn der von der Sache erfährt, wird er sicher richtig eklig. Nach dem Motto ‚Wieso können die Behörden des Countys nicht dafür sorgen, dass unschuldige junge Menschen in leer stehende Häuser einbrechen und dort ihre Sexspiele veranstalten können, ohne in schockierende Erlebnisse als Folge unaufgeklärter Schwerverbrechen verwickelt zu werden.‘“

Spencer lachte, dann nahm er einen tiefen Zug von seiner Zigarre. „Ja, diese Worte könnten tatsächlich aus dem Mund des Gouverneurs stammen. Andererseits sind seine Aussagen so populistisch, dass keiner sie wirklich ernst nimmt.“

„Keiner, bis auf die einfachen Menschen. Sie werden in Ihrer Position nicht direkt vom Volk gewählt, ich hingegen schon. Daher darf ich ihn als Gegenspieler nicht unterschätzen.“ Das schien der FBI-

Mann einzusehen, denn er nickte nachdenklich, während er die Glut seiner Zigarre betrachtete.

Mittlerweile war auch das forensische Team eingetroffen. Wie üblich mokierten sie sich über die zerstörten Spuren und die unzureichende Absicherung des Einsatzortes, bevor sie sich an die Arbeit machten. Jimenez wollte sich gerade wieder Spencer zuwenden als sein Mobile läutete. Er lauschte einige Minuten angespannt, bevor er antwortete.

„Was ich Ihnen zu diesem Zeitpunkt bestätigen kann, Mr. Jenkins, ist ein umfassender Polizeieinsatz am Coyote Creek. Über mehr Informationen verfüge ich derzeit selbst nicht. Wir stehen erst am Anfang der Ermittlungen.“ Wie dem Ausdruck des Sheriffs zu entnehmen war, schien der Gesprächspartner ziemlich insistierend zu sein.

„Mr. Jenkins, Sie wissen ja selbst am besten, dass ich persönlich die Zusammenarbeit mit den Medien befürworte und, wenn sinnvoll, auch suche. Doch in diesem Fall ...“ Wieder gab es Einwände von der anderen Seite, die Jimenez das Wort abschnitten. Nach dem gequält resignierenden Ausdruck des Sheriffs zu urteilen, rang er sich zu einer Entscheidung durch, hinter der er nicht wirklich stand.

„Okay, es ist zwar höchst ungewöhnlich, aber ich werde für Miss Clark eine Ausnahme machen und sie hier am Tatort empfangen. Aber erwarten Sie nicht zu viel davon, das meiste was wir wissen, habe ich Ihnen bereits gesagt.“

Mit einem tiefen Seufzer beendete er das Gespräch und steckte sein Mobile wieder weg. „Der Schweinehund versteht es, an offene Gefälligkeiten zu erinnern. Ich glaube, der hat für jede Situation ein Druckmittel zur Hand. Er möchte, dass wir seiner Top-Journalistin Zugang zum Einsatzort gewähren und ihr ein Interview geben. Na, das kann ja heiter werden. Die anderen Medien werden uns in der Luft zerreißen.“

Spencer winkte ab. „Was heißt hier uns, Sie treffen doch diese Entscheidung.“

„Sie haben recht, mich werden sie kreuzigen. Jetzt sind wir wieder beim Punkt von vorhin, ich muss mich alle vier Jahre zur Wahl stellen, dabei brauche ich jede Unterstützung, die ich bekommen kann.“ Ruth stand an der Absperrung und wartete darauf, durchgelassen zu werden. Sie hatte nicht den geringsten Zweifel, dass ihr dies mit Hilfe von Jenkins Einfluss gestattet werden würde. Ihrem Boss war es noch immer gelungen, ihr überall Zutritt zu verschaffen.

„Darf ich Ihnen eine Erfrischung anbieten?“ Der junge Deputy schenkte ihr ein bewunderndes Lächeln, als er ihr eine beschlagene Flasche Lemon Soda hinüberreichte. „Wie Sie sehen, wird unser Kühlschrank im Einsatzwagen nicht ausschließlich für die empfindlichen Chemikalien der kriminalistischen Untersuchungen verwendet.“ Das verschwörerische Grinsen suchte nach Verbrüderung.

„Danke, sehr freundlich von Ihnen, aber ich habe keinen Durst.“ Die kühle unnahbare Ruth ließ wieder einmal einen galanten Kavalier abblitzen, obwohl ihre Kehle ausgedörrt war und sie fast umkam vor Durst.

„Warum kann ich nicht die kleinste Aufmerksamkeit annehmen?“, fragte sie sich zum tausendsten Mal. Wie oft hatte sie sich vorgenommen, sich die Erlaubnis zu geben, Freundlichkeiten anzunehmen, wenn ihr danach war. Aber letztendlich hatte sie dann doch immer wieder einen Rückzieher gemacht. Der Widerstand war einfach unüberwindlich. Sie hatte weder die Gabe zu geben, noch konnte sie annehmen. Die einzige Ausnahme, die ihr in den Sinn kam, war ihre bevorzugte Position beim Sender. Auch wenn sie ihren privilegierten Status nicht so ohne weiteres als solchen zugeben würde, wusste sie doch tief in ihrem Inneren, dass Jenkins an ihr einen Narren gefressen hatte und sie definitiv anders behandelte als die übrigen Mitarbeiter. Nur bei Jenkins konnte ihr Ego auf den ungeheuren Wert verweisen, den sie aufgrund ihrer Popularität für den Sender darstellte.

Worüber sie nicht nachdachte war die Tatsache, dass Jenkins praktisch jeden zum Medienstar machen konnte, wenn er nur wollte.

Kurz zuvor hatte sein Anruf, in dem er ihr von Cyds Beobachtung am Coyote Creek berichtete, sie aus dem Schlaf gerissen. Obwohl der Auftrag in diesem Fall eigentlich Cyd zustehen würde, hatte er sich trotzdem entschieden, Ruth, die über mehr Erfahrung im Umgang mit den Behörden verfügte, als Späherin an die Front zu schicken. Da Cyd von seiner Entscheidung nichts wusste, verlangte er, sie möge ihre Aktion mit Diskretion behandeln, bis er sich für eine offizielle Strategie entschieden habe. Sie überlegte gerade, wie diese Strategie wohl aussehen würde, als sie das Geräusch näherkommender Schritte vernahm.

„Entschuldigen Sie bitte die Wartezeit, Miss Clark, aber die Absicherung des Einsatzortes geht vor, wie Sie verstehen werden.“ Julio Jimenez schlug auf eine militärische Art die Haken zusammen und deutete zur Begrüßung eine leichte Verbeugung mit dem Kopf an. Dann reichte er ihr die Hand. Ruth war ganz die Liebesswürdigkeit in Person. Sie wusste, wie empfindlich Jimenez sein konnte, wenn er unter Druck stand. Und dass Jenkins ihn unter Druck gesetzt haben musste, stand für sie außer Zweifel.

„Kein Problem, Sheriff, ich bin Ihnen zutiefst dankbar, dass Sie sich in dieser Situation die Zeit nehmen, mich überhaupt zu empfangen. So wie es den Anschein hat, sind Sie hier auf eine delikate Sache gestoßen.“ Jimenez war von ihrer höflichen zurücknehmenden Art sichtbar angetan und seine Haltung entkrampfte sich. Dennoch schien er sich nicht sicher zu sein, wie weit er die Weitergabe von Informationen an einen einzigen Vertreter der Medien verantworten konnte. Deshalb beschloss Ruth, noch ein wenig nachzulegen.

„Mister Jenkins hat mich geschickt, um mit Ihnen auszumachen, wie wir als Sender mit der höchsten Einschaltquote die Behörden bei den Ermittlungen unterstützen können. Selbstverständlich richten wir uns dabei nach Ihren Wünschen und Vorgaben. Wir sind unserem Publikum natürlich verpflichtet, alle für das öffentliche Interesse relevanten Informationen zu liefern. Niemand legt jedoch fest, wann wir diese Informationen liefern müssen. Wir können Ihnen auch an-

bieten, bei der Ausarbeitung der Presseerklärungen hilfreich zu sein. Das Einzige, was wir uns erwarten, sind die Exklusivrechte für die Veröffentlichung der Story aus der Insiderperspektive, immer nach Ihrem Ermessen und erst dann, wenn alle Ermittlungen abgeschlossen sind. Wie stehen Sie dazu, Sheriff?“ Jimenez war zu einer Entscheidung gekommen. Auch wenn er bislang kaum brauchbare Informationen hatte, war ihm klar, dass der Fall sich zu einem ‚Triple XL‘ auswachsen würde. Da konnte er jede Hilfe gebrauchen.

„Vielen Dank, Miss Clark, ich weiß Ihr Angebot zu schätzen und nehme es unter den genannten Bedingungen auch gerne an. Somit kann ich Ihnen bestätigen, dass es tatsächlich einen Fall gibt. Aber wir tappen selbst noch im Dunkeln. Das Einzige, wovon wir bisher Kenntnis haben, ist der Fund einer größeren Menge an Leichenteilen in Tonkrügen, vorwiegend innere Organe, in dieser Hütte. Möglicherweise ist das ein Hinweis auf die Tätigkeit eines Ritualmörders in unserer Gegend. Ich muss allerdings darauf bestehen, dass Sie diese Information bis zur offiziellen Presseerklärung vertraulich behandeln. Ja, und noch etwas, die kleine Linda Cavendish war eine der beiden Personen, die das Depot entdeckt haben. Diese Information ist top-secret. Ihr Boss wird das verstehen. Richten Sie Jenkins meine besten Grüße aus, ich werde mich morgen zwecks weiteren Vorgehens mit ihm in Verbindung setzen. Und jetzt muss ich Sie bitten, mich zu entschuldigen. Guten Abend.“

Ruth wusste, wann es sich langfristig auszahlte, nicht zu insistieren oder auf Teufel komm raus verdeckte Ermittlungen durchzuführen. Und so lächelte sie Jimenez noch einmal herzlich zu und winkte kurz mit der Hand, bevor sie zu ihrem Wagen zurückging und abfuhr.

Jimenez kochte vor Wut. Nicht zum ersten Mal war er genötigt mit machtgerigen Politikern Kompromisse zu schließen. Aber noch nie hatten die Umstände ihm solche Zugeständnisse abgezwungen. Eine Vertreterin der Presse in einem Ermittlungsteam. Eine solche Einflussnahme war ungeheuerlich und inakzeptabel. Und doch blieb ihm

keine Wahl. Ohne die Protektion von Jenkins und seinem Sender war er verloren. Er kannte Cavendish und seine Clique nur zu gut. Wenn es nicht nach seinem Willen ging, war der Gouverneur in seiner Wut zu jeder Hinterhältigkeit fähig. Er würde all seine Macht und seinen Einfluss missbrauchen, um ihn als Sheriff und Mensch zu vernichten. Dabei gab sich der Chief in Bezug auf Jenkins keinen Illusionen hin. Er war in dieser Angelegenheit nur das kleinere Übel. Charakterlich stand er Cavendish an Skrupellosigkeit in nichts nach.

Kapitel 2

Obwohl er sich in der Tiefschlafphase befand, wusste der Schlafende was auf ihn zukam. Es war die Traumerfahrung vieler Monate, die dieses Schlafbewusstsein bei ihm hatte entstehen lassen. Es war wie ein Wissen um kommendes Unheil, das nicht mehr aufzuhalten war, und das man hilflos und völlig ausgeliefert über sich ergehen lassen musste. Während die ersten Traumbilder Gestalt annahmen, hatte er nur den einen verzweifelten Wunsch, dass er wenigstens dieses eine Mal von dem immer gleichen quälenden Albtraum verschont bliebe. Doch schon tauchte das wunderschöne Gesicht der Frau in der Blüte ihres Lebens auf, mit einem Lächeln voll Herzlichkeit und Güte, die strahlenden dunkelblauen Augen sprühend vor Vitalität und Verbundenheit mit dem Leben.

In der Zeit ihres gemeinsamen Weges hatte sie ihn geprägt und alles für ihn bedeutet – Liebe, Zärtlichkeit, Rückhalt, Trost, Spenderin von Mut, Kraft und Lebenssinn. Der Archetyp eines weisen starken Weibes, gleichermaßen erdverbunden wie visionär. Jetzt, da sie nicht mehr lebte, suchte sie ihn allnächtlich in seinen Träumen auf.

Und genauso schrecklich, wie sie aus ihrem und seinem Leben gerissen worden war, verlor er sie immer wieder aufs Neue in seinen Träumen. Wie Orpheus, der die Hand nach der geliebten Eurydike ausstreckt, im Versuch sie zu berühren, zu halten, während sie unaufhaltsam entschwindet, muss er fassungslos zusehen, wie sich ihre Züge auflösen und in Verwesung übergehen. Wie in Zeitraffer läuft der Verwesungsprozess vor ihm ab, bis er das Bild einer grauenhaften Fratze vor sich sieht, die Haare ausgefallen, die Augenhöhlen leer und erweitert, der offene Mund zu einer faulenden Grimasse verzerrt.

Wie jede Nacht waren es seine eigenen Schreie, die er wie aus weiter Ferne vernahm, und die immer eindringlicher an sein Ohr drangen, bis er endlich schweißgebadet aufwachte.

„Ich habe dich im Stich gelassen. Verzeih mir, bitte, ... es tut mir so leid, hörst du, ich wollte es nicht, verzeih mir. Ich wusste nicht, was

ich dir angetan habe, ich wusste es nicht ..., vergib mir, bitte ...“, gebetsmühlenhaft, abgehackt, kaum verständlich stieß er die Worte hervor.

Obwohl er mit jeder Faser seines Körpers spürte, wie dringend er Schlaf und Erholung benötigte, trieb ihn die Angst vor einer Wiederholung des zwanghaften Traumgeschehens aus dem Bett. Er ging mit unsicheren Schritten zum Barschrank, nahm eine Flasche Cognac und ein Glas und begab sich auf die Terrasse. Zitternd, in eine Decke gewickelt, saß er dort in der Dunkelheit, versuchte seinen aufgewühlten Geist mit dem Alkohol zu betäuben und wartete auf das Morgen-grauen.

Der atemberaubende Ausblick auf den funkelnden Sternenhimmel über den alten Bäumen bedeutete ihm nichts. Er war ein Getriebener, ein Fluchbeladener, den Schönheiten des Lebens nicht mehr zugetan. Manchmal, wenn die Erschöpfung zu groß war, fand er kurzzeitig Erholung in einem leichten Halbschlaf, bis die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne ihn weckten.

Der erste Weg führte ihn zur Kaffeemaschine, wo er sich einen starken Kaffee aufbrühte. Die Aufputschmittel, die ihn fit für den Tag machen sollten, nahm er zusammen mit der Tasse Kaffee wieder auf der Terrasse ein. Dann zwang er sich zu seinem morgendlichen Duschritual – zehn Minuten eiskalt, drei Minuten so heiß, wie er es ertragen konnte und schließlich wieder kalt. Nachdem er so die Lebensgeister in seinen Körper gezwungen hatte, war er bereit, seinen alltäglichen Tätigkeiten nachzugehen.

Auf der Fahrt zu seinem Arbeitsplatz nahm er kaum etwas wahr. Er steuerte sein Fahrzeug traumversunken in die Stadt.

Jimenez und seine Männer waren erst am frühen Morgen von der Hütte in den Bergen zurückgekehrt. Er hatte im Waschraum des Sheriff Departments geduscht und seine Kleider gewechselt. Für 10.30 Uhr hatte er eine Krisensitzung angesetzt. Doch zuvor musste er noch die Proben ins Labor bringen. Er rief nach Deputy O'Brian.

„Wir brauchen viel starken Kaffee, Keith. So schwarz und so stark, wie die Maschine es hergibt. Ich werde die Krisensitzung rasch durchziehen, so dass auch ihr vom Bereitschaftsdienst teilnehmen könnt, und die Männer der Nachtschicht noch etwas Schlaf bekommen. So wie es aussieht, wird heute ein mörderischer Tag. Wir dürfen uns bei der Untersuchung keine Fehler erlauben. Das FBI und das ganze Land werden uns auf die Finger schauen. Dazu kommt, dass uns die Presse mit Fragen bombardieren wird. Wir brauchen also einen wachen Verstand und eine dicke Haut.“ O'Brian wusste aus langjähriger Berufserfahrung, was es bedeutete, nach einer schlaflosen Nacht voll im Einsatz zu sein. Jetzt mussten sie zusammenstehen und ihr Bestes geben.

„Wir von der Bereitschaft haben uns schon abgesprochen. Wir bleiben heute länger hier, damit das Coyote-Creek-Team etwas Schlaf nachholen kann. Die Männer sollen uns einfach ablösen, wenn sie ausgeruht sind.“

„Danke, Keith, ich habe nichts anderes von euch erwartet. Gute Leute, das ist das Geheimnis für den Erfolg. Wir werden den Fall aufklären und den Kerl, der dafür verantwortlich ist, festnageln, das verspreche ich.“

Jimenez wusste, dass der Fall das Sheriff Department überfordern würde. Die vielen verschwundenen jungen Frauen in den letzten Jahren in New Mexico und Arizona, und auch die große Zahl an Opfern waren Anzeichen für ein über die Landesgrenzen hinausgehendes Verbrechen. Das bedeutete auf jeden Fall FBI. Daher hatte er sich mit Spencer abgesprochen und mit ihm vereinbart, eine Taskforce einzurichten. S.S.D., FBI, Profiler, Fachleute für forensische Medizin, eine interdisziplinäre Expertengruppe und notgedrungen auch die Presse.

Dr. Christopher Chambers hatte sich wie jeden Morgen vor Arbeitsbeginn am North Park Hospital eingefunden. Er liebte es, durch den kunstvoll angelegten Japanischen Garten zu spazieren. Um diese

frühe Stunde konnte er sicher sein, von niemandem gestört zu werden.

Es war ein verzauberter Ort, eine Oase der Ruhe und Besinnlichkeit. Wasserläufe und Kaskaden, die über mehrere Ebenen hinab in kleine Teiche flossen, aus denen Inseln aufragten, deren steinige Ufer von immergrünen Sträuchern und Bäumen oder moosbedeckten Steinen gesäumt waren. Einfache Holzbrücken verbanden die Inseln mit dem Ufer, und Pfade ermöglichten die Betrachtung des Wassers von allen Seiten.

Am liebsten saß Chambers auf der Steinbank vor einem kleinen Lotusteich. Einmal mehr fragte er sich, wie es den Betreibern des Parks, der zur Anlage des Hospitals gehörte, möglich war, in dieser Zeit der Dürre die Bewässerung für den Park aufrecht zu halten.

Den wenigsten Menschen, die ihn kannten, war bewusst, was seine charismatische Wirkung ausmachte. Und doch waren alle sich einig, dass er über besondere Eigenschaften verfügte, die ihn unter anderen Menschen hervorstechen ließen. Von mittlerer Größe, schlank mit braunem Haar wirkte er auf den ersten Blick eher unscheinbar. Trotzdem hatte er etwas an sich, das die meisten Menschen veranlasste, seine Nähe zu suchen.

Kolleginnen beschrieben ihn als attraktiven Mann mit sowohl erotischer wie auch väterlicher Ausstrahlung. Unter Fachkollegen galt er als wissenschaftlich versierter, erfahrener forensischer Mediziner, dessen Sorgfalt und Gründlichkeit immer wieder zur Aufklärung von spektakulären Fällen geführt hatte, weswegen er vom Sonora Sheriff Department und vom FBI regelmäßig für schwierige Fälle herangezogen wurde.

An diesem Morgen war er gerade in die Betrachtung einer Lotusblüte versunken, als sein Mobile summt. Er wunderte sich über den Anruf zu so früher Stunde und sah am Display, dass es der Empfang der Klinik war.

„Guten Morgen, Dr. Chambers, ich weiß, dass Sie noch nicht im Dienst sind, aber da Sie sich um diese Zeit oft im Japanischen Garten

aufhalten, habe ich es einfach probiert. Bei mir warten Sheriff Jimenez und ein Team der forensischen Spurensicherung. Sie haben Arbeit für Sie und würden gerne mit Ihnen persönlich sprechen. Was soll ich ihnen sagen? Sollen sie warten oder haben Sie gleich Zeit für sie?“

„Sagen Sie ihnen, ich bin auf dem Weg.“ Das klang nach einer wichtigen Sache, oberste Priorität. So nahm Chambers Abschied von seinem kleinen Teich und ging mit langen Schritten zum Gebäude der Gerichtsmedizin. An einem Seiteneingang waren drei Minivans des S.S.D. geparkt, offenbar hatten sie das Arbeitsmaterial gleich mitgebracht. Auf dem Weg durch die Halle fiel ihm schon von weitem die Nervosität an Jimenez auf. So hatte er den Sheriff noch nie erlebt. Sein grimmiger Blick verriet, dass er sich gewünschte hätte, in einer so wichtigen Angelegenheit nicht warten zu müssen.

„Morgen, Chambers, es gibt Arbeit und zwar nicht zu knapp. Wir hatten gestern eine lange Nacht und brauchen jetzt dringend Ihre Hilfe.“

„Kein Problem, Sheriff, guten Morgen Linda, Ralph! Gehen wir doch in mein Büro und besprechen dort alles in Ruhe.“ Chambers zeigte niemals Anzeichen von Hektik oder Unruhe.

Als die kleine Gruppe dort angekommen war, bot er ihnen Tee oder Kaffee an, doch sie lehnten ab. In den letzten Stunden hatten sie schon viel zu viel Koffein zu sich genommen. Jimenez verlor keine Zeit mit langen Vorreden.

„Wir sind auf ein größeres Depot von Leichenteilen gestoßen und müssen nun herausfinden, was es damit auf sich hat. Der Fund besteht aus vermischten Proben, die sich ursprünglich in verschiedenen Krügen befunden hatten, die zu Bruch gegangen und durcheinander geraten sind. Zum Teil haben wir auch unbeschädigte Krüge, in denen wir die gleichen Inhalte vermuten. Wir brauchen als erstes möglichst rasch eine Klärung, ob die Proben menschlichen Ursprungs sind, wie viele verschiedene Personen, Alter, Geschlecht, ethnische Zugehörigkeit, Todesursache, Zeitpunkt des Todes. Das Übliche als

Erstbefund. Wir stehen von Seiten der Presse unter Druck und auch der Gouverneur sitzt uns im Nacken. Ich weiß, ich kann mich auf Sie verlassen. Bitte geben Sie mir sofort Bescheid, wenn Sie etwas haben. Für morgen acht Uhr ist im FBI-Departement die erste Arbeits-sitzung der Taskforce angesetzt, die für den Fall gebildet wurde. Bis dahin brauchen wir die Ergebnisse auf jeden Fall. Ich nehme an, dass ich wie üblich auf Sie zählen darf, und dass Sie die Präsentation der Ergebnisse vor der Taskforce persönlich vornehmen.“

Für Chambers waren die zeitlichen Vorgaben nichts Neues, Aufträge vom S.S.D. oder FBI hatten immer die höchste Dringlichkeitsstufe. „Schaffen Sie alles ins Labor, ich mach mich sofort an die Arbeit. Bis morgen früh sollte ich die Befunde haben.“

Es war tatsächlich eine beträchtliche Menge an Material, die da angeliefert worden war. Zuerst markierte Chambers alle unzerbrochenen Krüge, dann alle Gefäße, in denen die gesammelten vermischten Proben geliefert worden waren. Nun wies er seine Mitarbeiter an, entsprechend viele Laborgefäße vorzubereiten, um die Gewebeproben einzeln untersuchen zu können.

Cyd war gerade dabei das Haus zu verlassen, als der ersehnte Anruf hereinkam. Es war die Sekretärin von Jenkins, die ihr mitteilte, dass sie sich um 12.00 Uhr im Sender einfinden sollte. Keine weiteren Hinweise. Doch Cyd wusste, was das zu bedeuten hatte. Sie war wieder dabei.

Während der Sheriff im S.D. in der Krisensitzung seine Leute instruierte und einen Einsatzplan erstellte, fand im FBI-Bureau eine ähnliche Besprechung zwischen Elmore Spencer, Raymona Hayes, dem Informatik-Experten Burt Foster sowie den Special Agents Chad Martin und Ben Kirby statt.

„Okay Leute, ich finde die ganze Angelegenheit riecht nach einer großen Sache. Sobald das organische Material ausgewertet ist, wer-

den wir sehen, ob ich recht habe. Bis dahin können wir ein Brainstorming durchführen und nach Gemeinsamkeiten zwischen den wenigen Anhaltspunkten, die wir haben, suchen. Wie sehen die Fakten aus? Raymona gestalten Sie bitte die Flip Chart.

Organfunde in größerer Menge, mit hoher Wahrscheinlichkeit menschlich, Aufbewahrungsform – in Konservierungsflüssigkeit, Aufbewahrungsart – in Tonkrügen, Aufbewahrungsort – verlassene Hütte in den Bergen, aufgefunden – durch Zufall, Wahrscheinlichkeit des Auffindens – gering, Absicherung – durch Vorhängeschlösser. Irgendwelche Ideen zu dieser Zusammenstellung?“

„Die Organe sollten konserviert werden, da sie noch eine Funktion zu erfüllen hatten.“

„Wer immer sie dort gelagert hat, rechnete nicht damit, dass sie entdeckt werden würden.“

„Gestohlene Organe aus einem anatomischen Institut für einen Schwarzmarkt von Medizinstudenten, die Seziermaterial benötigen.“

„Der Hort eines emeritierten Pathologen, der sich von den Meilensteinen seiner Berufserfahrung nicht trennen konnte.“

„Trophäen eines Serial Killers. Eingeweide sind intimer als beispielsweise ein abgeschnittenes Ohr, persönliche Kleidungsstücke oder Ausweise.“

„Menschliche Körperteile, die zum Verzehr aufbewahrt worden sind. Die sogenannte Konservierungsflüssigkeit, von der wir wissen, dass sie nicht wirklich konservierend wirkte, ist eine Art von Soße oder Suppe, was auch immer. Das Zeug ist liegen geblieben und dann verdorben, weil der Kannibale seinen Geschmack verändert hat, vielleicht auch verstorben ist oder geschnappt wurde.“

„Beutestücke eines Ritualmörders, die der Erniedrigung der Opfer dienten. Der Körper wurde ausgeweidet und an verschiedenen Orten deponiert. Der Mörder wollte dem Opfer die Totenruhe und damit die Würde nehmen.“

„Reststücke von Mahlzeiten, die von einem Kannibalen als ungenießbar übrig gelassen und als Andenken aufbewahrt wurden.“

„Eine Testsituation eines TV-Senders. Die wollen uns prüfen, um herauszufinden, wie wir damit umgehen.“

„Testsituation durch die FBI-Akademie in Quantico.“

„Herausforderung durch einen Killer, der sinnlose Taten setzt, die schwer zu verstehen und damit auch schwer aufzuklären sind.“

Die genannten Ideen kamen spontan und wurden als persönliche Einfälle unabhängig von Sinnhaftigkeit und Wahrscheinlichkeit des Zutreffens genannt. Spencer war zufrieden und ging zum nächsten Schritt weiter.

„Jetzt bitte ich alle diejenigen, die eine Assoziation beigetragen haben, diese auf wenige Schlüsselwörter für die Suchmaschinen zu reduzieren. Burt, bitte nehmen Sie die Suchwörter auf.“

Die Eingabe der Suchwörter sowohl einzeln, als auch in Kombinationen mit anderen Suchwörtern ergab keine brauchbaren Ergebnisse. Spencer steckte den Misserfolg ohne mit der Wimper zu zucken weg.

„Okay, nice try. Bei der geringen Datenmenge war auch nicht allzu viel zu erwarten.“

Jetzt gehen wir unsere Ideen Schritt für Schritt nach dem If-then-Prinzip durch und besprechen die Möglichkeiten des Vorgehens.“ Es zeigte sich, dass die meisten Assoziationen auf die Tätigkeit eines Serial Killers wiesen. Obwohl die verwendeten Fakten äußerst gering waren, wusste Spencer, dass die Intuition erfahrener Ermittler eine wertvolle Ressource darstellte und nicht unterschätzt werden sollte.

„Gut Leute, wir werden mit ziemlicher Sicherheit einen Profiler benötigen. Irgendwelche Vorschläge?“ Es wurden insgesamt fünf verschiedene Namen genannt, wobei drei Namen allen bekannt waren. Von diesen Dreien waren zwei Spezialisten für Serial Killer mit Neigung zu Kannibalismus und Trophäenkult. Der dritte war Fachmann für Ritualmorde und Totenkulte.

Auch wenn die Verbindung zu Kannibalismus heute mehrmals gefallen ist, tendiere ich zu Frank Gillardi, dem Experten für Ritualmorde. Fragen Sie mich nicht warum, es ist nur eine Eingebung. Sie sind aufgefordert, sich jetzt für Ihren Kandidaten einzusetzen.“ Über-

raschenderweise kamen keine ernst zu nehmenden Gegenstimmen. Die Grundlage für eine Entscheidung war einfach zu dünn und die Anwesenden wussten, dass Spencer aufgrund seiner analytischen Fähigkeiten und seiner langjährigen Erfahrung über die besten Voraussetzungen für emotional intelligente Entscheidungen verfügte.

„Sehr gut, dann gilt mein Vorschlag als angenommen. Ich werde mit Gillardi Kontakt aufnehmen und versuchen ihn bei unserer morgigen Sitzung dabeizuhaben. Bis auf weiteres gilt für alle ständige Erreichbarkeit und Einsatzbereitschaft. Ich danke euch.“

Kapitel 3

Austin Jenkins, Medienmogul und Lebemann, hielt nicht viel von Freundlichkeit. Wenn ihm jemand sympathisch war, konnte er sehr nett, ja fast liebevoll sein. Doch es war eine spontane Art von Freundlichkeit, wie sie typischerweise bei kleinen Kindern vorkommt, genauso spontan konnte er unfreundlich oder sehr verletzend sein. Seine Sympathien für Mitarbeiter im Sender konzentrierten sich fast ausschließlich auf Ruth, die Chefredakteurin von Life Events, der Sendung mit den höchsten Einschaltquoten. Die journalistischen Fähigkeiten von Cyd dagegen nahm er als selbstverständliche Professionalität hin, die ohnedies jeder mitbringen musste, wenn er bei ihm mitarbeiten wollte. So behandelte er auch an diesem Tag seine Mitarbeiter – mit Ausnahme von Ruth – als würden sie ihm bloß die Zeit stehlen.

„Ich habe zu tun, Sie haben zu tun, also kommen wir zur Sache. Ruth?“

Typisch Jenkins dachte Cyd. Ich habe die Story aufgetan, und Ruth soll sie präsentieren. Aber warte ab, mein Lieber, vielleicht gelingt es mir, dir bei diesem Fall die Augen zu öffnen.

Ruth ging wie gewohnt sachlich und beherrscht an die Präsentation der Tatsachen heran. „Je klarer die Fakten, umso professioneller die Darstellung“ war ihr Motto.

„Es geht um eine wirklich große Sache. In einer Hütte in den Sieras sind Krüge mit Leichenteilen gefunden worden. Das Brisante ist die Tatsache, dass eine der beiden Personen, die man als die Entdecker bezeichnen könnte, die Tochter von Gouverneur Cavendish ist. Der Einfluss des Gouverneurs erklärt auch die absolute Nachrichtensperre. Offenbar hält er nichts von negativer Publicity. Seine 15-jährige Tochter scheint mit ihrem Boy in die Hütte eingebrochen zu sein, um ein Schäferstündchen abzuhalten. Doch Vorsicht, sollten wir das so darstellen, können wir den Sender zusperren.“

„Woher wissen wir davon, wenn die Nachrichtensperre so wirksam ist?“ Jetzt war Ruth unter Zugzwang. Cyd liebte Gerry für seine Frage, denn nun würden alle erfahren, dass sie diejenige war, die den Fall aufgedeckt hatte.

Gerry hatte den Punkt ohne Hintergedanken nur für sich klären wollen, doch an der plötzlich vorhandenen Spannung merkte er, dass er offenbar ein heikles Thema berührt hatte. Ruth warf ihm einen wütenden Blick zu, bevor sie antwortete.

„Wir haben Kontakte im Sheriff Departement, die passieren die wirkungsvollsten Filter. Außerdem war Cyd zufällig in der Nähe des Fundortes und hat die Aufregung bemerkt.“

Bevor Cyd scharf darauf erwidern konnte, ergriff Jenkins, der die Rivalität zwischen seinen Spitzenjournalistinnen kannte, das Wort.

„Ich möchte Sie über den allerletzten Stand aus dem S.D. informieren. Nachdem Cyd mit ihrem Eintreffen am Fundort für uns einen Fuß in die Tür des Geschehens gestellt hatte, blieb dem Sheriff nichts anderes übrig, als Farbe zu bekennen. Er hat sich bereit erklärt, uns unter der Bedingung an den Fundort zu lassen, dass wir mit keinerlei Berichten an die Öffentlichkeit gehen, ohne uns mit ihm abzusprechen. Doch mittlerweile liegt der Fall bereits in den Händen des FBI. Der Leiter des örtlichen Büros ist Elmore Spencer, mit dem ich ein ganz gutes persönliches Verhältnis habe. Das bedeutet, die Chancen stehen gut für uns, den Fuß in der Tür zu behalten.“

Die meisten der Anwesenden fragten sich bei dieser Darstellung, zu wem Jenkins eigentlich kein „gutes persönliches Verhältnis“ hatte. Cyd wusste, dass sie sich jetzt bemerkbar machen musste, wenn sie nicht übergangen werden wollte.

„Nachdem ich den Fall für Life Events an Land gezogen habe, finde ich, dass ich die Leitung der Berichterstattung übernehmen sollte.“

„Ich glaube, für eine Reportage von dieser Dimension fehlt dir die nötige Erfahrung, meine Liebe“ warf Ruth mit zuckersüßer Stimme ein. „Außerdem sollte eine Persönlichkeit die Recherchen leiten, die

in der Öffentlichkeit bekannt ist und das nötige Vertrauen genießt. So kommen wir einfach leichter an den wichtigen Leuten vorbei und an die interessanten Informationen ran.“

„Ich bin bekannt genug und über Mangel an Vertrauen kann ich mich zumindest in der Öffentlichkeit nicht beklagen.“ Beim letzten Satz warf Cyd ihrem Boss einen anklagenden Blick zu.

Jenkins verstand, dass es böses Blut unter den Mitarbeitern geben würde, wenn er Cyd so offensichtlich benachteiligte. Er entschied sich für einen Kompromiss.

„Ich möchte, dass ihr beiden den Fall gemeinsam bearbeitet. Ihr habt die größtmöglichen Freiheiten und könnt eigenständig recherchieren. Ich erwarte aber, dass ihr den Behörden gegenüber als Team auftrittet. Bringt also eure persönliche Vendetta nicht in die Öffentlichkeit. Ich möchte laufend informiert werden. Alle wichtigen Schritte und Entscheidungen werde ich, nach Absprache mit euch, persönlich treffen. Ich habe mit Spencer ausgehandelt, dass ihr an den Sitzungen des Krisenstabes teilnehmen dürft. Elmore ist dabei, ein Team aus interdisziplinären Experten zusammenzustellen. Für morgen acht Uhr ist das erste Expertentreffen geplant, bei dem ihr dabei sein werdet. Versucht bis dahin so viel Hintergrundmaterial wie möglich aufzutreiben, damit ihr einen guten Einstieg habt. Noch Fragen?“ Die Anwesenden hüteten sich, Zeit mit unnötigen Fragen zu vergeuden.

„Okay, dismissed.“ Mit dieser militärischen Anordnung entließ Jenkins seine Leute.

Kapitel 4

Das Medieninteresse war enorm und entsprechend groß der Andrang im Presseraum des Sheriff Departments. Abgesehen von allen lokalen Berichterstattern waren die großen Zeitungen und Sender aus den Nachbarstaaten präsent. Nachdem sich das Gedränge um die besten Plätze gelegt hatte, warteten alle ungeduldig auf den Auftritt des PR-Mannes von Vasco Jimenez. Die Hitze im Raum war trotz der Klimaanlage und der Deckenventilatoren kaum auszuhalten. Nach zwanzig Minuten begann sich Unruhe breit zu machen, da öffnete sich die Seitentür und Sheriff Jimenez betrat in Begleitung seines Pressesprechers den Raum.

„Guten Morgen, Ladys and Gentlemen. Tut mir leid, wenn Sie warten mussten, aber wir haben bis zuletzt versucht, aktuelle Informationen zu erhalten. Um es gleich vorwegzunehmen, was wir bisher anzubieten haben, ist dürftig. Aber Sie können uns glauben, wir wissen selbst nicht mehr.“

„Stimmt es, dass ein Serial Killer bei uns aktiv ist?“ Der Zwischenruf kam von Jeremy O’Connel, dem Sensationsreporter eines beliebten Boulevardblattes.

„Und stimmt es, dass es Hinweise auf Kannibalismus gibt?“ Diese Frage kam von einer jungen Reporterin eines engagierten, aufstrebenden Privatsenders, der sich auf Lokalnachrichten spezialisiert hatte.

„Lassen Sie mich zuerst mitteilen, was uns an Fakten bekannt ist, dann wird mein Pressesprecher Ihre Fragen beantworten.“ Zustimmunges Gemurmel war zu vernehmen, man konnte spüren, wie die Spannung anstieg.

„Gestern Nacht wurden in einer verlassenen Hütte in der Nähe des Coyote Creek Leichenteile entdeckt, die mit größter Wahrscheinlichkeit von Menschen stammen. Es handelt sich, soweit wir bislang informiert sind, ausschließlich oder vorwiegend um innere Organe, und auf jeden Fall von mehreren Personen.“

Die Ermittlungen am Fundort sind zum Großteil abgeschlossen und die Funde werden gerade an der forensischen Abteilung des North Park Hospital untersucht. Ich hoffe, Ihnen bei der nächsten Pressekonferenz mehr dazu sagen zu können. Ihre Fragen richten Sie bitte an Mr. Marquez. Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit, guten Tag.“ Sofort erhoben sich einige Stimmen, die wegen der Kürzlichkeit der Informationen protestierten.

„Sheriff, Sheriff“, die schrille Frauenstimme durchdrang den Raum, „ich habe eine Frage an Sie persönlich! Wer hat die Funde gemacht? Stimmt es, dass es bei diesem Fall eine politische Komponente gibt?“

Jimenez ließ die Frage unbeantwortet und ging langsam, aber energisch zur Seitentür.

„Verdammte Aasgeier“, dachte er bei sich, „ganz egal, wie dicht die Datensperre ist, es gibt immer Totengräber, die an der richtigen Stelle die Leichen ausbuddeln.“

Wie es ihrer Art entsprach, stürzte sich Cyd sofort in den neuen Fall. In ihrem Büro rief sie ihre Kontakteleute zu verschiedenen wissenschaftlichen Themenbereichen an und fragte nach den besten Experten für rituelle Tötung, Totenkulte und Bestattungsmethoden. Nach mehreren Telefonaten unterzog Cyd die Empfehlungsliste einer intuitiven Wertung. Sie machte Anmerkungen, stellte Verknüpfungen her, setzte Fragezeichen und kreiste einige Namen ein, andere wurden durchgestrichen. Es war eine chaotische Form der Selektion, anarchisch, vielleicht auch typisch weiblich. Schließlich blieb ein Name mit Telefonnummer übrig, den Cyd dick unterstrich.

„Unbekannter Fremder, meine Intuition sagt mir, dass du der Mann bist, mit dem ich diesen Fall aufklären werde“, sagte sie im Brustton der Überzeugung, als wollte sie sich selbst von der Richtigkeit ihrer Wahl überzeugen.

„Du wirst mir zu Ruhm, Ansehen und Reichtum verhelfen“, fuhr sie mit leicht ironischem Unterton fort.

Na, wenn das nur kein Flop wird, warnte gleichzeitig eine innere Stimme. Cyd wusste, dass sie ihrer Intuition nur in der Hälfte aller Fälle trauen konnte.

Sie atmete tief durch und wählte den Anschluss von Ian Conrad. Sie war enttäuscht, als eine weibliche Stimme antwortete. Die Frau mit mexikanischem Akzent, die sich als Anita, die Haushaltshilfe des Doktors, vorstellte, sagte ihr, dass Dr. Conrad gegen 22 Uhr zurück sein wollte. Cyd beschloss, keine weiteren Anrufe mehr zu tätigen, sondern noch am selben Abend zum Haus von Conrad zu fahren. Sie bat Anita um eine Wegbeschreibung und notierte die Angaben auf ihrem Notizblock.

Die Fahrt zum Haus des Anthropologen erwies sich weit mühsamer, als Cyd sich das vorgestellt hatte. Nachdem sie von der Hauptstraße abgezweigt war, suchte sie sich mit Hilfe ihrer Notizen mühsam den Weg über kleine Nebenstraßen. Einmal verfuhr sie sich und musste den Wagen aus einem Feldweg, der in einem ausgetrockneten Bachbett endete, im Rückwärtsgang zurücksetzen. Die letzte Abzweigung mündete in eine kaum befahrbare Stein- und Sandpiste. Wieder glaubte sie, sich verfahren zu haben. Doch als sie bereits auf der Suche nach einer Umkehrmöglichkeit war, sah sie am Ende des Weges im Scheinwerferlicht eine gekalkte Mauer hell aufscheinen. Als sie näherkam, erkannte sie, dass es sich um ein größeres Haus im mexikanischen Ranch Stil handelte. Ohne Beleuchtung wirkte das Gebäude unbewohnt. Die Uhr am Armaturenbrett zeigte zwanzig nach zehn. Dr. Conrad sollte also zu Hause sein. Sie schaltete die Stablampe ein, die sie immer im Handschuhfach aufbewahrte, stieg aus und ging zum Eingang. An der Hausnummer und dem Namensschild am Tor erkannte sie, dass sie richtig war. Sie betätigte den altmodischen Glockenzug und klopfte auch mehrfach kräftig an die Tür, doch sie erhielt kein Lebenszeichen aus dem Inneren des Hauses. Enttäuscht setzte sie sich wieder in ihr Fahrzeug und entschied sich zu warten.

Nachdem sie fast drei Stunden lang im dunklen Wagen vor Conrads Lodge ausgeharrt hatte, beschloss sie loszufahren, und am nächsten Morgen telefonisch ein Treffen zu vereinbaren. Als letzten Versuch zählte sie langsam bis dreiunddreißig – ein Aberglaube, den sie als Kind von ihrem Großvater übernommen hatte: „Gib nicht voreilig auf Cyd“, hatte er gesagt, „wenn du glaubst, du musst ein Projekt abbrechen, gib dir noch eine letzte Chance, indem du bis dreiunddreißig zählst.“ Oft, wenn ihr etwas zu lang dauerte und die Versuchung groß war abzubrechen, setzte sie dieses Ritual ein. Und mit ungläubigem Staunen hatte sie früh die Erfahrung gemacht, dass sich tatsächlich immer wieder in dieser letzten Wartezeit eine Lösung anbahnte.

Als sie bei siebenundzwanzig angelangt war, sah sie im Rückspiegel die Lichter eines näherkommenden Fahrzeugs auftauchen. Kurz darauf bremste ein alter Mustang vor dem Haus ab und hielt in einer Staubwolke an. Ein starker Auftritt dachte sie und beschloss, dem in nichts nachzustehen.

Conrad wunderte sich über den Wagen vor seinem Haus. Im ersten Moment dachte er an ein junges Liebespaar, das sich den Abstellplatz für intime Spielereien ausgesucht hatte, dann überlegte er, wer eventuell mit Geldforderungen an ihn herantreten könnte. Da ihm zu viele Möglichkeiten einfielen, verwarf er den Gedanken daran gleich wieder und beschloss, die Antwort auf die offene Frage auf sich zukommen zu lassen.

Als er aus seinem Mustang stieg, öffnete sich die Tür des fremden Wagens und sein Blick fiel auf ein ungewöhnlich reizvolles Damenbein. Obwohl der Blick auf die weiche Kontur des Schenkels nur für einen Augenblick zu sehen war, blieb das Nachbild daran in seiner Wahrnehmung haften. Es war Conrad nicht entgangen, dass der schlanke helle Schenkel die zwei sanften Rundungen aufwies, die er an Frauenbeinen so bewunderte. Eine kleinere oberhalb des Knies und die zweite, unmittelbar darüber beginnend und sich unter dem Rock verlierend, wo sie im Schritt enden würde.

Als Connaisseur hatte er mit einem Blick erfasst, dass diese Beine seinem Schönheitsideal entsprachen. Eine deutliche Erhöhung seiner zerebralen Aktivierung und eine massive Ausschüttung von Hormonen war die Folge. Ein Zustand erhöhter Wachheit bei gleichzeitiger Alarmreaktion, pflegte er zu kommentieren, wenn er an einem Frauenbein die erste Rundung zu sehen bekam. Beim Anblick der zweiten Rundung am Schenkel – dem Purgatorio – wurde es ernst. Beim Übergang Schenkel – Slip – Inferno oder Cielo, je nach Disposition der Trägerin – war es um seinen freien Willen geschehen. Er versuchte noch seine beginnenden erotischen Anwandlungen unter Kontrolle zu bekommen, als er den Rest der Dame zu sehen bekam.

Jetzt ahnte er, dass ein guter Geist ihn geleitet hatte, sich relativ früh – nach neun Runden Jameson – vom fidelen Kreis seiner akademischen Kollegen verabschiedet zu haben. Die Nacht war schließlich noch jung und versprach höchst interessant zu werden.

„Sind Sie Ian Conrad?“ Die kehlige Stimme und der tiefe Blick in seine Augen bestätigten seine Vision.

„Wer möchte das wissen?“, antwortete er und versuchte gleichzeitig ein männliches Timbre in seine von Vorlesungen und irischen Trinkliedern strapazierte Stimme zu bekommen.

„Ich bin Cydney Alexander von Life Events. Man hat Sie mir empfohlen.“

„Empfohlen wofür?“, fragte er und versuchte den Blickkontakt noch zu vertiefen.

„Nicht das, woran Sie gerade denken“, antwortete sie mit einem Lächeln in den Augen.

„Schade, wirklich schade“, sagte er und blinzelte ihr zu.

„Im Ernst, ich brauche Ihre Hilfe als Experte. Sozusagen Ihre Expertise. Ich hörte, Sie seien der beste Fachmann auf dem Gebiet von Totenkulten und Balsamierungstechniken.“

„Sie scheinen mir doch recht lebendig, um nicht zu sagen aufregend vital.“

„Sie hingegen sehen aus, als wären Sie dem Totengräber von der Schaufel gesprungen.“

„Dem Totengräber von der Schaufel gesprungen, so ein nettes Kompliment hat man mir schon lange nicht mehr gemacht. Bei Ihnen als Totengräberin wäre ich sicher nicht gesprungen. Doch, nachdem wir nun das Begrüßungsritual und das erste Beschnuppern hinter uns gebracht haben, könnten wir eigentlich ins Haus gehen. Dort ist es kühler.“

Nachdem er den Schlüssel mit einigen Schwierigkeiten ins Schloss gebracht und die Tür geöffnet hatte, trat er ein, um die Alarmanlage zu deaktivieren, danach bat er Cyd in den Vorraum.

Der mexikanische Stil des Hauses setzte sich auch in der Innengestaltung fort – Mauerwerk aus gekalkten Ziegeln, massive Holzbalken und dazwischen eine Täfelung aus dunklem Nussbaum. Am Rand einer alten Garderobe stand ein herrlich geschnitzter Pfahl aus Zedernholz. Vor einem Erkerfenster war eine wunderbar gefertigte melanesische Tanzmaske aus Bast und Holz zu sehen.

„Ihr Sombrero für heiße Sommertage?“ fragte die Reporterin aus einem Impuls zur Provokation heraus.

„Nicht schlecht für Life Events“ konterte er. „Ein Sombrero aus Neuguinea sozusagen.“

Cyd ärgerte sich über ihre Geschmacklosigkeit. Doch was sie in Wut versetzte, war seine kühle Reaktion, mit der er auf das intellektuelle Gefälle zwischen ihnen hinwies. Sie wollte sich nicht eingestehen, dass er ihr überlegen sein könnte, obwohl sie sonst die Kompetenz von Fachleuten völlig problemlos akzeptierte. Conrad machte seine Spitze gleich wieder wett, indem er ihr ein strahlendes Lächeln schenkte, während er sie am Ellenbogen fasste, um sie in den Salon zu führen. Als Cyd die Berührung spürte, war es ihr, als ob Strom ihren ganzen Leib durchflutete. Sie spürte die Anziehung – und die Gefahr – die von ihm ausging, körperlich. Obwohl sie sich am liebsten ihrer Erregung hingegen hätte, zwang sie sich zu Disziplin und Sachlichkeit und bemühte sich, die Kontrolle wiederzugewinnen.

„Entschuldigen Sie meine alberne Bemerkung. Ich glaube, heute ist nicht mein Tag.“

„Kein Problem, vielleicht ist heute Ihre Nacht?“

„Jetzt sind Sie es, der albern ist. Es geht um eine wichtige Recherche. Wichtig an sich und besonders wichtig für mich persönlich. Meine berufliche Zukunft beim Sender hängt möglicherweise davon ab.“

Sie waren mittlerweile in den Salon gelangt, wo er sie einlud, Platz zu nehmen. Mehrere mächtige Clubsessel aus Leder standen im Zentrum des weitläufigen Raums. Ein großzügig dimensionierter Kamin zog den Blick auf sich. Entlang einer Wand waren massive Holzstämme aus Palmenholz gereiht, die als Podeste für verschiedene Masken dienten. Obwohl sie keine Expertin für diese Art von Kunst war, erkannte Cyd, dass es sich dabei um seltene, kostbare Exponate handelte. Der Raum wirkte dadurch auf wunderbare Weise belebt, ohne an Wohnlichkeit einzubüßen. Am Ende des Raums führten drei breite Stufen zu einer leicht erhöhten weiteren Ebene, wo sämtliche Wände von kunstvoll gearbeiteten Bücherregalen eingenommen wurden.

„Ist das Ihre Bibliothek?“, fragte sie überflüssigerweise.

„Mein Studio würde ich sagen, Bibliothek wirkt so antiquiert. Ich habe die Ebene erhöhen lassen, weil ich beim Arbeiten gerne Pfeife rauche. So kann sich kein Rauch im Salon festsetzen. So gerne ich rauche, den Geruch von kaltem Rauch kann ich nicht ertragen.“

„Sind Sie für das Pfeifenrauchen nicht etwas zu jung?“

„Was soll denn das wieder bedeuten?“, fragte er amüsiert.

„Na ja, Sie wissen ja, was man über Pfeifenraucher sagt“, meinte sie mit einem herausfordernden Lächeln.

„Klären Sie mich auf, ich weiß nicht, was man über Pfeifenraucher sagt.“

„Jemand hat mir einmal erzählt, dass Pfeifen so etwas wie phallische Symbole darstellten, und dass solche Fetische gerne von Män-

nern im fortgeschrittenen bis sehr fortgeschrittenen Alter als Kompensation für ihre erlöschende Manneskraft geschätzt würden.“

Der Ethnologe schüttelte mit nachsichtigem Blick den Kopf.

„Glauben Sie eigentlich alles, was man Ihnen sagt?“

„Ich glaube, ich muss mich schon wieder entschuldigen. Ich weiß wirklich nicht, was heute mit mir los ist.“

„Entschuldigen Sie sich nicht. Ich sehe es als Herausforderung, um nicht zu sagen als Aufforderung an.“ Er stand auf und nahm eines der Exponate aus einer Vitrine in der Ecke des Raums.

„Das ist die Krallen eines Braunbären aus der Walachei. Die Frauen dort glauben, dass sie damit die Haut des von ihnen begehrten Mannes ritzen müssten, um ihn zum Mann zu bekommen.“

„Faszinierend, dieser Aberglaube.“

„Kein Aberglaube, das kann ich Ihnen versichern. Ein Ritual – und es wirkt.“

„Meinen Sie das im Ernst? Wie können Sie das wissen?“

„Probieren Sie es aus!“ Cyd spürte plötzlich, dass ihr Wortgeplänkel in eine neue Dimension getreten war. Wieder fühlte sie die Attraktivität dieses Mannes. Und es machte sie wütend, ihren Gefühlen so ausgeliefert zu sein. Bislang hatte in Beziehungen zu Männern immer sie den Spielablauf dominiert. Als sie seine Hand spürte, die ihr die Krallen überreichte, durchfuhr sie ein Schauer.

„Sind Sie eigentlich nie ernst?“

„Nicht, wenn es sich vermeiden lässt. Doch wieso glauben Sie, dass ich scherze?“

Plötzlich begann er zu lachen. Es war das Lachen eines Jungen, dem es gerade gelungen war, jemandem einen Streich zu spielen. Cyd war einerseits enttäuscht, dass der Zauber des Augenblicks verflogen war, andererseits war sie froh, wieder auf die Erde zurückgekehrt zu sein.

„Was wissen Sie über Totenkulte, das Ausweiden Verstorbener, die Konservierung und Aufbewahrung sterblicher Überreste?“, fragte sie, um die Initiative wieder an sich zu reißen.

„Wie lange haben Sie Zeit?“, fragte Conrad und die Reporterin spürte, dass es keine Ironie war. Sie befanden sich nun beide auf der sachlichen Ebene.

„So lange wie es braucht, um es zu verstehen.“

„Wozu brauchen Sie dieses Wissen, und was bekomme ich dafür?“

„Es geht um die Leichenfunde am Coyote Creek. Ich recherchiere den Fall für Life Events. Aber mittlerweile geht es um sehr viel mehr. Wir arbeiten mit dem Sheriff und dem FBI zusammen. Wir wollen den Killer. Und besonders wollen wir verhindern, dass ihm weitere Menschen zum Opfer fallen. Was Sie davon haben? Publicity, Bezahlung für Ihre Expertise – und meine Anerkennung.“

„Ich weiß nichts über irgendwelche Leichenfunde am Coyote Creek, aber Ihre Anerkennung reizt mich sehr. Was darf ich Ihnen anbieten. Ich brauche etwas, das meine Zunge löst und mir meine Gedanken ordnen hilft. Ihnen erleichtert es möglicherweise, das zu verstehen, was ich gleich erzählen werde.“

„Ein Glas Weißwein nehme ich gerne“.

Conrad stand auf und verließ den Raum. Nach kurzer Zeit kam er mit einem Tablett zurück. Eine Flasche Cru des Ptolémées in einem Weinkühler, eine Schale mit Eiswürfeln und eine Flasche Single Malt mit den entsprechenden Gläsern befanden sich darauf. Er zeigte beiläufig auf die Etikette der Weinflasche.

„Ägyptischer, passend zum Anlass. Ich würde Ihnen gerne bei dem Wein Gesellschaft leisten, doch als Purist mische ich prinzipiell nie Privates mit Geschäftlichem und keinen Whisky mit Wein.“ Er schenkte ihr ein und füllte dann sein Glas mit Scotch. Sie nahm einen kleinen Schluck des belebenden Blanc, zog die Beine unter den Körper und war entschlossen, sich kompromisslos dem hinzugeben, das nun kommen sollte. Conrad nahm einen kräftigen Schluck von dem Whisky, schloss die Augen und lehnte sich in seinem Stuhl zurück.

Der Alkohol, die geheimnisvolle Atmosphäre des Raumes, der Zauber des Augenblicks und nicht zuletzt die ungestillte Sehnsucht nach Zärtlichkeit und Ermutigung bewirkten bei Cyd einen Zustand

der Weltentrücktheit, der sie alles unwirklich erleben ließ. Nach einer kurzen Zeit des Nachdenkens – sie glaubte schon, Conrad wäre eingeschlafen – begann er mit seinen Ausführungen.

„In den meisten Kulturen halten die Menschen den Tod für einen Übergang in eine andere Daseinsform. Wenn eine Person stirbt, ist für die Hinterbliebenen der Zeitraum vom Ableben bis zur Bestattung die kritischste Phase des Todes. In dieser Zeit befindet der Tote sich im Übergangszustand, in dem die Verwesung einsetzt. Die diesseitige Körperlichkeit ist noch nicht verloren, die jenseitige Form der Existenz noch nicht erreicht. Die Hinterbliebenen sind dem Verstorbenen emotional noch stark verbunden, doch sein Platz in der Gemeinschaft ist verwaist. Die körperlichen Veränderungen lassen den ganzen Schrecken des Todes erkennbar werden. Verwesung, Ausflüsse und das Werk der Maden, die den Leichnam entstellen, Auflösung bis hin zur völligen Zerstörung. Dabei werden Vorstellungen und Phantasien wach von Isolation, Fortgang ohne Wiederkehr, Aufenthalt an schrecklichen unbekannten Orten. Auch die Hilflosigkeit der Hinterbliebenen und ihre Ängste vor der Heimsuchung durch den Verstorbenen sind charakteristisch für diese Phase. So ist es nicht verwunderlich, dass Bestattungsbräuche darauf abzielen, diesen Zeitraum zu verkürzen und zu beherrschen. In den meisten Kulturen finden sich Riten der Sekundärbestattung, durch die der Tote in eine Ewigkeitsgestalt überführt wird, um in die Gemeinschaft der Ahnen eingehen zu können.

Ein typisches Beispiel dafür sind die Todesriten im pharaonischen Ägypten. Indem man das Schicksal des Leichnams durch die Mumifizierung in die eigenen Hände nahm, konnte man eine unkontrollierte Entwicklung des Toten verhindern und den Prozess der vollständigen Überleitung auf eine verhältnismäßig kurze Periode reduzieren.

Bin ich mit meinen Ausführungen zu schnell?“ Conrad beugte sich vor, um die Gläser zu füllen, dabei schickte er Cyd ein nachsichtiges Lächeln.

„Sprechen Sie weiter, ich kann Ihnen folgen.“

„In der Glaubensvorstellung der alten Ägypter war die Zeit des Lebens sehr kurz, die Existenz nach dem Tode hingegen überaus lang. Entsprechend groß war der Aufwand, den sie betrieben, um den Verstorbenen für das jenseitige Leben auszustatten.“

Die Jenseitsvorstellungen jener Zeit werden im Osiris-Mythos recht anschaulich dargestellt. Die Erzählung beschreibt, wie Osiris von seinem Bruder Seth erschlagen und in Stücke zerrissen wird. Die Stücke wirft er in den Nil, damit der Fluss sie im ganzen Land zerstreute. Das Bild vom Tod als Zergliederung, Auflösung und Zerrissenheit wird an dieser Stelle eindringlich nahegebracht. Der tote Osiris wird von seiner liebenden Schwester und Gattin aus diesem Zustand gerettet, indem sich diese auf die Suche nach den verstreuten Leichenteilen macht und sie wieder zusammenfügt. Das Leben wird hier als verknüpfende, Ganzheit und Einheit hervorbringende Beseelung beschrieben. Todesheilung durch die belebenden Kräfte einer Liebesbeziehung.

Die zweite wichtige Vorstellung im Jenseitsbild der alten Ägypter war das Mysterium der nächtlichen Sonnenregeneration. Der Sonnengott Re wurde als Spender allen Lebens angesehen. Er war das Licht, das die Finsternis besiegte. Nachts zog er als König der Toten durch das Schattenreich und erlöste die Verstorbenen aus ihrer Einsamkeit. Er teilte ihr Schicksal, indem er sich mit Osiris als seinem Leichnam vereinigte. Die Kraft der Erneuerung erwuchs ihm aus dieser Vereinigung, denn in Osiris und Re schloss sich der Kreis aus Anfang und Ende, hob sich der Gegensatz von Tod und Leben auf. Das Mysterium der nächtlichen Sonnenregeneration und die Erneuerung des Sonnengottes im Schattenreich des Todes war das tiefste Geheimnis, das es in der ägyptischen Religion gab.“

Conrad warf einen kurzen Blick zu Cyd und erkannte, dass sie noch wach war und seinen Ausführungen aufmerksam folgte. Er schenkte nach, bevor er weiter sprach.

„Bevor wir zur Bedeutung der Mumifizierung kommen, sollten wir uns noch mit der Seelenvorstellung im alten Ägypten beschäftigen. Der Mensch existierte danach in mehrfacher Form. Zunächst als Körper, als solcher auch über den Tod hinaus – deshalb legte man so großen Wert auf die Mumifizierung. Daneben wurden verschiedene geistige Kräfte beschrieben. Der wichtigste Seelenbegriff war der Ka. Er stand für die schöpferische Kraft der Götter, die den Menschen am Leben erhielt. Diese Lebenskraft wurde von den Ahnen übernommen, prägte Charakter und Persönlichkeit und pflanzte sich in den Nachkommen fort. Der Ka überlebte den Menschen, so dass er sich im Jenseits wieder mit dem Verstorbenen vereinigen konnte, um ihm auch dort Lebenskraft zu verleihen. Der Ka lebt auch als zweites Ich in den Statuen und Bildern des Toten weiter, gleichsam als Alter Ego des Menschen.

Ich habe vorhin die Sekundärbestattung erwähnt, die es dem Toten ermöglichen soll, in die Gemeinschaft der Ahnen einzugehen. In Ägypten stellte die Mumifizierung das Äquivalent dazu dar. Die Mumifizierung war ein Prozess der Reinigung, der die Überwindung des unreinen Leichenzustandes und die Transformation zum vollkommenen Toten zum Ziel hatte. Diese Reinigung stand für die Umwandlung des toten Körpers in den ewigen Leib. Durch die Mumifizierung wurde der Tote zu Osiris. Die Zeremonien, die dabei stattfanden, waren eine Wiederholung der Zauberriten, durch die Isis ihrem Bruder und Ehemann Osiris das Leben wiedergegeben hatte. Der mumienförmige Osiris-Zustand war ein dauerhafter Zustand. In einem uralten Pyramidentext heißt es: ‚So wahr Osiris lebt, wird er auch leben; so wahr Osiris nicht gestorben ist, wird auch er nicht sterben; so wahr Osiris nicht vernichtet ist, wird auch er nicht vernichtet werden.‘

Die Mumifizierung war ein Prozess, der nicht nur große Geschicklichkeit und Sachkunde erforderte, sondern auch nach einem genau vorgeschriebenen Ritual durchgeführt wurde.

Die erste Phase – auch als ‚Überqueren des Sees‘ bezeichnet – stand im Zeichen der Reinigung. Aus dem Körper wurde alles entfernt, das eine Gefährdung für seine als Zielgestalt angestrebte Ewigkeitsform darstellen konnte. Die Entfernung des Gehirns war der erste Schritt. Für die Ägypter hatte das Gehirn keine besondere Bedeutung. Es wurde mittels langer Bronzenadeln mit Haken an den spiraligen Enden durch den Nasenkanal entfernt. Eviszeration war die Technik, Organe zu entfernen. Zuerst wurde ein Schnitt gemacht, der sich auf der linken Seite vom Ende der Rippen zum Oberrand des Beckens erstreckte. Durch diese Öffnung wurden viele der inneren Organe entnommen. Es war wichtig, diese zu entnehmen, weil sie im Körper als erstes zu verwesen beginnen. Leber, Lungen, Milz, Magen und Därme wurden gewaschen und in Natron gepackt, um sie auszutrocknen. Die Eingeweide wurden dann in vier Krügen, den Kanopen, aufbewahrt, von denen jeder den Kopf eines der vier Horussöhne als Deckel trug. Imsety, der Gott mit dem Menschenkopf, beschützte die Leber, Hapy, der Gott mit dem Paviankopf, die Lungen, Duamutef, der Gott mit dem Schakalkopf, den Magen und Qebhsenuf, der Gott mit dem Falkenkopf, die Gedärme. Diese sollten den Toten vor Hunger und Durst beschützen, als deren Sitz die Eingeweide galten. Die restlichen Weichteile und Flüssigkeiten wurden in einer Natron-Harz-Lauge aufgelöst und rektal aus dem Körper herausgepumpt.“ Cyd spürte, wie es sie plötzlich eiskalt durchlief.

„Das heißt, die Eingeweide wurden bei den alten Ägyptern aus rituellen Gründen in Krügen aufbewahrt?“

„Nicht alle Eingeweide – das Herz und die kaum sichtbaren und schwer zugänglichen Nieren waren davon ausgenommen. Conrad war verwundert über ihr plötzliches Interesse an diesem speziellen Punkt und warf Cyd einen scharfen Blick zu.

Da sie jedoch keine Anstalten machte, ihr Interesse zu begründen, setzte er seine Ausführungen fort.

„Das Herz wurde nicht aus dem Körper entfernt, da es für die Ägypter das entscheidende Organ war, was die geistigen Fähigkeiten

betraf. Es gehörte nicht primär zum Körper als Maschine, sondern stellte gegenüber dem Körper eine eigene Qualität dar.

Die Phase der Desikkation – das heißt die Austrocknung und Einsalzung – zog sich über vierzig Tage hin.

Zuletzt wurde der Leichnam im Ritual der Mumifizierung wieder aufgebaut. Die angestrebte Endgestalt dieser umständlichen Behandlung war die Mumie. Sie war viel mehr als der Leichnam, sie war Abbild des Gottes Osiris und eine Art Hieroglyphe des ganzen Menschen, die mit Zauber angefüllt war.

Um diese Ganzheit zu erhalten, bedurfte es mehr als chirurgischer Eingriffe und chemischer Behandlungen. Viel wichtiger war der Ritus der sprachlichen Behandlung des Toten. In den Worten und Texten, gesprochen von einer liebenden Person, sahen die Ägypter das Geheimnis der Leben spendenden Zusammenfügung alles Zerrissenen.“

Erneut beugte Conrad sich vor, um die Gläser nachzufüllen und um Cyds Aufnahmefähigkeit zu überprüfen. An ihrem wachen faszinierten Blick erkannte er, dass sie seinen Ausführungen mit großer Aufmerksamkeit folgte. Erstaunt über ihr anhaltendes Interesse sprach er weiter.

Die Durchführung eines Rituals, welches ‚das Öffnen des Mundes‘ genannt wurde, erlaubte dem Verstorbenen wieder zu essen und zu trinken. Mit der Mundöffnung erhielt der Verstorbene seinen Körper zurück, seine Gestalt, in die der Ba einkehren konnte.

Endlich wurde der Körper in einem großen steinernen Sarkophag in der Grabkammer zur letzten Ruhe gebettet. Diese Kammer stattete man für den Verstorbenen mit Möbeln, Kleidung, Preziosen, Speisen und Getränken aus.

Nun war der Körper bereit für seine Reise durch die Unterwelt. Dort würde sein Herz gewogen werden, um über seine guten Taten auf Erden zu urteilen.

Wenn sein Herz rein war, würde er für alle Ewigkeit im lichten Totenreich im Himmel leben dürfen. Durch die Herzwägung erhielt der Verstorbene sein Herz und damit seine spirituelle Identität zurück.“

Conrad lehnte sich zurück und trank den restlichen Whisky aus seinem Glas. „Soweit die Vorstellung der alten Ägypter zu Liebe, Tod und Leben.“ Conrad hatte wohl beabsichtigt, diesen Satz lässig und beiläufig klingen zu lassen, doch Cyd spürte, dass sie beide im Mysterium um das Geheimnis des Lebens gefangen waren. Sie versuchte sachlich zu klingen, doch auch ihre Stimme klang seltsam unnatürlich bei ihrem Versuch die Verbindung zum Hier und Jetzt wieder zu finden.

„Ich danke Ihnen für Ihre Unterstützung bei meiner Recherche. Ich hoffe, wir sehen uns bald wieder. Ich werde mich auf jeden Fall demnächst bei Ihnen melden. Doch jetzt brauche ich dringend meinen Schönheitsschlaf.“

„Sie können auch hier ...“ Conrad sagte die Worte völlig unverfänglich und ohne den geringsten Unterton.

„Danke, das ist sehr freundlich, aber ich brauche mein eigenes Bett, außerdem muss ich morgen früh raus, da würde ich Sie nur stören.“

Er begleitete sie zu Tür und wünschte ihr eine gute Nacht. Dann blieb er noch vor dem Haus stehen, bis ihre Rücklichter im Dunkel der Nacht verschwunden waren.

Am nächsten Morgen waren Ruth und Cyd pünktlich um acht Uhr im örtlichen FBI-Bureau. Der Konferenzraum war als ‚War Room‘ adaptiert worden. Vorne stand die unvermeidliche Tafel für die Aufzeichnungen von allen Daten, die zum Profil des Täters führen sollten.

Wie nicht anders zu erwarten gewesen war, herrschten chaotische Zustände. Leitungen wurden verlegt, Kommunikationsnetze eingerichtet und Erfrischungen bereitgestellt.

Ramona Hayes, die Assistentin von Elmore Spencer, teilte ihnen mit, dass es eine Verzögerung von zwei Stunden, möglicherweise auch mehr, geben würde.

Ein Computerexperte vom FBI unterhielt sich mit Cyd, merkte aber bald, dass ihre Aufmerksamkeit nicht bei ihrem Gespräch lag. Ihr Blick schweifte immer wieder an das andere Ende des Konferenztisches, wo Dr. Chambers vom Park Hospital saß und seine Unterlagen ordnete.

„Gillardi soll ein harter Knochen sein. Hat sein Handwerk als Kriminalpsychologe in Boston, London und Tokio gelernt und gilt als der führende Spezialist für Serial Killer“, versuchte er ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen.

Nachdem sie erneut auf Chambers gestarrt hatte, wandte Cyd ihren Blick wieder ihrem Gesprächspartner zu.

„Ja, er gilt als Nonkonformist, einer, der gerne interdisziplinär arbeitet und – welch glückliche Fügung für mich – die Zusammenarbeit mit den Medien als Unterstützung bei der Jagd nach Killern befürwortet.“

Nach drei sich endlos dehnenden Stunden Verspätung waren endlich alle vollzählig versammelt und warteten mit Spannung darauf, dass es losgehen würde. Dann flog die Tür auf und Frank Gillardi betrat mit dynamischen Schritten den Raum. Er ging zu seinem Stuhl und eröffnete die Sitzung, indem er die Anwesenden auf ihre Plätze orderte.

„Okay, Ladys and Gentlemen, wir haben keine Zeit zu verlieren, fangen wir an. Unsere Gruppe ist für heute vollständig, ich glaube, dass wir in der hier vorliegenden Konstellation ein gutes Team bilden. Lassen Sie mich die Anwesenden kurz vorstellen, bevor ich die Jagd freigebe. Ich bin Frank Gillardi, der Leiter der Taskforce.

Das bedeutet, ich bestimme, wo's langgeht.“ Unterdrücktes Lachen und zustimmendes Murmeln erfüllten den Raum. Die meisten der

Anwesenden schätzten ein offenes Wort und sahen die Notwendigkeit von straffer Führung bei solch einem Fall durchaus ein.

„Zu meiner Linken Julio Jimenez vom Sheriff Office und meine Mitarbeiter vom FBI, Elmore Spencer und Raymona Hayes, die beiden sind Ihre Kontaktpersonen, wenn ich nicht erreichbar bin. Über sie werden ich Ihnen bei Bedarf auch meine Anordnungen mitteilen. Ruth Clark von Life Events. Wir brauchen einen Partner, der es uns ermöglicht, die Öffentlichkeit umfassend und in unserem Sinn zu informieren. Ohne andere Sender ausschließen zu wollen, habe ich mich für Life Events entschieden. Sie haben die höchsten Einschaltquoten im County und Austin Jenkins ist ein vernünftiger Mann. Selbstverständlich gibt es daneben die üblichen Pressekonferenzen, aber Ruth Clark und Cydney Alexander von Life Events werden in die Tätersuche miteinbezogen. Miss Alexander sitzt in größtmöglicher Entfernung von ihrer Kollegin, trotzdem stelle ich sie gleich mit vor. Miss Clark und Miss Alexander, damit wir eines von Anfang an klarstellen. Sie können Ihre Recherchen und die Berichte über unsere Arbeit nach Abschluss des Falls nach Ihrem Gutdünken veröffentlichen. Bis dahin schreiben Sie das, was ich zur Veröffentlichung freigebe. Das ist unsere Vereinbarung. Und schließlich Dr. Christopher Chambers, Gerichtsmediziner am North Park Hospital. Er hat die Organfunde als erster untersucht und gilt als der beste Mann vor Ort. Gibt es zu meinen Ausführungen Fragen oder Ergänzungen? Gut, dann fangen wir am besten an. Zuerst möchte ich Dr. Chambers bitten, die Untersuchungsergebnisse der Organfunde zu präsentieren.“

Chambers begann frei zu sprechen, wobei er allerdings ein Blatt seiner Unterlagen in der Hand hielt, möglicherweise wollte er damit den offiziellen Charakter seiner Ausführungen unterstreichen. Vielleicht boten ihm die ausgedruckten Daten aber auch mehr Sicherheit bei seinem Auftritt.

„Wir haben die Proben, sowohl die Inhalte der intakten Krüge, als auch die Stücke, die sich mit den Keramikscherben auf dem Boden befunden haben, gerichtsmedizinisch untersucht. Die Leichenteile

stammen von siebenundzwanzig verschiedenen Frauen weißer Hautfarbe im Alter von etwa fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Jahren.

Wir können natürlich nicht mit Sicherheit sagen, welche Körperteile sich in welchem der kaputtgegangenen Krüge befunden haben. Aufgrund der Erkenntnisse der unzerstörten Krüge und deren Inhalte können wir jedoch davon ausgehen, dass der Inhalt jedes einzelnen Kruges einem bestimmten Muster folgt. Wir haben folgende innere Organe bzw. die Reste davon ausgemacht: Magen, Leber, Bauchfell und Lungen. Diese Innereien befanden sich zusammen in jeweils einem Krug. Die Organe waren in einer Konservierungsflüssigkeit bedingt haltbar gemacht. Ich sage deswegen bedingt, weil einige von ihnen trotz der Konservierungsflüssigkeit zum Teil deutliche Verwesungserscheinungen aufweisen. Das hat wahrscheinlich mit den extrem hohen Temperaturen der letzten Wochen zu tun. An sich hätte die chemische Zusammensetzung des Konservierungsmaterials eine Zersetzung ausreichend verhindern müssen. Die Organentnahme scheint fachmännisch ohne grobe Zerstörungen durchgeführt worden zu sein, was darauf schließen lässt, dass der Täter über medizinische Kenntnisse verfügt.“

„Wie gut müssen die Kenntnisse gewesen sein, um die Organe im vorgefundenen Zustand entnommen zu haben? Wäre ein Student der Medizin in den ersten Semestern dazu in der Lage oder käme eventuell auch ein Metzger oder ein Präparator als Täter in Frage?“ Ruth stellte die Fragen in bewusst sachlicher Form, um nicht in den Verdacht von Sensationsgier zu geraten.

„Typisch Ruth“, dachte Cyd verbittert, „sie muss natürlich die erste sein, die Fragen stellt.“

„Alle beschriebenen Personenkreise kommen in Frage“, antwortete Chambers mit anerkennendem Blick in Richtung der Reporterin.

„Seltsam, dass keine anderen Organe wie Uterus, Niere oder Herz gefunden wurden“, warf Ramona Hayes ein. Jetzt sah Cyd ihre Chance, gegenüber Ruth zu punkten und das Wissen, das sie die Nacht zuvor bei Dr. Conrad erworben hatte, einzusetzen.

„Das ist gar nicht seltsam, wenn man davon ausgeht, dass der Täter die Organe nach dem Muster der altägyptischen Balsamierer ausgewählt hat.“ Die Reaktion der Gruppe überraschte sogar Cyd. Alle Blicke waren plötzlich auf sie gerichtet. Die Mienen der Betrachter reichten von Verblüffung über ungläubiges Erstaunen bis zu unverhohlener Skepsis. Besonders Ruths Ausdruck zeigte eisige Ablehnung. Es war nicht schwer, in ihren Augen zu lesen: Wie konnte sie, die Nummer zwei in der Hierarchie, sich so etwas erlauben? Dilettantische Hirngespinnste bei einer Besprechung zu so einem ersten Thema und in einer so illustren Runde? Gillardi sah Cyd scharf an und wartete weitere Details ab. Nur Dr. Chambers blieb ohne jede Reaktion, aber offensichtlich interessiert. Möglicherweise traute er der jungen Reporterin mehr zu als die andern.

„Was ich sagen will ist, dass es hier offenbar deutliche Gemeinsamkeiten mit den Bestattungsriten der alten Ägypter gibt, die einzelne Organe – und zwar gerade diejenigen, die Dr. Chambers eben aufgezählt hat – bei der Einbalsamierung dem Körper entnommen, haltbar gemacht und in vier Arten von Krügen, den Kanopen, getrennt vom Toten aufbewahrt haben.“

„Woher haben Sie Ihr offenbar profundes Wissen über die altägyptischen Bestattungsriten?“ Die Frage von Gillardi drückte weder Ironie noch Ablehnung, sondern lediglich das Interesse an der Authentizität ihrer Kenntnisse aus. Cyd hielt dem Blick seiner gletscherblauen Augen ungerührt stand, als sie antwortete.

„Ich habe mich gestern mit Dr. Ian Conrad vom Anthropologischen Institut der Universität unterhalten. Er ist der Experte. Die Übereinstimmung ist mir allerdings gleich aufgefallen und ich finde, wir sollten diesen Punkt im Auge behalten.“

Gillardis Nicken signalisierte Zustimmung. „Klingt interessant, sowohl Ihre Schlussfolgerung, als auch Ihr Kontakt. Ich werde mir den Doktor anschauen, vielleicht ist er eine Bereicherung für unser Team.“

„Soll das heißen, wir könnten es hier mit einem Killer zu tun haben, der seine Opfer wie ein ägyptischer Balsamierer aufbereitet? Und wenn das zutrifft, was würde das in weiterer Konsequenz bedeuten?“ Ramona Hayes war ihre Erregung deutlich anzusehen. Solche Szenarien waren in ihrer Ausbildung zum Special Agent nicht vorgekommen.

„Sollten sich solche Verbindungen bestätigen, könnte das tatsächlich bedeuten, dass auch die Körper der Opfer in einer konservierten Form irgendwo aufbewahrt werden, möglicherweise als Mumien.“

Gillardi merkte, dass es an der Zeit war, die Phantasie und den Enthusiasmus einiger Teammitglieder zu bremsen. „Okay, wir wollen nichts überstürzen. Wir wissen weder, ob die Aufbewahrung der Organe tatsächlich von ägyptischen Bestattungsriten inspiriert ist, noch wissen wir, ob es weitere Leichenteile gibt. Das Einzige, was wir mit Sicherheit wissen, ist, dass wir es mit Organresten von siebenundzwanzig verschiedenen Frauen zu tun haben.

Unsere erste Aufgabe wird es sein, herauszufinden um wen es sich bei diesen Opfern handelt. Mr. Jimenez, wir brauchen die DNA von allen vermissten Frauen der Umgebung. Wenn wir die Proben haben, möchte ich Doktor Chambers bitten, diese mit der DNA der gefunden Leichenteile zu vergleichen. Sollte es Übereinstimmungen geben, werden wir uns die Opfergeschichten genau ansehen und auch die Öffentlichkeit einschalten. Doch solange wir nicht mehr wissen, möchte ich Sie alle um absolute Diskretion bitten.

Miss Clark und Miss Alexander, formulieren Sie bitte einen unverbindlichen Presstext, ohne aber auf die Details einzugehen. Legen Sie mir den Text vor der Veröffentlichung zur Freigabe vor.

Ich schlage vor, Mr. Jimenez schickt seine Leute gleich zu den Familien der vermissten Frauen, und Sie, Dr. Chambers, beginnen mit der Arbeit, sobald Sie das erste Material erhalten. Nächste Zusammenkunft morgen Abend neun Uhr. Irgendwelche Fragen?“

Da sich niemand zu Wort meldete, schloss Gillardi die Sitzung mit den Worten „Bis morgen!“.

Kapitel 5

Der Hörsaal des anthropologischen Instituts, wo Conrads Vorlesung stattfinden sollte, war überraschend klein. Er umfasste an die 150 Plätze, die aufsteigend, im traditionellen Stil europäischer Universitäten angeordnet waren.

Conrad war Gillardi von mehreren Seiten als der führende Experte im Staat für das Thema Totenkulte bestätigt worden, und so hatte er sich entschlossen, sich den Professor persönlich anzuhören, bevor er ihn kontaktierte. Aus langer peinvoller Erfahrung wusste er, dass Empfehlungen selten zu trauen war. Schon öfters hatte er erkennen müssen, dass einzelne Teammitglieder seinen Anforderungen nicht genügten und es war für alle unangenehm und schwächte das Team, wenn jemand aus Kompetenzmangel entlassen werden musste.

Jetzt bestand sein vorwiegendes Problem darin, in den Saal zu kommen. Es waren nicht nur alle Sitze besetzt, die Studenten belegten auch die Gänge und den Raum vor dem Pult, wobei einige standen, andere sich auf den Stufen niedergelassen hatten, wieder andere waren mit phantasievollen Sitzgelegenheiten wie Klappstühlen für Angler, Sitzstöcken für Jäger oder aufblasbaren Hockern ausgerüstet. So war praktisch jeder Quadratmeter an verfügbarem Raum genützt. Gillardi erinnerte sich an seine Zeit in Japan, wo er beim Einsteigen in die berüchtigte U-Bahn von Tokio ähnliche Nahkampftechniken anwenden musste wie hier beim Betreten von Hörsaal B12. Schließlich erreichte er eine Stelle neben einer Wandnische, von der er einen einigermaßen freien Blick zum Pult des Vortragenden hatte.

Vor Gillardi blockierte ein älterer, sehniger, zäh wirkender Mann den Weg. Gekleidet nach der Art eines mexikanischen Rancheros, enge Hosen und kurze Weste in verblichenem Schwarz so überladen mit Silberbeschlägen, dass die Kleidung das Gewicht ihres Trägers beträchtlich erhöhte. Halbhohe Lederstiefel mit kunstvollen Gravuren und kurzen Sporenansätzen, mit denen man sich bequem die Unterschenkel kratzen oder bei Bedarf nach hinten ausschlagen

konnte, und ein kordelbesetzter Hut mit breitem Hutband, der die Größe eines mittleren Wagenrades hatte, ergänzten das Outfit des Sonderlings. Der Alte sah aus, als wäre er schon mit Darwin persönlich auf Entdeckungsreise gegangen. Doch als er sich umdrehte, erblickte Gillardi ein Paar durchdringende Augen in strahlendem Grau inmitten eines zerfurchten braun gebrannten Gesichts. Augen, die alles gesehen hatten, was es im Lauf eines langen, erfüllten Menschenlebens zu entdecken gab. Wie viel an Schönheit und Güte, aber auch an Leid und Bosheit, mochten sie wahrgenommen haben. Noch brannte das Feuer einer starken Persönlichkeit in ihnen und deutlich war auch die Neugierde des Junggebliebenen zu erkennen, der nicht aufhörte, das Leben zu erkunden, solange noch Blut durch seine Adern strömte.

Was bin ich doch für ein elender Zyniker dachte Gillardi bei sich, wer bin ich, dass ich mir anmaße, andere so abfällig zu beurteilen. Hochmut ist in der Tat mein größtes Übel. Anstatt den Alten für seine Begeisterung zu bewundern, mache ich mich über seinen körperlichen Zustand lustig. Wer weiß, wie ich in diesem Alter aussehen werde, sollte ich es überhaupt erreichen. Den Gedanken an das Alter ließ er allerdings gleich wieder fallen, er war viel zu eitel, um sich ein Leben in Gebrechlichkeit vorstellen zu wollen.

Nach einer Wartezeit von fünfzehn Minuten – Conrad hielt sich exakt an das akademische Viertel und Gillardi war nahe daran, in dieser stickigen Luft und Enge zu kollabieren – betrat der Professor durch eine eigene Tür hinter dem Pult den Hörsaal. Er kämpfte sich seinen Weg durch die Studenten, die auch den Raum hinter dem Pult belegt hatten, und stellte an Stelle einer Begrüßung die Frage „Sagt mal, gibt es hier etwas gratis?“.

Das fröhliche Gelächter und einige geistreiche Zwischenrufe zeigten Gillardi, dass Conrad nicht zu den formellen und konservativen Vertretern des Lehrkörpers gehörte. Das war auch an seiner Aufmachung deutlich zu erkennen. Superleichte Trekkinghosen mit jeder

Menge Taschen, ein knalliges Hawaiihemd über der Hose getragen, leichte Mokassins im Navaho-Stil und struppiges Haar, nicht in der modisch gestylten Form – kunstvoll vom Haarstilisten gestruppt und mit Haar-Gel in Form gehalten –, sondern einfach unfrisiert. Offenbar hatte Körperpflege für den Professor keine Priorität.

Doch bald merkte Gillardi, dass er den Mann voreilig beurteilt hatte. Conrad war nicht nur ein Spitzenmann auf seinem Gebiet, er war auch ein hervorragender Vortragender, der es verstand, sein Publikum zu fesseln, indem er seine Ausführungen durch die Modulation seiner Stimme und durch gezielte Akzentuierungen wie ein Schauspieler dramatisierte. Wie viele gute Redner ging er mit der Aufmerksamkeit seines Auditoriums sorgsam um, indem er keine Zeit mit langwierigen Einführungen verschwendete.

„Wenn ein Mensch stirbt, beginnen in der Phase der Agonie die Lebensfunktionen zu erlöschen, bevor es zum Atemstillstand kommt und der Tod durch Herzstillstand eintritt. Der Sterbevorgang kann sich als Todeskampf, als willkürliches oder vegetatives ‚Sich-Wehren‘ gegen das Versagen der lebenswichtigen Funktionskreise, oder auch als langsames scheinbar widerstandsloses Dahinschwinden, ein ‚Fading away‘, manifestieren. Wenn die Herztätigkeit, die den Atemstillstand noch eine gewisse Zeit überdauern kann, schließlich beendet ist und damit die Kreislauffunktion zusammenbricht, folgt das Absterben der Gewebe und Organe des Körpers, die nun nicht mehr mit Sauerstoff versorgt werden. Dies geschieht in der Reihenfolge der Sauerstoffmanglempfindlichkeit. Das Gehirn ist etwa nach 10 Minuten, Leber und Nieren sind nach 20 bis 30 Minuten irreversibel geschädigt. Haut, Knochen und Muskeln können den Gesamtorganismus um einige Stunden überleben.

Wenn der Zelltod schließlich auch dieses System betrifft, tritt die Totenstarre ein. Bereits wenige Minuten nach dem letzten Atemzug zerplatzen die ersten Zellen und geben Gewebe zersetzende Enzyme frei. In den Därmen kommt es zu einer explosionsartigen Vermehrung von Bakterien, die durch die Adern zu den anderen Organen

wandern. Durch die Gerüche des verwesenden Körpers werden unterschiedliche Insekten angelockt, die für die Bestimmung des Todeszeitpunktes von entscheidender Bedeutung sein können.

Wenn bei einer Leiche der Verwesungsprozess einsetzt, löst sich das Haar von der Kopfhaut. Das geschieht im Allgemeinen fünf bis sieben Tage nach dem Tod. Man findet dann auf dem Boden einen Haar-Teppich.

Fäulniseinflüsse und Tierfraß können geradezu Schrecken erregende Entstellungen des Gesichtes verursachen, die nach Fixierung durch Trockenstarre bei anschließender Mumifikation noch lange entsprechende psychologische Wirkungen auf den Betrachter ausüben können. Durch die Erschlaffung der Kaumuskeln sinkt der Unterkiefer herab, der Mund steht offen, durch Madenfraß werden die Augäpfel und die Schleimhäute zerstört. Das führt zur Ausweitung der Nasenlöcher und zur Defektbildung der Oberlippen. Hinzu kommt die Gewebsverflüssigung durch Fäulnis und eine Verfärbung durch grüne und schwarze Abbauprodukte des Blutfarbstoffs. Schließlich wird der Prozess durch Vertrocknung unterbrochen und zu einem scheinbaren Gesichtsausdruck fixiert, der mit dem Zustand im Moment des Todes gar nichts zu tun hat. Bei den Zersetzungsprozessen von Muskeln, Fett und Eingeweiden entstehen auch Gase, die den Körper bis auf das Dreifache aufblähen können.“

Mit seinen eindringlichen Darstellungen, die durch entsprechendes Bildmaterial unterlegt waren, hatte Conrad die Hörerschaft schnell in seinen Bann gezogen. Alle hingen fasziniert an seinen Lippen und starrten immer wieder auf die Leinwand. Es war so still im Hörsaal geworden, dass man buchstäblich hätte eine Nadel fallen hören.

„Es gibt bei toten Körpern klassische Erstbesiedler, dazu gehören die bekannten Goldfliegen oder die Schmeißfliegen, die innerhalb der ersten Stunden oder sogar Minuten an der Leiche erscheinen und ihre Eier ablegen. Die Fliegen legen ihre Eier in die Lidspalten der Augen, in Nase und Mund, aber auch in Wunden, Genital- und Afteröffnung, wenn diese für die Fluginsekten zugänglich sind.

Aus den Eiern schlüpfen Maden. Die Maden gehen durch ihren Wachstumsprozess, das erste, zweite und dritte Larvenwachstum. Die Maden verwandeln sich zum Fliegenstadium, dann verlassen sie den Körper und verpuppen sich. Dieser Prozess dauert etwa vierzehn Tage. Wie das nächste Bild zeigt, ist nach drei Wochen vom Gesicht nicht mehr viel übrig.“ Erneut ging ein betroffenes Raunen durch die Menge, als das Bild auf der Leinwand erschien.

„Nach der Verpuppung der Larven und dem eine Woche später erfolgenden Ausschlüpfen der neuen Imagines, bleiben die leeren rötlich-braunen Puppenhüllen unter Umständen jahre- und jahrzehntelang erhalten.

Nach den Schmeißfliegen kommen die Käsefliegen, später auch Käfer, wie der Speckkäfer oder der gemeine Totengräber. Zuletzt der Teppichkäfer, der sich nur von trockenem Gewebe ernährt.

Je nach Jahreszeit früher oder später kommt es nach Ablauf einiger Tage zum Eintritt von Fäulniserscheinungen an der Leiche. Die Bakterientätigkeit führt zur Gasbildung, besonders im Bereich der Bauchorgane, aber auch im Unterhautzellgewebe, so dass festsitzende Kleidungsstücke durch die Aufblähung Pseudostrangfurchen hinterlassen können. Im Rahmen der Fäulniserscheinungen werden vielfach zuerst so genannte innere Oberflächen erweicht und durchlässig, besonders im Bereich der Lungen, so dass hier blutuntermengte Fäulnisflüssigkeit austritt. Diese sammelt sich in der Brusthöhle an, kann aber auch durch den Gasdruck der Bauchhöhle gegen das Zwerchfell aus Mund und Nase ausgetrieben werden. Dieses Phänomen können Sie auf der nächsten Aufnahme sehen, die einen Toten zeigt, der im Sommer fünf Tage lang in einem Maisfeld gelegen hat.“

Eine bildhübsche Studentin stieß unwillkürlich einen Entsetzensschrei aus. Galant fragte Conrad, ob sie Hilfe benötigte. Die junge Frau verneinte errötend und begann sich mit der unnachahmlichen Eleganz spanischer Edelfrauen mit einem Heft Luft zuzufächeln. Der

Professor nahm die Unterbrechung nachsichtig lächelnd zur Kenntnis und setzte seine Ausführungen fort.

„Durch die Untermengung mit Gasblasen können hierbei Geräusche entstehen, was vielleicht auch die Grundlage für den ‚Traktat von Kauen und Schmatzen der Toten in den Gräbern‘ von Michael Ranft geliefert hat.

Sehen Sie die Schmiere da? Das sind die Fettsäuren, die aus der Leiche auslaufen. Eine Fäulnisgasblähung besonders der Genitalien kann zu ausschweifenden Deutungen Anlass geben.“

Einige Hörer zwangen sich ein halbherziges Lächeln ab, andere schienen unfähig die Augen von den Bildern zu wenden, die sie psychisch offensichtlich völlig überforderten.

„An die Fäulnisphase, nach dem Absickern der Körperflüssigkeiten, folgt – besonders im Erdgrab – ein eher trockenes Verwesungsstadium, das in eine Teil- oder Ganz-Mumifizierung übergehen kann. Die Weichteilreste werden hierbei unter anderem von Pilzmyzelien, Käferlarven und Milben dezimiert. An der Oberfläche ist nach längstens zwei Jahren, in der Erde nach etwa sieben Jahren, die Skelettierung eingetreten. Als letztes erweichen auch die Bänder und Gelenkscapseln und die Knochen fallen, wenn der Körper auf einer festen Unterlage liegt, der Schwerkraft folgend, aus den Gelenkspfannen.

Es gibt allerdings auch verschiedene Umgebungsbedingungen, in denen der Körper oder auch Teile davon nach dem Tode auf natürliche Weise konserviert werden und erhalten bleiben. Beispiele dafür sind Eismumien oder Moorleichenfunde. Das nächste Bild zeigt den in großer Höhe hervorragend konservierten Körper einer jungen Frau aus Peru. Hier sehen Sie die Aufnahme einer Moorleiche aus Dänemark. In diesem Fall wurden durch die antibakterielle und gerbende Wirkung von Huminsäuren Haut, Haare und Nägel erhalten.

In den Knochen wurde der Apatit herausgelöst, während das elastische Kollagengerüst unter Wahrung der anatomischen Form erhalten blieb.

Andere Beispiele für natürliche Weichteilkonservierung stellen die so genannten Wachsleichen dar. Sie setzen ein feuchtes Milieu voraus und finden sich etwa bei Wasserleichen, wenn der Körper einige Monate im Wasser bleibt. Durch eine chemische Umwandlung des Unterhautfettgewebes bildet dieses, als Leichenlipid nach Wegfaulen der Haut, fortan die Oberfläche des konservierten Körpers. Eine seltenere Art der Weichteilkonservierung ist durch Funde aus China belegt und wird Faulleichenkonservierung genannt.

Letztlich gibt es auch eine Art von natürlicher Konservierung durch Mumifizierung. Dabei kommt es meist zu einem Verlust der Epidermis. Die Lederhaut bleibt jedoch im Gegensatz zu den Fettwachsleichen erhalten. In vielen Fällen finden sich auch noch die Nägel. Unter bestimmten klimatischen Voraussetzungen, wie in der trockenen Luft der peruanischen Anden oder der ägyptischen Sahara keine Seltenheit, wurde dieses Phänomen auch anhand einiger spektakulärer Fälle in Europa untersucht und beschrieben. Hier sehen Sie Aufnahmen der Gruffleichen von Palermo in Italien.“

Mittlerweile schien sich das Auditorium bereits an die Schreckensbilder gewöhnt zu haben. So gab es angesichts der mumifizierten Mönche von Palermo fast durchwegs interessierte Blicke und kaum noch Anzeichen von Betroffenheit.

„Dieses Bild zeigt den mumifizierten Körper des so genannten spanischen Wanderers, der in einer Kirche in Montefalco nahe Assisi in Italien ausgestellt ist und von den Leuten auch als ‚glücklicher Pilger‘ bezeichnet wird. Die Überlieferung besagt, dass dieser Pilger sich in Montefalco in die Kirche S. Agostino begeben hatte. Da es spät war, bat er die Mönche um gastliche Aufnahme, was ihm auch gewährt wurde. Bevor er sich zur Ruhe begab, ging er noch einmal in die Kirche. Dort wurde er am nächsten Morgen vom Küster am Boden, gegen den Beichtstuhl gelehnt, aufgefunden. Im ersten Moment schien es er würde schlafen, doch dann erkannte man, dass er tot war. Nachdem man ihm seine Papiere abgenommen und verwahrt hatte, wurde er begraben. Am nächsten Morgen wurde er außerhalb

des Grabes gefunden und das gleiche Phänomen wiederholte sich die darauffolgenden Tage. So beschloss man, ihn im Kirchturm einzulagern, wo er hundert Jahre blieb, ohne dass sein Körper verweste. Der Fall wurde für ein Wunder gehalten und die Mönche entschieden, ihn in der gleichen Stellung, in der er gefunden wurde und mit dem gleichen Pilgergewand, das er in seiner Todesstunde trug, in einer Glasvitrine zu verwahren.

Und hier die Mumie des Kaufmanns Curd Schachtrupp, die in einem deutschen Institut für Rechtsmedizin aufbewahrt wird. Zum letzten Beispiel gibt es einen einigermaßen makabren Hintergrund. Die Mumie wurde nicht nur vom Totengräber jahrelang gegen ein Trinkgeld zur Schau gestellt. In Wirtshäusern soll sie auch als ‚Tanzleiche‘ missbraucht worden sein. In einen Schlitz an der linken Bauchseite wurden, so wird berichtet, jene Taler gesteckt, die von den couragierten Dorfbuschen als Obolus zu entrichten waren, damit sie mit der Leiche ein Tänzchen drehen durften.

Mit der Aussicht auf eine unterhaltsame „Saturday Night“ mit originellen Tanzeinlagen möchte ich mich für heute von Ihnen verabschieden.“

Die Hörer waren noch ganz im Bann des Gehörten und Gesehenen gefangen, da war Conrad auch schon draußen.

Gillardardi hatte Mühe, sich seinen Weg durch die Menge zu bahnen. Der Ausgang hinter dem Podium schien ihm am vielversprechendsten für die Verfolgung des Doktors. Da sich das Publikum immer noch wie paralysiert verhielt, schaffte er es in relativer kurzer Zeit die Tür zu erreichen. Sie führte in einen typischen Korridor, wie er im Inneren großer alter Gebäude anzutreffen ist.

Hohe Fenster ließen Licht aus einem Innenhof herein, zahlreiche Türen führten auf der hofabgewandten Seite in die Dienstzimmer der Professoren und Dozenten.

Eine der Türen war nur angelehnt und so versuchte Gillardi sein Glück. Conrad war gerade dabei ein Glas Whisky mit Wasser zu beleben, als er den Raum betrat.

„Seit ich vor siebzehn Jahren dieses Büro bezogen habe, hat noch nie jemand angeklopft, der zu mir wollte. Sie hätten heute die Chance gehabt, diesen Zyklus zu unterbrechen. Was für eine verpasste Gelegenheit.“ Das Lächeln Conrads strafte die bitteren Worte jedoch Lügen. Er hatte längst akzeptiert, dass die gute alte Zeit und der schöne Süden, wo man auf gepflegte Manieren und gehorsame Sklaven wertgelegt hatte, für immer vorbei waren.

„Sie müssen irgendetwas an sich haben, das Ihre Besucher davon abhält, sich wie zivilisierte Menschen zu verhalten. Was könnte das wohl sein?“ Auch in Gillardis Stimme klang ein entschärfender Unterton mit, sozusagen als Angebot zur Verbrüderung.

„Ich bin Frank Gillardi, Tatortanalytiker vom FBI, zurzeit als Leiter der Spezialeinheit ‚Coyote Creek‘ im Einsatz. Miss Alexander von Life Events hat interessante Aussagen von Ihnen bei unserem morgendlichen Meeting vorgebracht. Es ging dabei um die Aufbewahrung von Innereien in kanopischen Krügen.“

„Immer langsam, mir fehlt noch die Makrostruktur. Ich weiß weder, worum es bei Ihrer Taskforce geht, noch inwieweit kanopische Krüge dabei eine Rolle spielen. Gillardi, ich neige zur Desorientierung, daher wäre es hilfreich für mich, wenn Sie mir die Situation von Anfang an erklären. Tun Sie so, als hätten Sie einen Vollidioten vor sich, so verstehe ich Sie mit Sicherheit am besten.“

Gillardi war sich nicht sicher, ob Conrad das, was er sagte, ernst meinte, oder nur versuchte, seine Fähigkeiten als Analytiker zu prüfen.

Er ging auf Nummer sicher und erzählte tatsächlich Schritt für Schritt, wie sich die Dinge am Coyote Creek entwickelt hatten, was an Fakten verfügbar war und wie er den Auftrag bekommen hatte die Fahndungsgruppe zu leiten. Conrad hörte aufmerksam zu und erst als

Gillardi geendet hatte, lehnte er sich zurück und zeigte die erste Regung.

„Das ist ja wirklich eine wilde Geschichte. Jetzt verstehe ich erst, warum Ms. Alexander bei meinen Ausführungen über die Behandlung der Innereien und der Aufbewahrung in den kanopischen Krügen so interessiert war. Was erwarten Sie von mir, Gillardi?“ Der Profiler war sich längst darüber im Klaren, dass dieser Mann sein Team beträchtlich bereichern würde.

„Ich hätte Sie gerne in der Taskforce. Wir sind ein Team von Fachleuten aus verschiedensten Gebieten, aber für die Dauer des Einsatzes haben wir eines gemeinsam, wir sind auch Mitglieder einer Jagdgesellschaft. Einer Jagd auf Leben und Tod. Wenn wir versagen, sterben wahrscheinlich weitere junge Frauen. Möglicherweise werden wir selbst zu Opfern des Killers. Es wäre nicht das erste Mal. Es gibt dabei nichts zu verdienen. Die Spesen sind lächerlich und fallen nicht ins Gewicht. Es geht nur um Erfolg und Ehre.“

„Auf Ehre pfeife ich, ich wäre wie ein Söldner eher durch finanzielle Perspektiven zu motivieren. Andererseits gibt es, wenn ich richtig verstanden habe, in Ihrer Jagdgesellschaft auch attraktive Jagdgesellschaftlerinnen – wie Miss Alexander. Und wer weiß, was sich in der Hitze des Gefechts für interessante Dynamiken ergeben. Wie lächerlich sind die Spesen, die Sie erwähnten? Ach, was soll's, ich sehe es an Ihrem Blick, dass die nicht einmal meinen Bedarf an Tabak und Hochprozentigem abdecken. Gut, Gillardi, ich bin dabei.“

Gillardi spürte, dass es nun für den Gejagten eng werden könnte. Er streckte Conrad seine Hand hin.

„Willkommen im Team“, wir treffen uns heute Abend um neun im War Room des FBI.“

„He, nicht so schnell, für heute Abend habe ich schon etwas vor.“

„Hatten Sie, mein Freund, hatten Sie.“

Zu den traumatischsten Erfahrungen, die ein Mensch durchmachen kann, gehört der Verlust eines geliebten Menschen durch Verschwinden. Zur Ungewissheit über den Verbleib der Person und dem Geschehen an sich kommen tausend offene Fragen, die für den Beziehungspartner von Bedeutung sind: Lebt der Geliebte noch, ist er tot? Was ist ihm zugestoßen? Ist ein Unfall geschehen, wurde er Opfer eines Verbrechens, ist er freiwillig untergetaucht und warum? Worin besteht mein Anteil an dem, was geschehen ist? Wenn er lebt, wo hält er sich auf, lebt er allein oder in einer Beziehung? Ist er glücklich oder verzweifelt? Denkt er manchmal an mich und sehnt sich nach mir? Was könnte ich tun, um den Verlorenen zurückzubekommen? Was kann ich tun? Was hätte ich tun können? Was habe ich versäumt? Die Frage nach der eigenen Schuld verstärkt den Schmerz, die Ungewissheit, verhindert den Trauerprozess, die Ablösung, das Sich-selbst-Finden, die Rückkehr ins Leben. So sind die Hinterbliebenen oft Gefangene, gefangen im Schmerz um den Verlust und in der Hoffnungslosigkeit.

Für Mr. und Ms. Fink war das Leben an dem Tag zum Stillstand gekommen, als ihre 25-jährige Tochter Eva nicht mehr von der Arbeit nach Hause gekommen war. Sie war ein hübsches Mädchen gewesen, mit rotblondem Haar, die Haut leicht gesprenkelt mit Sommersprossen. Immer bereit, ihrer Umgebung ein Lächeln oder ein freundliches Wort zukommen zu lassen, war sie überall beliebt und gern gesehen. Da sie trotz ihrer Offenheit schüchtern im Umgang mit Männern war, hatte sie sich Zeit gelassen mit Bindung und Partnerschaft. Doch jetzt mit fünfundzwanzig war es endlich so weit. Und es hatte sich ausgezahlt zu warten. George Taylor war ein netter junger Mann, der gerade dabei war, bei einer Versicherung Karriere zu machen.

Am Tag ihres Verschwindens hatte sie ihre Mutter von dem Sportgeschäft, wo sie arbeitete, angerufen, um ihr mitzuteilen, dass sie abends mit George ausgehen würde. Ihre Eltern hatten sich daher nichts weiter gedacht, als sie nicht nach Hause kam.

Sie waren überzeugt, George hätte sie von der Firma abgeholt, um gleich von dort loszuziehen. Als er jedoch um einundzwanzig Uhr anlautete, um Eva abzuholen, wussten die beiden, dass ihr etwas zugestoßen sein musste. Anrufe bei Evas Freundinnen ergaben, dass es keine Kontakte an diesem Tage gegeben hatte, und sie auch nicht wussten, wo sie sich aufhielt. Darauf verständigten sie die Polizei, um dort zu erfahren, dass sechsenddreißig Stunden vergangen sein mussten, bevor eine Vermisstenanzeige aufgenommen werden konnte.

Sie riefen alle Krankenhäuser in der Umgebung an, um anzufragen, ob jemand mit Evas Beschreibung eingeliefert worden war. Auch hier nur negative Bescheide. Schließlich verbrachten sie die Nacht im Gespräch, rätselnd, was Eva zugestoßen sein konnte. Am nächsten Morgen fuhr die Mutter in die Firma, um herauszufinden, ob irgendetwas Ungewöhnliches passiert war, oder ob jemand eine Vermutung hatte, wo Eva sich aufhalten könnte. Die Abteilungsleiterin war sehr hilfsbereit und zeigte sich besorgt. Doch auch sie konnte nicht weiterhelfen. Den Rest des Tages und die darauffolgende Nacht erlebten die Eltern als Albtraum. Jedes Mal, wenn das Telefon läutete, stürzten sie zum Apparat voller Hoffnung auf die erlösenden und erklärenden Worte der Tochter und gleichzeitig voller Angst vor einer schrecklichen Nachricht, die ihr geliebtes Kind betreffen könnte.

Nachdem die sechsenddreißig Stunden vergangen waren, fuhren sie zum S.D., um die Vermisstenanzeige aufzugeben. Es bestürzte sie, mit welcher unbeteiligten Routine Detective Shoemaker, der Dienst habende Beamte, ihre Daten aufnahm und die üblichen Fragen stellte.

„War Ihre Tochter schon einmal verschwunden? Hat es in letzter Zeit Streitigkeiten gegeben? Hatte sie einen Freund? Vielleicht daneben auch einen Liebhaber? War sie schwanger? War sie der ausgeflippte Typ, der zum Herumtreiben tendierte? Gab es Kontakte zur

Drogenszene oder zu Sekten? Gab es Anzeichen für ein Doppelleben? Betrieb sie vielleicht versteckte Prostitution?“

Schließlich schloss der Beamte den Akt und sah die Eltern an.

„Wissen Sie eigentlich, wie viele junge Menschen heutzutage einfach so verschwinden? In unserem County sind es jedes Jahr mehrere Tausend. Die meisten tauchen bald darauf von selbst wieder auf. Die wollten nur den Kick spüren, sozusagen einmal die große Freiheit schnuppern. Also bleiben Sie ruhig und warten Sie ab, Ihre Tochter wird sicher bald wieder zurück sein.“

„Und die Restlichen?“ Ms. Finks Stimme klang gequält und war kaum zu vernehmen. Als der Beamte nicht gleich auf ihre Frage reagierte, wiederholte sie ihre Frage, diesmal laut und eindringlich. „Was ist mit den Restlichen, mit denjenigen, die nicht bald darauf wieder zurückkommen? Was ist denen zugestoßen?“

Zum ersten Mal, seit sie mit Shoemaker sprach, zeigte dieser Betroffenheit. „Wir wissen es nicht. Sie bleiben verschwunden.“

„Und wie viele waren es in diesem Jahr, die einfach verschwunden sind?“ Ms. Fink hatte Tränen in den Augen und tiefer Schmerz klang aus der gequälten Frage.

„Etwa tausendachthundert seit Beginn des Jahres. Es tut mir leid, Ma’am.“ Plötzlich war auch der scheinbar so routinierte und abgebrühte Police Officer im ganzen Leid gefangen, das seine Arbeit mit sich brachte. „Bitte, Mr. Fink, gehen Sie nach Hause und versuchen Sie optimistisch zu sein. Wir melden uns sofort bei Ihnen, wenn sich etwas ergibt.“

Ms. Fink sah dem Beamten tief in die Augen, ergriff seine Hand und drückte sie fest und lang, als ob Leben oder Tod ihrer Tochter von der Kraft dieser Hand abhängen würde. „Ich danke Ihnen Mr. Shoemaker, vielen Dank.“

Es gab Tage, da hasste Shoemaker es, Polizist zu sein. Und dies war so ein Tag.

Um sich abzulenken und vielleicht im Irrglauben, durch mehr Information mehr Kontrolle über die Situation zu gewinnen, begann Ms. Fink das Thema verschwundener Personen auf eigene Faust zu recherchieren. Es war eine Welt des Grauens, die sie betrat. Eine Hölle unvorstellbarer Unmenschlichkeiten und abartigster Grausamkeiten. Ungeheuer in Menschengestalt, Organjäger, Hersteller pornografischer Filme, bei denen die Darsteller – vorwiegend Frauen und Kinder – vor laufender Kamera hingeschlachtet wurden, Verschleppung und Zwangsprostitution, persönliche Sklaven in Kellerverliesen, Opfer aller möglichen Triebtäter – gequält mit sadistischen Grausamkeiten, Demütigungen, Verstümmelungen, Körperteile als Trophäen zurückbehalten, ausgeweidet oder in schwarzen Messen geopfert.

Irgendwann, nach Monaten der Suche, des Wartens, des sich Wehrens hatte sie resigniert und war mit ihrem Mann in tiefe Hoffnungslosigkeit versunken. Es war offensichtlich, ihre Eva würde nicht mehr zurückkommen. Sie würde eine von den Hunderten in diesem Jahr sein, die einfach verschwunden waren. Ganz einfach, ohne Spuren zu hinterlassen, so, als hätten sie nie existiert. Das Ehepaar Fink zog sich immer mehr zurück, ging in die Isolation, keine Kontakte mehr, keine Unternehmungen, sie waren zu Hause, Tag für Tag, nur für den Fall...

Als Detective Paul Lance an der Tür von Familie Fink läutete, glaubte er zuerst, es sei niemand zu Hause. Das Haus wirkte verwahrlost und ‚seltsam unbelebt‘ wie Lance bei sich dachte oder besser unbe-seelt, korrigierte er seinen Eindruck. Er läutete noch einmal, diesmal länger. Doch auch diesmal gab es keine Reaktion. Als er sich eben abwenden wollte, öffnete sich die Tür einen Spalt und er blickte in das verhärmte Gesicht einer alten Frau. Sie trug einen zerknitterten, nicht mehr ganz sauberen Hausmantel und stand in gebückter Haltung an der Tür, um durch den Spalt misstrauisch nach draußen zu spähen.

Im ersten Augenblick dachte Lance, ihre zusammengekniffenen, nach innen gekehrten Augen seien die Folge einer starken Kurzsichtigkeit, doch dann kam ihm mit Entsetzen, dass diese Frau ihr Leben in Finsternis verbrachte und sich erst an das Licht der Außenwelt gewöhnen musste.

„Was wollen Sie?“, fragte sie mit heiserer Stimme. Lance versuchte seine Stimme weich und sanft klingen zu lassen. Er wusste, was sein Wunsch für die Eltern von verschwunden Kindern zu bedeuten hatte.

„Entschuldigen Sie die Störung Ma'am, ich bin Detective Paul Lance. Wir untersuchen die Fälle vermisster Personen, und es wäre eine große Hilfe für uns, wenn wir irgendwelche persönlichen Gegenstände von Ihnen bekommen könnten, die der vermissten Person gehört haben. Am besten wäre ein Kamm mit Haaren darauf.“

„Sie haben sie gefunden.“ Es klang mehr wie eine Feststellung als eine Frage. „Sie haben mein Baby gefunden. Wie ist Eva gestorben, musste sie sehr leiden?“ Die alte Frau hatte die Tür geöffnet und stand zitternd und in Tränen aufgelöst vor ihm.

„Nein Ma'am, das ist es nicht. Aber wir haben die Leichen von mehreren jungen Frauen gefunden und hoffen ausschließen zu können, dass ihre Tochter dabei ist.“

„Natürlich, ich verstehe, ausschließen, dass meine Tochter dabei ist.“ Sie drehte sich um und schlurfte den Gang entlang. Lance entschied sich dafür an der Tür zu warten. Da kam aus dem Dunkel des Ganges eine andere unwirkliche Gestalt mit schleppenden Schritten auf ihn zu. Es war ein Mann, mit einem ähnlichen Hausmantel wie dem der Frau, auch er ungepflegt und die Augen vor dem schmerzenden Licht zugekniffen.

„Wir haben Besuch, Nora, hörst du, Besuch ist da! Wir müssen dem Herrn etwas anbieten. Bitte kommen Sie doch herein. Kann ich Ihnen etwas anbieten?“ Lance war entsetzt bei der Vorstellung, die Einladung annehmen zu müssen. Er wollte sich eben mit einer Entschuldigung herausreden, als ihn die Alte, die zurückkehrte, rettete.

„Ist gut, Steve, lass es sein. Der Herr ist wegen Eva da. Sie haben viele tote Frauen gefunden und brauchen jetzt Haare von ihr.“ Der Mann schüttelte verständnislos den Kopf und zog sich zurück.

Ms. Fink hatte eine Haarbürste in der Hand, darauf leuchteten rotgoldene Haare im Licht der Sonne. „Von Eva. Sie war mein Sonnenschein. Wie können Menschen so grausam sein?“

„Ich weiß es nicht, Ma'am. Das kann ich Ihnen nicht beantworten.“

Ein ganzes Team von Laboranten war damit beschäftigt, DNA-Analysen von jedem noch so kleinen Gewebeteil aus dem Coyote-Creek-Material vorzunehmen. Ein zweites Team untersuchte die Vergleichsproben, die von Familienangehörigen vermisster Frauen besorgt worden waren.

Diane Cornell, die Leiterin des Labors, überprüfte die Ergebnisse auf Übereinstimmung. Plötzlich rief sie laut heraus: „Heureka, Volltreffer! Wir haben eine Identifizierung, Eva Fink ist eines der Opfer.“

Das Treffen begann an diesem Tag pünktlich. Neben den Mitgliedern des bereits bestehenden Teams waren Ian Conrad und Diane Cornell anwesend. Gillardi stellte die beiden vor und bat Ms. Cornell um ihren Bericht.

„Wir haben bislang etwa siebzig Prozent der Gewebeproben untersucht und sind dabei zu folgenden Ergebnissen gekommen: Die von Dr. Chambers angegebene Zahl von siebenundzwanzig verschiedenen Opfern hat sich bestätigt, auch die Angaben bezüglich Geschlechtes, Alters und Ethnie, es sind alles Frauen weißer Hautfarbe im Alter von fünfundzwanzig bis fünfunddreißig. Bei dreiundzwanzig der Opfer konnten wir eine eindeutige Identifizierung durch Übereinstimmung der DNA durchführen. Für vier der Frauen haben wir keine positiven Laborbefunde, sie sind auch in der DNA-Kartei des FBI nicht präsent.

Entweder sie wurden niemals angelegt oder es waren Frauen auf der Durchreise, möglicherweise auch Ausländerinnen.

Auch die Organspezifizierungen von Dr. Chambers können wir bestätigen, es handelt sich um Gewebeteile von Magen, Leber, Bauchfell und Lungen.“ Gillardi dankte ihr und wandte sich an Spencer.

„Das bedeutet, wir brauchen die Geschichte jeder einzelnen Frau. Dann schicken wir die Lebensläufe durch unseren Rechner, um zu sehen, ob es Gemeinsamkeiten gibt.“ Spencer bestätigte durch sein Nicken, dass er das in die Wege leiten würde. Dann wandte sich Gillardi wieder an das Team.

„Ich erwarte mir allerdings nicht allzu viel davon. Wir haben es hier zweifellos mit einem hervorragend organisierten Täter zu tun. Solche Killer sind mit Übereinstimmungsanalysen schwer zu fassen. Die kennen unsere Arbeitsmethoden und machen sie durch ständig verändertes Vorgehen wirkungslos. Da wir keine Tatortanalyse, sondern nur eine Fundortanalyse haben, werden wir uns zuerst mit den unnötigen Risiken befassen und dann mögliche Motive und Hintergründe besprechen. Dazu scheint mir der von Ms. Alexander beim letzten Mal angesprochene Hinweis auf die kanopischen Krüge ein wichtiger Punkt zu sein. Dr. Conrad kann uns da möglicherweise konstruktive Impulse geben.“ Gillardi schrieb auf ein Flipchart die Überschrift „Vermeidbares Verhalten“ und fügte dann einzelne Anmerkungen dazu: Aufbewahrung, Organselektion. Dann wandte er sich an die Anwesenden.

„Durch das Aufbewahren der Leichenteile geht der Täter ein unnötiges Risiko ein. Wir können also davon ausgehen, dass diese Handlung für ihn aus irgendeinem Grund bedeutungsvoll war. Das Gleiche gilt für die Auswahl der Organe, die in einem Krug aufbewahrt waren. Warum diese Kombination? Welches Motiv steckt dahinter? Ich habe mich seit dem letzten Mal über die kanopischen Krüge und deren Bedeutung informiert. Das könnte tatsächlich ein Hinweis auf eine Form des Ritualmordes sein, über die es wenig Erfahrungen gibt. Es ist zwar sehr spekulativ von den Organen in unseren Krügen auf eine rituelle Tötung mit anschließender Mumifizierung zu schließen, doch da wir keine anderen Hinweise haben, sollten wir dieses

Szenario durchgehen. Dr. Conrad, was war der wichtigste Grund für die alten Ägypter, die Leichname der Verstorbenen zu mumifizieren?“

Conrad, der sich Notizen gemacht hatte, überlegte kurz, bevor er antwortete. „Zweifellos die Erhaltung des Körpers als Grundlage für das Weiterleben im Jenseits.“

„Das bedeutet, man wollte dem Verstorbenen eine Grundlage schaffen. Aber soweit ich weiß, hat man die Menschen nicht eigens getötet, um sie mumifizieren zu können. Oder gab es im pharaonischen Ägypten den Brauch, Menschen mit einer schweren, vielleicht sogar entstellenden Krankheit zu töten, um den Körper unversehrt zu erhalten?“

Conrad bewunderte die Art und Geschwindigkeit, mit der Gillardi das Wesentliche herausarbeitete. „Solche Beispiele sind mir aus jener Zeit nicht bekannt.“

„Welchen Grund könnte heute ein Mensch haben, einen anderen Menschen, oder sagen wir es allgemeiner, ein Lebewesen zu mumifizieren?“

„Die Erhaltung des Körpers als Erinnerung?“ Der Vorschlag kam von Ruth Clark. „Bei uns werden alle möglichen Haustiere durch Balsamierung dauerhaft haltbar gemacht und im Haus als Erinnerung aufgestellt oder in einem Mausoleum aufbewahrt.“

Der Einwand von Gillardi kam postwendend. „Da haben Sie völlig recht, das ist ein Millionengeschäft. Wir sollten aber nicht vergessen, dass eine bandagierte Leiche keine Ähnlichkeit mehr mit dem ursprünglichen Lebewesen hat und daher als Andenken nicht wirklich geeignet ist. Ein Hund in Mumienbinden eingepackt, kann nicht den Zweck des balsamierten Tieres als Echtbild erfüllen. Vielleicht könnte man auch sagen, dass die modernen Balsamierungstechniken, die der alten Ägypter überholt haben.

Ich gehe davon aus, dass auch diese auf das Bandagieren verzichtet hätten, wenn sie über alternative Möglichkeiten der Konservierung verfügt hätten. Wie ist Ihre Meinung dazu, Dr. Conrad?“

„Das ist schwer zu sagen, da wir nicht wissen, wie sich die Riten unter dem Einfluss solcher Methoden entwickelt hätten. Tatsache ist, dass die Erhaltung des Körpers als Grundlage für den Ka – die Seele – ein wichtiges Ziel der alten Riten war. So wurde es mit der sechsten Dynastie üblich, den Toten porträtähnliche Gipsmasken aufzulegen, um die Erhaltung des Ka zusätzlich zu sichern. Eine noch größere Bedeutung allerdings hatte die sprachliche Behandlung, bei der in den magischen Sprüchen erzählt wird, wie der fehlende Zusammenhang wiederhergestellt werden kann. So waren auch die Mumienbinden oft mit Zaubersprüchen und magischen Formeln versehen. Mit der sechsten Dynastie wurden auch die Gänge und Kammern der Königsgräber mit Sprüchen beschrieben – den Pyramidentexten.

Ein weiterer Aspekt der Mumifizierung ist der schichtweise Aufbau als schrittweise Vorbereitung für die Reise in die Anderswelt. Eine Art Metamorphose, wie die Verpuppung der Raupe auf dem Weg zum Schmetterling. Die Mumie war für die Ägypter eine Hieroglyphe des ganzen Menschen. Durch sie wurde der Leichnam ein Abbild des Gottes Osiris.“

„Könnte der Täter nicht von einem religiösen Wahn getrieben worden sein?“, warf Ramona Hayes ein. „Bei Schizophrenen sollen Stimmen, die den Erkrankten Aufträge zu allerlei Taten geben, zum Krankheitsbild gehören.“

„Ich hoffe nicht, dass das zutrifft. Es ist außerordentlich schwierig, sich in die Lebenswelt psychopathischer Gewalttäter hineinzusetzen. Entsprechend wenig aussagekräftig fallen die Profile aus. Aber diese Möglichkeit müssen wir auf jeden Fall in Betracht ziehen.“ Gillardi blickte in die Runde in Erwartung weiterer Stellungnahmen. Da diese ausblieben, wandte er sich erneut an Dr. Conrad.

„Die Sache mit den kanopischen Krügen ist mir immer noch nicht ganz klar. Wenn meine Informationsquellen korrekt sind, gab es die Aufbewahrung bestimmter Organe in Krügen im pharaonischen Ägypten nur während einer bestimmten Periode.

Warum diese Form der Organbehandlung und welche Funktion hatten diese Krüge genau?“

Conrad zögerte keine Sekunde mit seiner Antwort. „Die erste Phase der Mumifizierung stand im Zeichen der Reinigung, der Überwindung des unreinen Leichenzustandes. Alles Vergängliche, was eine Gefährdung für die angestrebte Ewigkeitsform des Körpers darstellen konnte, wurde entfernt. Die Entnahme der Organe war wichtig, da sie im Körper als erste zu verwesen beginnen. In frühen Perioden wurden die inneren Organe dem Körper entnommen, gewaschen, mit Natronsalz getrocknet und nach einer Behandlung mit duftenden Ölen und Harzen in Leinenbinden gewickelt. Danach wurden sie getrennt vom Körper in kostbar verzierten Kanopengefäßen, deren jeder den Kopf eines der vier Horussöhne als Deckel trug, in der Grabkammer aufgestellt.

Im Lauf der Jahre änderte sich die Einbalsamierungspraxis und man begann die inneren Organe, nachdem sie in Natron getrocknet worden waren, in den Körper zurückzulegen. Kanopische Krüge aus massivem Holz oder Stein wurden jedoch nach wie vor mit der Mumie bestattet, als symbolischer Schutz für die inneren Organe.“

Gillardi schaltete sich ein. „Die Krüge wurden demnach zusammen mit der Mumie aufbewahrt. Hat es jemals eine Periode gegeben, in der man die Krüge getrennt, also außerhalb der Grabkammer aufbewahrt hat?“

„Nein, die Krüge wurden immer zusammen mit dem Sarkophag aufbewahrt.“

Gillardi schüttelte zweifelnd den Kopf. „Dann frage ich mich, warum das bei unseren Funden nicht auch der Fall ist. Und ich frage mich auch, wo sind die Körper? Überdies sollten die Krüge sicherstellen, dass die Organe unversehrt blieben.

Bei unseren Proben zeigt ein beträchtlicher Teil Verwesungerscheinungen. Und was das wichtigste ist: Bei unseren Funden befinden sich die Organe, die bei den Ägyptern in vier verschiedenen

Krügen aufbewahrt worden sind, in einem einzigen Krug. Da passt für mich so einiges nicht zusammen.“

Jetzt ergriff Chambers mit ruhiger, sachlicher Stimme das Wort. „Wie ich schon bei meiner ersten Präsentation erwähnt habe, könnten an der unzureichenden Konservierung die ungewöhnlich hohen Temperaturen schuld sein. Die Zusammensetzung der Konservierungsflüssigkeit hätte bei den üblichen sommerlichen Werten vermutlich ihren Zweck erfüllt.“

Als hätten die Zweifel von Gillardi die andern wachgerüttelt, wurden nun plötzlich von allen Seiten Argumente vorgebracht. Fast schien es, als hätten die Aussagen Conrads zu den geheimnisvollen Todesriten der alten Ägypter die meisten Anwesenden dermaßen fasziniert, dass sie die Vorstellung von einem Serienmörder, der sein Opfer ausweidet und mumifiziert, nicht mehr aufgeben wollten.

„Wenn es bereits im pharaonischen Ägypten verschiedene Varianten im Umgang mit den kanopischen Krügen gegeben hat, dann spricht auch nichts gegen eine neue Variante bei unserem Balsamierer.“ Mit dem letzten Wort wurde von Cyd ein Terminus geprägt, der in den nächsten Wochen als Schlagwort durch die Medien der ganzen Welt gehen sollte. Mit Genugtuung nahm Cyd das zustimmende Nicken von Chambers zu ihrem Beitrag zur Kenntnis.

„Und vielleicht wurden die Krüge in der Hütte nur zwischengelagert. Aus Platzgründen oder als Zwischenlösung, vielleicht vor der Weiterverarbeitung.“ Nun ließ sich sogar Ruth von der Annahme eines Balsamierers hinreißen.

Gillardi beobachtete die Gruppenprozesse mit der Distanz des Profis. Er kannte die Dynamiken, die sich in solchen Situationen regelmäßig bildeten. Rivalitäten, Animositäten, Sympathien, Antipathien, Dominanz, Unterwerfung, Bewunderung, Demütigung.

Gerade in Untersuchungsausschüssen und Sondereinheiten kamen alle Varianten menschlicher Beziehungen zum Vorschein. Es schien, als würde die Gruppe sich in einem Abenteuerspiel befinden, und alles dafür tun, die Spannung noch zu erhöhen. Dazu kamen Gefühle

und Anziehungen zwischen den Teammitgliedern. Für ihn war offensichtlich, dass zwischen Ruth Clark und Christopher Chambers eine starke Anziehung bestand. Conrad begehrte und bewunderte Ms. Alexander, doch die schien ebenfalls zu Chambers zu tendieren, obwohl dieser nicht die geringsten Anzeichen von Interesse an ihr zeigte.

„Gehen wir einmal davon aus, dass die fehlenden Körper tatsächlich mumifiziert wurden und irgendwo aufbewahrt werden, dann stellt sich nach wie vor die Frage nach dem Motiv des Täters. Schließen wir bei unseren Überlegungen dieses Mal schizophrenes Verhalten, religiösen Wahn und ähnliches aus und konzentrieren wir uns auf die Tätergruppe der Kriminellen ohne solche psychischen Erkrankungen. Worin besteht für den Killer der Nutzen, wenn er junge Frauen nicht nur tötet, sondern sie auch ausweidet und mumifiziert? Worauf ich hinaus möchte, ist der große Markt der sexuellen Perversionen und abartigen Unterhaltungen, für die viele Leute bereit sind, eine Menge Geld zu bezahlen. Sie alle kennen die extremen Pornoproduktionen, bei denen manchmal sogar ein Opfer im Rahmen von sexuellen Handlungen vor laufender Kamera getötet wird. Für solches Material gibt es einen lukrativen Kundenkreis. Ich könnte mir vorstellen, dass es auch kranke Menschen gibt, die bereit sind große Summen auszugeben, wenn sie dafür bei der Tötung und Mumifizierung eines Menschen dabei sein dürfen.“

Gillardi sah in die Runde und sprach dann Burt Foster, den Informatik-Experten der lokalen FBI-Station, direkt an. „Mr. Foster, vielleicht könnten Sie bis zur nächsten Sitzung das Internet und die einschlägigen Datenbanken durchforsten, um zu sehen, ob an meiner Überlegung etwas dran ist.“

Foster machte einen Vermerk auf seinem Block und nickte zustimmend. „Kein Problem, sobald wir hier fertig sind, mach ich mich an die Arbeit.“

Gillardi schien plötzlich eine Eingebung zu haben, er überlegte kurz, bevor er Dr. Conrad ansprach. „Eine andere Idee ist mir heute

in Ihrer Vorlesung gekommen, als Sie die Tanzleiche erwähnten, mit der sich die wackeren Burschen in den Wirtshäusern amüsierten. Vielleicht ist es in gewissen Kreisen gerade in, bei Partys als Nervenkitzel Mumien zu präsentieren. Ich glaube, auch dieser Überlegung sollten wir nachgehen. Ms. Alexander, Ms. Clark wären Sie bereit sich darüber zu informieren, was gerade in der Schickeria oder in anderen Gesellschaftsschichten in ist?“ Cyd schenkte Gillardi ein freudiges Lächeln und nickte eifrig. Sie blühte auf. Es war ihr nicht entgangen, wie sehr es Ruth getroffen hatte, erst an zweiter Stelle angesprochen worden zu sein. Doch ihre Gedanken wurden von Conrad unterbrochen, der auf Gillardis Idee einging.

„Es ist wirklich interessant, dass Sie dieses Thema anschneiden. Es war nämlich im neunzehnten Jahrhundert in der englischen High Society tatsächlich sehr beliebt, bei exklusiven Veranstaltungen – meistens nachts und bei Kerzenlicht – Mumien auszuwickeln. Wer immer es sich leisten konnte, importierte eine ägyptische Mumie und lud seine Freunde zu so einer Party ein. Offenbar wollte man einen Nervenkitzel erleben. Manchmal wurden auch abenteuerliche Geschichten erzählt und natürlich erhoffte man sich Überraschungen in Form wertvoller Schmuckstücke. Bei diesen Veranstaltungen wurden die Leinenbinden entfernt, bis der nackte Leichnam frei lag. Wenn solche Sitzungen schon damals so viel Interesse gefunden haben, warum nicht auch heute, noch dazu, wenn die Verpackung junge schöne Frauengestalten enthält.“

„Klingt ziemlich sexistisch, was Sie da von sich geben, Dr. Conrad.“ Ruth war noch eingeschnappt, weil Gillardi Cyd bevorzugt hatte, daher fiel ihr Ton schärfer aus, als es der Anlass gerechtfertigt hätte. „Ich würde mir wünschen, dass wir der Suche nach den Opfern und vor allem der Vermeidung künftiger Opfer bei unseren Anstrengungen den Vorrang geben.“

„Die Gefahr wird dann gebannt sein, wenn der Täter gefasst ist.“ Gillardi sprach ganz ruhig und sachlich.

Jetzt schaltete sich auch der Sheriff ein. Er zeigte sich als nüchterner Pragmatiker.

„Okay, Leute, ich finde alles was ich heute gehört habe höchst interessant und spannend. Doch auch mich interessiert in erster Linie, wie ich verhindern kann, dass der Mörder weitere Frauen tötet. Wir haben Vollmond und die Kriminalstatistiken sprechen eine deutliche Sprache. Vollmond scheint bei vielen Menschen kriminelle Energien freizusetzen. Was ich im Moment mehr fürchte als alles andere, ist eine weitere Vermisstenmeldung. Deswegen schlage ich vor, über die Medien eine Warnung an alle Frauen zwischen fünfundzwanzig und fünfunddreißig herauszugeben.“

Gillardi konnte nachvollziehen, wie Jimenez sich in dieser Situation fühlte. Er kannte das Gefühl aus eigener Erfahrung. Die Angst, die falschen Leute verhört zu haben, entscheidende Hinweise übersehen zu haben, wichtige Maßnahmen unterlassen zu haben, war sein ständiger Begleiter.

„Danke Sheriff, dass Sie uns auf die Erde zurückgeholt haben. Zu Ihrem Vorschlag lassen Sie mich Folgendes einwenden. Wenn wir so eine Meldung herausgeben, weiß der Täter, dass wir ihm auf der Spur sind. Ich finde, es ist zu früh für eine proaktive Strategie. Wenn wir erst einmal ein Profil haben, können wir ihn durch bewusst lancierte Informationen unter Druck setzen. Zum jetzigen Zeitpunkt würden wir nur unser Überraschungsmoment aufgeben und möglicherweise Panik in der Bevölkerung auslösen. Ich bezweifle auch den Nutzen einer solchen Aktion. Vor wem sollten wir die Frauen warnen? Vor einem Kontakt mit Fremden? Wer sagt, dass der Täter für das Opfer ein Fremder ist? Nein, ich glaube unser erstes Bestreben muss sein, mehr Information zu bekommen. Das ist der Grund, warum wir uns hier zusammengefunden haben.“

Das zustimmende Murmeln in der Runde bestätigte Gillardi. Auch Jimenez nickte und gab sich damit zufrieden.

Als die Gruppe den Raum verließ, versuchte Cyd an Dr. Chambers heranzukommen, um mit ihm in Kontakt zu treten. Doch Ruth hatte sich bereits an die Seite des Gerichtsmediziners gehängt und die beiden gingen plaudernd nach draußen. Cyd kochte innerlich vor Wut, trotzdem gab sie sich extrem locker und gut gelaunt. Sie schloss sich ihrerseits Dr. Conrad an, stieß beim Verlassen des Raumes wie zufällig gegen ihn, lachte unnatürlich laut und hielt sich ganz lässig am Ellenbogen des Anthropologen fest. Bei der Verabschiedung hob sie ihre Stimme so, dass Chambers und Ruth mit Sicherheit mithören konnten.

„Ich danke Ihnen, Dr. Conrad, wir bleiben in Kontakt. Ich melde mich morgen bei Ihnen. Bis dann.“ Enttäuscht musste sie feststellen, dass niemand ihre Show zur Kenntnis nahm. Doch Cyd war eine Kämpfernaut. „Noch ist nicht aller Tage Abend“, sagte sie sich. „Die nächste Runde geht bestimmt an mich.“

Ruth hatte Cyds Bemühungen um die Aufmerksamkeit der Gruppe und im Besonderen um die von Chambers wohl bemerkt. Noch vor wenigen Tagen hätte sie ihren Triumph in vollen Zügen ausgekostet. Seltsamerweise bereitete es ihr heute keine Genugtuung mehr, die jüngere, ambitionierte Kollegin ausgestochen zu haben. Sie fragte sich, was wohl der Grund für ihre Veränderung sein mochte. Waren es ihre Gefühle für Chambers, die ihren harten Kern zum Schmelzen brachten? Oder erinnerten Cyds Anstrengungen sie an ihre eigene Anfangszeit mit all den Ängsten und Unsicherheiten?

Auch Ruth war nicht immer so erfolgreich gewesen. Aufgewachsen in einer pietistisch-methodistischen Familie, wo Schuld, Bekehrung und Heiligung als Themen ständig präsent waren, wo Hausversammlungen zum Bibelstudium und Übungen der Gottseligkeit ihren Alltag prägten, war sie von klein auf von der Vorstellung besessen gewesen, Karriere zu machen, um irgendwann im Rampenlicht der Öffentlichkeit zu stehen. So nahm sie die Einschränkungen der strengen Erziehung in Kauf und flüchtete in eine Traumwelt von

Glamour und narzisstischen Eitelkeiten. Während ihre Eltern versuchten sie mit Direktiven wie „Stell dich nicht immer in den Mittelpunkt“, „Du musst nicht überall dabei sein“, „Nimm dich zurück“, „Das ist nicht gottgefällig“ in ihrem Denken zu prägen, träumte Ruth von der Zeit, wo sie alles hinter sich lassen und ihr eigenes Leben in Ruhm und Ansehen leben würde.

In der Schule und im College hatte sie nur die besten Zensuren. Während ihre Kommilitoninnen sich mit den Jungs einließen und ihre ersten Erfahrungen mit Sex und Drogen machten, zog sie sich zurück und arbeitete verbissen an der Realisierung ihres Lebenstraumes.

Als sie die Fachakademie für Journalismus und Publizistik unter den Besten ihres Jahrgangs abschloss und ein attraktives Angebot bei einer kleinen lokalen Sendeanstalt erhielt, glaubte sie ihr Ziel erreicht zu haben. Es war nicht die große mondäne Welt, von der sie immer geträumt hatte, aber in dieser mittelgroßen Stadt im Osten der USA war sie ein großer Frosch in einem kleinen Tümpel. Sie war die jüngste Mitarbeiterin des Senders mit einer eigenen Sendereihe.

Ihr Boss, der in erster Linie von ihrem Aussehen und erst in zweiter Linie von ihren Examensnoten beeindruckt war, bot ihr einen 3-Jahres-Vertrag für die Abendshow ‚Truth and Facts‘, die alle vierzehn Tage ausgestrahlt wurde und den Zuschauern brandheiße Themen präsentierte. Sie erhielt einen Mitarbeiterstab aus drei Assistenten und einem kleinen Team von Maulwürfen, das mit viel Einsatz und Skrupellosigkeit aktuelle Themen ausgrub, die sie bearbeiten und in der Öffentlichkeit medienwirksam vorführen konnte. Der Clou der Show war ein Live-Publikum und prominente Gäste.

Ihren ersten Schock erlitt Ruth, als sie kurz vor Beginn ihrer ersten Darbietung feststellen musste, dass sie unter Lampenfieber litt und plötzlich panische Angst vor dem öffentlichen Auftritt hatte.

Doch es war zu spät um die Show abzusagen und so vertraute sie sich ihrem persönlichen Assistenten an. Gordon McNeil war seit geraumer Zeit dabei und beherrschte alle Tricks des Showbusiness,

auch wenn er selbst im Hintergrund wirkte. Er erkannte die Symptome in dem Moment, als er ihr Büro betrat.

„Um Gottes willen, Ruth, was ist los mit dir, du siehst ja entsetzlich aus.“ Ruth brachte vor Panik kaum ein Wort heraus. Sie hatte Tränen in den Augen und zitterte am ganzen Körper.

„Ich kann nicht, ich bin krank, such einen Ersatz für mich, ich kann die Show nicht halten.“ Die abgehackten, herausgestoßenen Worte waren kaum zu verstehen. Doch Gordon kannte das Phänomen und wusste, was zu tun war.

„Hör zu Ruth, beruhige dich erstmal. Beim ersten Mal geht es vielen so. Kein Grund zur Panik. Lehn dich zurück und entspann dich. Ich habe da etwas für dich, das wirkt Wunder. Du wirst sehen, in zehn Minuten fühlst du dich wie auf Wolken.“

„Nein, ich will nichts, lass mich in Ruh. Ich will nur raus. Ich muss dir etwas gestehen Gordon, ich habe so etwas noch nie gemacht, ich schaff’ es nicht. Ich bin für so einen Auftritt die Falsche. Bitte lass mich raus. Bitte Gordon, ich flehe dich an.“ Sie brach in Tränen aus und klammerte sich an ihren Assistenten.

„Okay, ist ja gut.“ Gordon lenkte scheinbar ein.

„Ich mach dir folgenden Vorschlag, setz dich hin und nimm ein Beruhigungsmittel. Ich leite inzwischen alles in die Wege und dann sprechen wir über eine Alternative.“ In tiefer Dankbarkeit war Ruth zu allem bereit. Erleichtert umarmte sie ihn und entkrampfte sich.

„Ich danke dir, du bist ein wahrer Freund, das werde ich dir nie vergessen.“ Dann nahm sie die Pille, die er ihr mit einem Glas Cognac reichte und ließ sich in einen der bequemen Besucherstühle sinken. Was sie dann erleben sollte, würde sie nie wieder vergessen. Es war, als ob ihr Geist sich neu organisierte. Sie schien plötzlich jede Zelle ihres Körpers zu spüren, ihre Sinne nahmen ihre Umgebung mit einer Tiefe und Brillanz wahr, wie sie es nie zuvor erlebt hatte. Ihre Aufmerksamkeitsspanne erweiterte sich ins Grenzenlose und ihr Denken war von Schärfe geprägt, wie sie es nie für möglich gehalten hätte. Sie war völlig ruhig und klar bei Verstand.

Und sie sah ihn wieder vor sich, ihren Lebensweg, mit einer Deutlichkeit und Selbstverständlichkeit wie nie zuvor. Und sie hatte nur einen Wunsch, den Weg zu gehen, den ersten entscheidenden Schritt zu tun, eine brillante Show hinzulegen, ihre Gäste und Zuschauer zu begeistern, für sich einzunehmen. Ja, das war ihr Leben. Ruth Clark zur Hauptsendezeit, im Fokus der Aufmerksamkeit. Morgen würde man über sie sprechen, sie feiern als neuen Star am Medienhimmel. Alles was sie zuvor empfunden und gesagt hatte war nicht mehr in ihrer Erinnerung. In ihrem Bewusstsein war kein Platz für Versager und Feiglinge. Während es in ihrem Gehirn noch gewitterte, kam Gordon herein und trat vor sie hin.

„Bist du bereit?“, war alles, was er sagte. Und das zufriedene Lächeln in seinen Augen stellte bereits klar, das dies so sein würde. Als wäre es tägliche Routine. Ruth stand auf und kontrollierte rasch im Spiegel ihr Make-up.

„Auf in den Kampf“, sie klopfte Gordon lässig auf die Schulter und ging zum Senderaum, um auf ihr Auftrittssignal zu warten.

Die Show war ein berauschender Erfolg. Ruth erlebte ihren ersten Auftritt wie auf Wolken schwebend. Sie konnte sich zwar an kein einziges Detail erinnern, war aber nach dem Ende noch so überdreht, dass Gordon sie bei der anschließenden Feier im Chefbüro des Senders bremsen musste. Ohne seine lenkende Einflussnahme hätte ihr Verhalten wahrscheinlich zu einigen Peinlichkeiten geführt. Nach kurzer Zeit entschuldigte Gordon Miss Clark mit dem Hinweis, dass die Vorbereitungen sehr stressvoll gewesen wären, und brachte sie nach Hause. Ruth war mittlerweile so außer Kontrolle, dass sie alles mit sich geschehen ließ. Sie bestand nur noch aus gutem Gefühl.

Das unvergleichliche Gefühl einer großen Premiere und die Überzeugung grenzenloser Möglichkeiten schossen ihre Selbsteinschätzung in die Stratosphäre.

Gordon war längst gegangen. Mit einem seltsamen sorgenvollen Blick hatte er ihr noch einmal gratuliert, ihr dann eine gute Nacht

gewünscht und rasch die Wohnung verlassen. Ruth wusste nicht, was sie mit sich anfangen sollte, sie konnte nicht klar denken, die Anspannung war ungebrochen hoch. Extreme Aktivierung, Halluzinationen, wirre Gedanken, dazwischen Absenzen, Verwirrung, Amnesie. Mit zitternden Händen schenkte sie sich ein großes Glas Cognac ein, dann wankte sie auf den Balkon und sah auf die im Lichtermeer erglänzende Stadt, die ihr zu Füßen lag. Die ganze Welt lag ihr zu Füßen. Seltsamerweise konnte die Metapher sie nicht mehr erfreuen. Auf einmal durchströmte sie tiefe Niedergeschlagenheit. Ein Gefühl der Leere, vollkommener Einsamkeit, wie ein Bergsteiger, der getrieben vom Wahn den höchsten Gipfel erklommen hatte und sich nun nicht mehr zutraute, den Abstieg zu schaffen. Und dann kam die Versuchung, den Sieg zu krönen durch den freien Fall in die Unendlichkeit des Seins. Plötzlich wurde sie gewahr, dass sie sich weit vorne über gebeugt tatsächlich an der Grenze zum freien Fall befand. Da schreckte sie zurück und wankte zurück in die Wohnung. Dort sank sie auf den weichen Teppichboden ihres Wohnzimmers und verlor das Bewusstsein.

Als sie am nächsten Morgen erwachte, fand sie sich in einer Lache von Erbrochenem auf dem Boden. Furchtbare Schmerzen hämmerten in ihrem Kopf und Schübe von unkontrolliertem Tremor zogen in Wellen durch ihren Körper. Ihre Haut war bedeckt von kaltem Schweiß. Mit Mühe und erst nach mehreren Versuchen schaffte sie es sich zu erheben und ins Badezimmer zu gelangen. Erst als sie sich lange und gründlich unter der Dusche geschrubbt hatte, kehrten ihre Lebensgeister langsam zurück. Sie warf ein großes Handtuch über den beschmutzten Teppich, stellte Kaffee auf und schluckte vier Aspirin gegen die Schmerzen.

Als sie dann mit der Tasse Kaffee am Küchentisch saß, versuchte sie den vergangenen Abend aus dem Gedächtnis abzurufen. Es erschreckte sie, wie viele Erinnerungen fehlten. Mit eiserner Disziplin stürzte sich Ruth wieder in die Arbeit. Anfangs war die Unsicherheit als Folge des Erlebnisses des ersten Ein-

satzes latent vorhanden, doch schon nach wenigen Tagen begannen die bösen Erinnerungen zu verblassen. Die Recherchen machten Ruth Spaß und nahmen ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Es wurde ihr zunehmend bewusst, dass sie zu naiv in Bezug auf die Motive des Senders bei der Show gewesen war. Wie das einfache Mädchen vom Lande hatte sie darauf vertraut, dass der Name der Show ernst gemeint war. Sie war überzeugt gewesen, es ginge um Wahrheit und Fakten. Sie musste zur Kenntnis nehmen, dass die selbstgerechten Motive des Senders, einen Kampf für die Wahrheit und gegen das Böse zu führen, nichts als Bluff waren. Es zeichnete sich im Gegenteil sehr bald ab, dass ihre Show vorwiegend das Ziel zu haben schien, Menschen bloßzustellen und auf spektakuläre Art anzuprangern. Oberste Vorgabe war, die Zuschauerzahlen zu erhöhen. Mit welchen Mitteln das erreicht wurde, interessierte niemanden.

„Die Einschaltquoten bestimmen die Preise für Werbeeinschaltungen und wir leben von der Werbung.“ So hatte es ihr Boss einmal auf den Punkt gebracht.

Auf ihren zweiten Auftritt hatte Ruth sich besonders gründlich vorbereitet. Sie hatte jede Frage präsent, alle Themen in die verschiedensten Richtungen in Rollenspielen durchgearbeitet. Sie hatte sich in die Hintergründe der Problematik eingelesen. So hatte sie keinen Grund ängstlich oder unsicher zu sein. Trotzdem wiederholten sich die Erfahrungen ihres ersten Einsatzes auch dieses Mal und bei den weiteren Einsätzen von neuem. Ruth konnte nur unter massivem Einsatz von Drogen ihre Unsicherheiten und Ängste überwinden, die Folgen waren jedes Mal katastrophal. Die Nebenwirkungen der Drogen nahmen immer mehr zu.

Nach drei Monaten war sie seelisch und körperlich ein Wrack. Zu den Ängsten bei ihren Life-Auftritten kamen Panikattacken, die jederzeit – auch scheinbar ohne Auslöser – auftreten konnten. So wurde die Angst vor der Panik ihr ständiger Begleiter. Aufputschmittel, Sedativa, Antidepressiva, Testosteronpräparate zur

Steigerung ihres Durchsetzungsvermögens. ‚Crystal Clear‘, ein Amphetamin, das die Wachheit und Handlungsbereitschaft bei extrem gesteigerter Motivation und Aufmerksamkeit auf Spitzenwerte brachte. Die Droge aus der Giftküche der ehemaligen Sowjetunion, ursprünglich entwickelt, um die Fight Performance von Kampfpiloten zu optimieren, wurde ihr ständiger Begleiter. Ohne ihre Pillen war sie nicht mehr in der Lage ihr Haus zu verlassen, geschweige denn, das Büro zu betreten oder auch nur einfachste Entscheidungen zu treffen.

Eines Tages ging Ruth in ihr Büro, schrieb ihrem Boss ein paar erklärende Zeilen, räumte ihren Schreibtisch auf, nahm alle persönlichen Dinge mit und verließ den Sender. Sie würde nicht zurückkommen. Sie wusste, dass sie dabei war, vor die Hunde zu gehen. Und sie wusste auch, dass ihre Arbeit und Position beim Sender der Hauptgrund dafür waren. Deshalb hatte sie sich entschlossen sich von der Medienarbeit ganz zurückzuziehen. Die erste Folge dieses Entschlusses war Erleichterung, dann folgten tiefe Depression mit Existenzängsten, finanziellen Problemen und völliger Verlust ihres Selbstwertgefühls. Ruth musste ihr Appartement aufgeben und alles, wovon sie geträumt und wofür sie gekämpft hatte, schien verloren. Nachdem sie die Regressforderungen des Senders bezahlt hatte, blieb ihr nichts mehr. Immerhin hatte sie das Glück ein kleines Zimmer zu einem günstigen Preis zu bekommen, so blieb ihr wenigstens der Gang zur Heilsarmee erspart. Sie befand sich am Tiefpunkt ihres Lebens. Die einzige Sicherheit war, dass ein Weg zurück in ihre Heimatstadt oder gar ins Elternhaus für sie nicht in Frage kam.

Es war eine laue Spätsommernacht, als sie wieder einmal ziellos durch die Straßen zog. Der Weg hatte sie in den Park beim Fluss geführt. Inmitten des nächtlichen Lärms wirkte die Grünanlage wie eine Oase der Ruhe und Geborgenheit in einer Wüste aus Beton und Glas. Hin und wieder strich ein kühler Wind als Vorbote des kom-

menden Frostes durch die Wipfel der Bäume und die Luft roch nach feuchter Erde und Schnee. Diesen Geruch hatte sie seit Kindheitstagen nicht mehr bewusst wahrgenommen. Tiefe Trauer erfüllte sie. Was war aus dem Kind jener Tage geworden. Trotz aller Einschränkungen des Elternhauses war sie voller Hoffnung gewesen und hatte mit einer Begeisterung am Leben gehangen, von der nun nichts mehr geblieben war.

„Du bist nichts mehr“, sagte eine Stimme in ihr, „lass alles los und mach dich bereit für den letzten Schritt“. Dann fiel ihr Blick auf den Fluss. Wie ein Silberstreif zog er durch die grell beleuchtete Wüste von Downtown – Wegweiser, Friedensbringer, Acheron. Es war ihr, als würde sie von behutsamen Händen liebevoll geführt. So ging sie den Kai entlang, die Stufen hoch zur Brücke, dort bis zum höchsten Punkt, der Mitte. Jetzt war sie in ihrer Mitte, wusste, was zu tun war. Keine Zweifel mehr, kein Zögern, die Zeit der Unsicherheit war endlich vorbei. Sie stieg auf den Mauervorsprung und machte den Schritt nach vorn.

Als sie wieder aufwachte, lag sie auf der Intensivstation, Arme und Beine festgeschnürt, mit Klettbändern gegen Bewegungen gesichert, Schläuche in den Venen, seitlich auf einem Gestell mit Rollen ein Monitor, dessen Aktivität ihre Lebensfunktionen anzeigte. Obwohl sie in der Klinik als Mittellose geführt wurde, war an der Behandlung und Pflege nichts auszusetzen. Sie lag in einem Schlafsaal mit zwölf Betten. Die anderen Patientinnen befanden sich in einer ähnlichen Situation wie sie. Ein Teil ihrer Behandlung bestand aus psychotherapeutischen Sitzungen, die sie bei einem älteren hawaiianischen Therapeuten absolvierte. Seine schonungslose, offene Art gefiel ihr.

„Miss Clark, ich werde Ihnen jetzt meine Sicht der Dinge schildern, ohne Sie zu schonen. Sie sind hier geduldet, haben die nötigste medizinische Betreuung erhalten und nun versucht man sie mit einigen Therapiesitzungen soweit zu stabilisieren, dass Sie in der Lage sind die Klinik zu verlassen. Doch das ist das Ende der Straße, soweit es

das Krankenhaus betrifft. Unser Wohlfahrtssystem sieht weitere Leistungen nicht vor. Ich kann mir in den wenigen Therapiestunden Ihre persönliche Geschichte anhören und Ihnen die eine oder andere Anregung auf Ihren Lebensweg mitgeben. Ein Therapieerfolg ist unter diesen Umständen in meinen Augen allerdings nicht zu erwarten. Ich kann die Zeit aber auch dafür verwenden, Ihnen eine völlig neue Art des Zugangs zum Leben vorzustellen. Es ist, je nach Betrachtung ein philosophischer, religiöser oder spiritueller Ansatz. Es ist auf jeden Fall eine völlig andere Art des Lebens, als Sie es bisher praktiziert haben. Die Sinnhaftigkeit dieser Variante liegt darin, dass Sie diesen Weg mit relativ geringem finanziellen Aufwand vertiefen und selbst ausbauen können, wenn Sie ihm etwas abgewinnen können. Es gibt überall im Land Zentren, Trainer, Interessengemeinschaften, Selbsthilfegruppen und Veranstaltungen verschiedenster Art, die sich mit diesem Thema befassen. Ruth spürte, dass ihr eine Chance geboten wurde und nahm sie an.

„Ich danke Ihnen für Ihre aufrichtigen Worte, Doktor. Ja, zeigen Sie mir diesen Weg. So viele Möglichkeiten habe ich nicht mehr. Wenn meine Kraft reicht, will ich ihn gehen.“

Und anfangs gelangte Ruth mehrfach an die Grenze ihrer Kraft. Jeder Schritt kostete sie Überwindung, jede Gruppe von Menschen wirkte bedrohlich auf sie. Orientierungslos irrte sie durch die Straßen auf der Suche nach Erlösung von ihren Qualen. Angst, Panik, Schreckensvorstellungen aller Art waren ihr ständiger Begleiter. Hunger, Durst und die Frage, wo sie die nächste Nacht verbringen würde, setzten ihr körperlich und seelisch zu. Während dieser Wanderschaft begann sie ihr Leben zu reflektieren.

Es war eine schmerzhaftes Erkenntnis, dass es ihr an menschlicher Reife und Größe fehlte, um ein Leben so zu führen, wie sie es sich erträumt hatte. Kleine Erfolgserlebnisse gaben ihr die Kraft weiterzumachen und immer neue Erfahrungen zu sammeln.

Die körperbezogenen und spirituellen Übungen taten ihr gut, doch sie reichten nicht aus. So setzte sie ihre Suche fort, in einschlägigen Buchhandlungen, im Internet, bei Vorträgen und im persönlichen Gespräch mit ähnlich interessierten Menschen, Suchenden wie sie selbst. Irgendjemand erzählte ihr von der Wirkung des meditativen Bogenschießens für die Selbstfindung und öffnete für Ruth damit einen Weg, der ihr Leben entscheidend bestimmen sollte. Erneut machte sie sich auf den Weg und nach mühsamen Irrwegen und unzähligen Rückschlägen wurde sie schließlich fündig. In einem kleinen spirituellen Zirkel am Rande des Industriebezirks lernte sie einen alten Meister kennen, der sie in die Kunst des Bogenschießens einweihte.

Kyudo – das Bogenschießen mit dem asymmetrischen Langbogen – ist die älteste aller japanischen Kampfkünste, die bis in das vierte Jahrhundert nach Christus zurückgeht. Was Ruth sofort gefangen nahm, war der langsame Bewegungsablauf und die Schönheit des Bogens und der Pfeile. Unter der geduldigen und liebevollen Anleitung ihres Meisters lernte sie die Geheimnisse der völligen Selbstversenkung und zielgerichteten Konzentration auf die einzelnen Bewegungen bei der Handhabung des Bogens. Durch die asymmetrische Form des Bogens und das Führen des Pfeils ohne Auflage war es notwendig, den Bogen im Moment des Abschusses innerhalb eines Sekundenbruchteils zum Ziel zu drehen, bevor der Pfeil sich von der Sehne löste. Gleichzeitig musste die rechte Hand nach innen eingedreht werden, damit der Handschuh die Sehne freigab. Nur wenn die einzelnen Schritte in höchster Präzision zu einer einzigen Bewegungsfolge verschmolzen, gelang die Schussabgabe.

„Das Ziel des Bogenschützen ist der Treffer“, betonte ihr Meister, „doch es geht bei Kyudo um viel mehr. Neben der korrekten Technik bedarf es einer bestimmten Geisteshaltung, damit das Ziel immer wieder erreicht werden kann.“

Mit eiserner Disziplin bemühte sich Ruth, die Technik fehlerfrei zu erlernen. So gelangte sie auf die Ebene des Schießens, wo dem Einfluss des Geistes eine besondere Bedeutung zukommt. Ihr nächstes Ziel war Mushin, der leere Geist, wo im Moment der Schussabgabe die Konzentration so verdichtet ist, dass der Geist von allen Gedanken frei wird.

Die Reinigung des Geistes als letztes Ziel des Kyudo. Es war eine erhebende Erfahrung, mit diesem Antagonismus aus Konzentration und Gelassenheit zum Frieden des Herzens zu finden.

Der alte Meister lehrte Sie auch, dass Kyudo immer Wahrheit, Güte und Schönheit einschließen sollte. Wahrheit als technisch korrekter Schussablauf mit der rechten Gesinnung, Güte in Form von Höflichkeit, Mitgefühl und Friedfertigkeit und Schönheit mit der Etikette der Kyudo-Zeremonie.

Im Lauf der Zeit eröffnete ihr der Meister auch die Gedankenwelt des Zen-Buddhismus, der im 12. Jahrhundert nach Japan gelangte und das Denken und Handeln der Samurai beeinflusste. „Die mystischen Erfahrungen des Zens helfen dem Praktizierenden die permanente Beschäftigung mit sich selbst und die daraus folgende unablässige Gedankenflut, die immer mehr Unsicherheit und neues Leiden schafft, zu überwinden. Samadhi, die vollkommene Konzentration auf die Tätigkeit, die gerade ausgeübt wird, bei gleichzeitigem Loslassen aller Gedanken, Erleben von Stille und Leere – zeitlos, selbstlos.“

Mit Hilfe von Kyudo und Zen gelang es Ruth schließlich ihre Ängste zu überwinden und sich selbst und ihren Weg zu erkennen.

Nach mehreren Jahren wagte sie sich endlich wieder in ihren alten Job, fühlte sich stark genug um in dem Beruf, den sie erlernt hatte, bestehen zu können.

Sie war jetzt eine reife Frau, geläutert an Geist und Seele. In Kombination mit ihrem blendenden Aussehen ergab dies eine äußerst attraktive charismatische Persönlichkeit. Eine Frau, die Blicke und

Aufmerksamkeit anzog. Und das war auch der Effekt auf Austin Jenkins, als er Ruth auf einer Vernissage kennen lernte.

Sie hatte kurze Zeit zuvor entschieden, ihren Beruf wieder aufzunehmen und in diesem Zusammenhang einen alten Bekannten auf der Akademie für Medienkunde kontaktiert. Der hatte ihr vorgeschlagen, dass sie sich bei der Kunstaussstellung treffen sollten. Sie hatte in der Galerie ihren Bekannten noch nicht ausgemacht und sich daher entschlossen, abzuwarten und einen Blick auf die Bilder zu werfen.

„Also auf mich wirken diese Werke, als ob jeder so etwas zusammenklebsen könnte. In Situationen wie dieser bin ich mir nie sicher, ob ich nicht das Opfer einer Versteckte-Kamera-Show bin. Ich könnte mir vorstellen, dass es dem Produzenten ein diebisches Vergnügen bereiten würde, all die überzogenen Kommentare der Zuschauer heimlich aufzuzeichnen, um dann offen zu legen, dass die ach so avantgardistischen Gemälde von dilettantischen Teilnehmern eines Malkurses an der Volkshochschule, oder einer experimentellen Kreativgruppe eines Primatenforschers stammen.“ Ruth drehte sich um und erkannte Jenkins, den bekannten Medienmagnaten. Er sagte das in einer sympathisch-ironischen und keineswegs destruktiv kritischen Art.

„Selbst wenn es so wäre, könnte ich dem einiges abgewinnen. Eine Reportage darüber, dass in so manchem Teilnehmer eines Abendkurses oder sogar in einem Primaten des städtischen Zoos so viel Talent steckt, dass es die Begeisterung der Zuschauer zu wecken vermag, könnte doch ganz interessant sein. Mindestens ebenso faszinierend wie eine Sendung über die Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch gezielten Informationstransfer. Wäre das nicht ein Thema für Ihren Sender?“ Auch Ruth nahm ihrer Aussage durch den Ton und das Lächeln die Schärfe.

„Sie kennen mich?“ Jenkins tat überrascht.

„Wer kennt Sie nicht. Jetzt sind Sie derjenige, der auf ‚Versteckte Kamera‘ macht.“

„Ich frage mich, warum Sie nicht auch jeder kennt? Auf mich wirken Sie jedenfalls wie eine Frau, die man unbedingt kennen sollte. Es sei denn, man ist nicht an Frauen interessiert oder man ist nicht an interessanten Menschen interessiert.“ Sein fragender Blick forderte eine Erwiderung.

„Ich bin Ruth Clark.“ Jenkins war hingerissen von dieser einfachen Art sich vorzustellen. Diese einfache Aussage ließ jeden Spielraum für Spekulation, Phantasie, Interpretation. Sie sagte absolut nichts und war doch sehr vielsagend.

„Sie sagen das in einer Art und einem Ton, als müsste die ganze Welt Sie kennen. Und ich spüre, dass es ein Gewinn für die Welt wäre, wenn man Sie kennen würde. Geben Sie mir die Chance, Sie für die Welt zu entdecken.“

Diese Art von Small Talk war nicht nach Ruths Geschmack. Trotzdem spürte sie, dass die unbeholfene, holprige Konversation von Jenkins die Ausnahme und nicht die Regel war. Dieser Mann hatte sicher mehr zu bieten als solche trivialen Sprüche. Entweder er wurde maßlos überschätzt – was sie aufgrund ihrer Informationen über ihn nicht glaubte – oder er hatte einen ausgesprochen schlechten Tag, was jedem passieren konnte. Die dritte Möglichkeit, die ihr einfiel, gefiel ihr am besten. Vielleicht fand er sie tatsächlich so hinreißend, dass es ihn umwarf. Sie beschloss es darauf ankommen zu lassen und das Spiel weiter mitzuspielen.

„So wie Columbus die Inseln der Karibik? Columbus hielt die Eingeborenen für Kannibalen. Ich hoffe, Sie halten mich nicht für eine Femme fatale. Da müsste ich Sie nämlich enttäuschen. Ich bin nur irgendeine Frau, die niemand kennt. Das ist der Kern der Sache. Wenn es jemandes Bestimmung ist, mich kennen zu lernen, wird es geschehen. Bei Ihnen scheint das gerade der Fall zu sein. Es ist alles Bestimmung.“

„Das mag schon sein, die Frage ist nur, wer bestimmt. Ich für meinen Teil nehme diese Bestimmung mit Freude an. Etwas Schöneres, als Ihnen begegnet zu sein, kann ich mir beim besten Willen nicht

vorstellen. Was meinen Sie, wem soll ich dafür ein Dankopfer darbringen?“

„Sie können sich jemanden aussuchen. Wem immer Sie eine Freude machen wollen. Sie könnten ja dem Maler ein paar Bilder abkaufen.“ Jenkins lachte spontan los. Diese Idee wäre ihm selbst nie gekommen. Diese Dame war wirklich für jede Überraschung gut.“

„Einverstanden, wenn Sie die Bilder aussuchen und dann bestimmen, was mit ihnen geschehen soll.“ Mit dieser Forderung wollte er überprüfen, was sie tatsächlich los hatte. War sie nur eine Blufferin mit einem schönen Körper, oder hatte Miss Clark tatsächlich auch Charakter zu bieten.

„Gutes kann man immer nur selbst tun. Niemand kann für einen anderen gut sein oder großzügige Taten vollbringen.“ Wieder war Jenkins fasziniert von der Einfachheit ihrer Aussage. Diese Frau schien zu wissen, wo sie stand und was sie wollte.

„Sie haben mich überzeugt, ich werde mir das Ziel meiner Güte selbst überlegen. Was machen Sie beruflich, Miss Clark?“ Der Wechsel kam ganz plötzlich und er betraf das Thema, auf das Ruth vorbereitet war, das sie dennoch ein wenig ängstigte.

„Journalistin?“ Ruth intonierte die Antwort wie eine Frage. Sozusagen als Aufforderung an Jenkins, zu dieser Tatsache Stellung zu beziehen. Was dieser auch prompt tat.

„Kein Scherz?“

„Was hätte ich wohl für einen Grund zu scherzen?“

„Grausamkeit? Sie könnten den Wunsch haben mit mir zu spielen, wie Katzen dies mit Mäusen tun.“

„Und warum sollte ich mein Bedürfnis an Grausamkeit ausgerechnet an Ihnen ausleben wollen?“

„Weil meine Begeisterung für Sie mich verletzlich macht. Doch im Ernst, wenn Sie tatsächlich Journalistin sind, möchte ich mich gerne beruflich mit Ihnen unterhalten. Könnten Sie es morgen um neun Uhr einrichten?“

„Ich werde da sein.“

Nun stand Arbeit an. Jenkins hatte die Absicht, sich bis zum nächsten Morgen ein lückenloses Bild vom Lebenslauf der Ruth Clark zu verschaffen. Er suchte sich eine ruhige Ecke auf einem Balkon der Galerie und rief Robert Lancaster, den Leiter seiner Ermittlungsabteilung an. Trotz der späten Stunde meldete Lancaster sich beim dritten Läuten. Jenkins war sich sicher, dass er den Ermittler geweckt hatte, trotzdem klang dessen Stimme hellwach.

„Guten Tag, Mister Jenkins, was kann ich für Sie tun?“ Menschen, die rund um die Uhr und von unterschiedlichsten Zeitzonen erreichbar sein müssen, haben die neutrale Formulierung „Good Day“ zu neuer Aktualität gebracht.

„Ruth Clark, fünfunddreißig bis vierzig Jahre alt, Journalistin. Lückenloser Lebenslauf bis morgen um acht. Good Day.“ Jenkins schätzte seinen Chefermittler sehr, daher hatte sein Telegrammstil weder Distanz noch Druck oder gar Missachtung zum Ziel. Doch als Profi wusste er, dass die gestellte Aufgabe an der Grenze zur Unlösbarkeit stand, und daher jede Minute der verfügbaren Zeit zählte. Seine Form der Kommunikation war Ausdruck seines Respekts in Bezug auf die Aufgabe und den Mann, der sie zu lösen vermochte.

Als Ruth am nächsten Morgen um neun Uhr erschien, wusste Jenkins über große Teile ihres Lebens ziemlich genau Bescheid. Seltsamerweise hatte er über die letzten Jahre keine Informationen erhalten. Es war, als sei sie vor zwölf Jahren untergetaucht und erst vor einigen Monaten wieder an die Oberfläche gekommen. Jenkins kam sofort zur Sache.

„Miss Clark, ich habe mir erlaubt, ihr Leben zu recherchieren. Ich habe das nicht aus voyeuristischen Gründen getan, sondern als potenzieller Arbeitgeber.

Wie Sie gestern sicher bemerkt haben, bin ich an Ihnen als Frau und als Mensch interessiert. Ihre Erscheinung, Ihr Auftreten und Ihre Art die Dinge zu sehen, haben einen starken Eindruck bei mir hinterlassen. Ich habe mich daher entschieden, Ihnen ein Angebot zu ma-

chen. Ich möchte Sie als Mitarbeiterin bei Life Events. Ihre erste Aufgabe wäre, sich ein Bild der Sendung, die seit drei Jahren, seit Bestehen des Senders, läuft, zu machen und ein innovatives Konzept zu entwerfen. Danach besprechen wir Ihre Funktion und die Bedingungen für einen Vertrag.“ Jenkins hatte bewusst sein Angebot so formuliert, dass Ruth ohne allzu großen Druck in die Rolle hineinwachsen konnte. Er wusste aufgrund der Lücke im Lebenslauf nicht, wie sie mit ihrem Zusammenbruch fertig geworden war. Ihr Auftreten am Abend zuvor war souverän gewesen, und sie hatte emotional ungewöhnlich sicher und gefestigt gewirkt. Doch er wusste aus langjähriger Erfahrung, dass der erste Eindruck im Showbusiness oft täuschte. Die Auswirkungen ständiger Präsenz in der Öffentlichkeit auf Psyche und Charakter waren beträchtlich. Und die Drop-out-Raten entsprechend hoch.

„Welche Aufgabe haben Sie mir zgedacht?“ Sachlich, nüchtern, auf den Punkt gebracht, dachte Jenkins. Ich müsste mich schon sehr irren, wenn diese Frau sich als Flop herausstellen sollte.

„Leitende Rolle. Im Aufgabenbereich nach oben unbegrenzt. Die Geschwindigkeit des Aufstiegs geben Sie vor. Wir haben nicht die Absicht, Sie zu verheizen. Sie würden im Sender eine zentrale Position mit viel Eigenverantwortlichkeit und wenig Einmischung durch Vorgesetzte übernehmen. Um genau zu sein, Sie wären nur mir persönlich unterstellt.“

„Wie lange habe ich Zeit, es mir zu überlegen?“

„Ich möchte Sie nicht unter Druck setzen, lassen Sie es mich daher so formulieren. Sie geben mir Bescheid, wenn Sie eine Entscheidung getroffen haben, dann sage ich Ihnen, ob das Angebot noch gilt.“ Sie hatte sich rasch entschieden und ihre Entscheidung noch nie bereuen müssen. Jenkins hatte sie von Anfang an in einer Weise protegiert, die ihr manchmal peinlich war. Aber er hatte nie eine Gegenleistung außerhalb der vertraglich vorgesehenen Arbeit für den Sender von ihr verlangt. Und dafür war sie ihm dankbar.

„Vielleicht sollte ich mehr Verständnis für Cyd aufbringen und sie nicht als Feindin sehen. Sie führt ihren Lebenskampf wie alle anderen. Das ist nicht gegen mich gerichtet.“ Ruth lächelte bei dem Gedanken. Ja, das war wieder sie selbst, die geläuterte, in sich selbst ruhende Ruth. Und plötzlich wurde ihr mit Unbehagen bewusst, wie viel von dem Erreichten durch die tägliche zermürende Arbeit beim Sender wieder verschüttet worden war. Sie nahm sich vor, achtsamer mit sich selbst umzugehen. Das war sie ihrem alten Meister schuldig.

Susan Miller feierte an diesem Tag ihren siebenundzwanzigsten Geburtstag. Für sie war das kein Anlass zu ausgelassener Fröhlichkeit. Sie spürte vielmehr, wie sich Torschlusspanik in ihr breit machte. Sie ging rapide auf die dreißig zu und hatte noch keinen Mann. Alle ihre Kolleginnen und Freundinnen waren bereits in festen Händen, die meisten hatten auch schon Kinder.

Susan wusste, dass sie ungewöhnlich gut aussah. Das wurde ihr von allen Seiten bestätigt. Mittelgroß, mit kurz geschnittenem, kastanienbraunem Haar, eine leicht gebogene römische Nase, große braune Augen mit markanten Augenbrauen, dazu ein voller Mund mit makellosen Zähnen. Sie war sportlich trainiert, hatte aber trotzdem einen wunderbar weichen weiblichen Körper mit langen Beinen und vollen Brüsten. Sie war witzig, unterhaltsam, sympathisch, kultiviert und intelligent. Ihr Interesse bestand keineswegs nur aus oberflächlichem Amusement. Man konnte mit ihr auch ernsthafte Gespräche führen, sie ging leidenschaftlich gerne ins Theater, einmal war sie sogar in der Oper gewesen. Sie wusste, dass Männer sie begehrt. Sie hatte auch bereits zahlreiche Erfahrungen mit Männern, die durchaus befriedigend verlaufen waren. Ihre Ansprüche beim Sex waren hoch, aber sie hatte auch viel zu bieten. Trotz allem war sie allein. Keiner ihrer vielen Bekanntschaften war jemals ein ernstzunehmender Kandidat für eine echte Partnerschaft oder gar Ehe gewesen. Als sie nun auf dem Weg zur Arbeit über ihr Leben nachdachte,

merkte sie, dass sie sich tatsächlich ernsthaft sorgte, eine alte Jungfer zu werden.

Schließlich zog sie Resümee. Sie musste initiativ werden. Bisher hatte sie immer nur auf den Richtigen gewartet, jetzt würde sie den aktiven Part übernehmen und sich den Mann angeln, für den sie sich begeistern konnte. Die Idee gefiel ihr so gut, dass sie beschloss, blau zu machen, um ihren Plan gleich umzusetzen. Als Lektorin in einem Verlag war sie flexibel in ihren Arbeitszeiten, so genügte ein Anruf, um sich frei zu nehmen.

„Wo sind die besten Fischgründe für mein Vorhaben“, überlegte sie sich ihr Vorgehen. „Vielleicht sollte ich als erstes klären, welche Art von Mann ich mir wünsche. Er sollte gut aussehen, aber das ist keine Bedingung.“ Susan war bewusst, dass sie ihre schönsten Erinnerungen keineswegs mit ungewöhnlich gutaussehenden Männern verband. „Also vergessen wir das Aussehen.“ Gepflegt, erotisch, interessant. Ja, interessant musste er sein, das war für sie das wichtigste. Natürlich auch zärtlich und leidenschaftlich, aber das würde sie von ihm einfach einfordern. Nachdem sie nicht zur Arbeit ging, würde sie in einem Trend-Café in Downtown ihren Geburtstag mit einem feudalen Frühstück und einem Glas Champagner zelebrieren.

Sie entschied sich für Mackies, das sie nur vom Hörensagen kannte und das gerade sehr beliebt war. Dort wählte sie sich einen strategisch günstigen Platz mit Blick ins Lokal und auf die Eingangstür. Der junge Kellner war eifrig um sie bemüht und nahm ihre Bestellung auf, ohne auch nur eine Sekunde den Blick von ihr abzuwenden. Es war ein tolles Lokal. Indirekte Beleuchtung, ein Mobiliar aus einer Mischung von Art Nouveau und ultramodern, mit der Dekadenz eines Altwiener Kaffeehauses. Sanftes Stimmengemurmel, leises Klirren von Gläsern und Tassen, das Blättern der Zeitungen. Es war wie ein verwunschener Ort inmitten der hektischen Großstadt. Eine Oase der Ruhe. Die ideale Umgebung, um eine dauerhafte Beziehung anzubahnen. Zahlreiche Spiegel an den Wänden und auch an der Decke machten es möglich, die anderen Gäste diskret zu be-

obachten. Und so begann Susan, die Anwesenden auf ihre Tauglichkeit zu prüfen. „Du könntest als Alternative auch einen Bestseller schreiben“, sagte sie sich. „Eine Gebrauchsanleitung für einsame Herzen. So bleibst du zwar allein, wirst aber reich.“

Das Frühstück wurde serviert und sie entschied sich, den Suchprozess vorübergehend zu unterbrechen und es sich einfach nur gut gehen zu lassen. Die kleinen Croissants und Brioches schmeckten traumhaft und der Kaffee war von einer Qualität, wie man sie selten fand. Nachdem sie alles aufgegessen hatte, nahm sie das Glas Champagner und prostete sich mit einer leicht angedeuteten Geste selbst zu.

Gerade als sie das Glas an die Lippen setzen wollte, sah sie in einem der Spiegel, dass ihr Toast erwidert wurde. Und obwohl sie den Gentleman weder genau sehen noch im Gewirr der Tische und Nischen genau lokalisieren konnte, spürte sie am Spielerischen und an der Leichtigkeit dieser Geste, dass er es war, den sie gesucht hatte. Sie war fündig geworden. Die Zeit der Suche war vorbei.

„Es gibt Anlässe, die sollte man nicht allein feiern.“ Genauso hatte sie sich die Stimme ihres Mannes immer vorgestellt. Melodisch, sonor, akzentuiert. Sie merkte, wie ein Schauer sie durchfuhr, als der vertraute Fremde plötzlich neben ihr auftauchte, sich zu ihr herunterbeugte und sie mit einem vieldeutigen Lächeln fragte, ob er ihr Gesellschaft leisten dürfe. Sie sah ihn kurz an, nicht um zu prüfen, sondern um sich den Anblick unvergessen einzuprägen. Und es gefiel ihr, was sie sah.

„Ich glaube, Sie haben recht, das Leben ist zu kurz, um es allein zu verbringen. Und jeder Geburtstag gehört in guter Gesellschaft gefeiert. Welche glückliche Fügung hat Sie zu mir geführt, Fremder?“

„Amor hat einen seiner Pfeile verschossen.“ Wieder merkte Susan, dass diese Stimme sie zum Schwingen brachte. Die Wellen wurden über die Haut aufgenommen und durchdrangen ihren ganzen Körper bis ins Mark. Noch nie hatte sie solches Verlangen nach einem Mann

verspürt wie nach diesem Fremden, den sie seit zwei Minuten kannte.

„Ist es ein gutes Schicksal von einem Pfeil Amors getroffen zu werden?“, fragte sie herausfordernd.

„Es ist ein Schicksal des Auserwähltseins.“ Susan war hingerissen. Sie war in der Tiefe ihres Herzens Romantikerin. Was würde dieser Tag noch bringen?

Was trieb den Täter, und wann würde er wieder zuschlagen? Die Sorge um übersehene Details, nicht gestellte Fragen oder falsch gedeutete Spuren war es, die Gillardi den Schlaf raubte. Wie schon so oft seit Eröffnung der Jagd hatte er sein Hotelzimmer verlassen und war zum FBI-Bureau gefahren. Dort, im Konferenzraum, starrte er auf das lückenhafte Schema des Gejagten, die Gestalt ohne Gesicht, und hoffte auf eine Eingebung, die ihn auf neue Spuren führen würde.

Manchmal, wenn er zu lange auf das Bild des Kontrahenten starrte, schien dieser sich zu materialisieren und – wie eine Skulptur unter den Händen eines Künstlers entsteht – menschliche Formen anzunehmen, so lebensecht, dass er die Atembewegungen wahrzunehmen schien. Und mitunter war ihm, als ob das Gesicht, jenes leere unbeschriebene Oval, ohne Züge, ohne Seele, ihn mit höhnischem Blick ansah, wenn er nachdenklich davorstand. In letzter Zeit fühlte er sich immer wieder beobachtet, wenn er in seinen Unterlagen blätterte, so dass er dann rasch aufblickte, um die Ursache für dieses Gefühl zu ergründen. Mehr als einmal war er sicher, eine Reaktion beim Balsamierer wahrgenommen zu haben.

„Ich glaube, du wirst langsam verrückt“, sagte er sich in solchen Momenten. Und dann fragte er sich, wie lange er die Belastungen seines Berufs noch würde ertragen können und wie tief die vielen Abgründe bereits in ihn geblickt hatten.

Konnten nicht sein Jagdinstinkt und sein Wunsch, diese kranken Kreaturen zu erlegen, Teil eines eigenen mörderischen Tötungstrie-

bes sein? Vielleicht lebte er seinen Trieb nur auf eine legale Weise aus, weil er zu feige war, sich als Outlaw gegen das Gesetz und die Gesellschaft zu stellen. Wenn er genau nachdachte, wurde ihm klar, dass er sich als Nonkonformist nie etwas aus dem Gesetz gemacht hatte. Es war gut für die anderen, aber er stand außerhalb seines Anwendungsbereiches. Sein Status ermöglichte ihm Privilegien solcher Art.

Und so durchschritt er wieder eine einsame Nacht, in der Hoffnung, dass sein Jagdglück und die Gunst der Götter ihm helfen würden, die Bestie zu erlegen.

Der nackte Körper der leblosen jungen Frau mit dem kurz geschnittenen kastanienbraunen Haar lag ausgestreckt auf dem Balsamierungstisch. Sie wirkte so sanft und friedlich wie eine Schlafende, die bald – ausgeruht und erfrischt – wieder aufstehen und sich den Dingen des täglichen Lebens zuwenden würde. Die Schönheit der Frau wurde durch die völlige Entspanntheit des Ausdrucks noch verstärkt. Der Tod als Bruder des Schlafes.

Doch die Sanftheit der Szene wurde jäh durch einen sonderbar gekleideten Mann unterbrochen, der an die tote Frau herantrat. Er trug einen Lendenschurz nach der Art der Balsamierer im pharaonischen Ägypten. Freude erfüllte ihn, als er ihre Schönheit in sich aufnahm. Sein leidenschaftlicher Blick glitt über ihr bleiches Gesicht, die leicht gebogene Nase, die mandelförmig geschnittenen Augen mit den markanten Augenbrauen und die vollen Lippen.

„Du hast die Anmut und die Würde einer edlen Römerin. Ich werde dafür sorgen, dass deine Schönheit für alle Zeiten unvergänglich erhalten bleibt.“

Dann ergriff er mit einer Hand ihren Kopf, während er mit der anderen eine lange spiralige Bronzenadel in die Nase der Toten führte, um mit dem Haken an deren Ende das Gehirn zu entfernen. Es war dies der erste Schritt im Ritual der Reinigung. Nachdem er das Hirngewebe vollständig entfernt hatte, ergriff er ein Messer und machte

einen Schnitt vom linken Ende der Rippen bis zum Oberrand des Beckens, um Magen, Leber, Milz, Bauchfell und Lungen entfernen zu können. Herz, Nieren und Blase beließ er in ihrer natürlichen Position.

Schließlich wusch er den Körper mit wohlriechendem Palmwein und spülte ihn danach mit Wasser.

Nachdem er den Körper wieder getrocknet hatte, begann der Balsamierer mit dem Prozess der Dehydrierung. Dazu legte er den Körper auf eine Matte, die mit Natron bedeckt war. Dann behandelte er die Höhlungen im Körper mit in Natron getränkten Tüchern, die er dann in die Brusthöhle und in den Bauchraum steckte, um den Körper auszutrocknen. Er betrachtete sein Werk und war zufrieden.

Die Frau strahlte immer noch die Ruhe einer Schlafenden aus. Er bedeckte nun den Körper vollständig mit Natron. Die Reinigung und Austrocknung würden diese Schönheit für ewig erhalten.

Kapitel 6

Die Cafeteria war um diese Zeit voll besetzt und Cyd war, wie üblich, spät dran. Sie hatte sich mit Conrad um elf Uhr hier verabredet. Doch jetzt merkte sie, dass das keine gute Idee gewesen war. Sie hatte Mühe, ihn unter all den Menschen auszumachen. Als sie ihn endlich entdeckt hatte und sah, dass er sich mit jungen Frauen von der Redaktion unterhielt, spürte sie so etwas wie einen Stich von Eifersucht in sich aufsteigen.

Was soll das, sagte sie zu sich selbst, du hast keinen Anspruch auf diesen Mann. Und überdies hast du seit der letzten Teamsitzung nur an Chambers gedacht. Deine Eifersucht ist völlig unangebracht. Mittlerweile hatte Conrad sie entdeckt und gab ihr ein Zeichen. Sie lächelte zurück und ging auf ihn zu.

„So, meine Damen“, sagte sie nonchalant, „die schönsten Dinge haben einmal ein Ende. Ich muss euch leider diesen Mann entführen.“ In gespielter Empörung protestierten die beiden, dann zogen sie sich lachend zurück.

„Sie haben soeben meine Unschuld gerettet.“ Er machte eine Geste der Erleichterung. „Diese jungen Dinger sind ja völlig ausgehungert. Habt ihr in dieser Firma keinen Feng-Shui-Berater, der für eine ausgewogene Balance zwischen Hedonismus und Produktivität sorgt?“

„Jetzt sagen Sie bloß, dass ihr an der Uni so einen Unsinn glaubt.“

„Wir glauben an alles und nichts. Dafür werden wir bezahlt. Alles ist möglich und kann wissenschaftlich untersucht werden. Ist aber nicht gerade mein Fachgebiet – die Produktivität.“ Er lachte unbeschwert und Cyd merkte, dass sie ihm wieder einmal auf den Leim gegangen war.

„Produktivität ist aber gerade das, was mir am Herzen liegt. Und ich gehe davon aus, dass wir uns deshalb verabredet haben, um in der Sache mit dem Balsamierer weiterzukommen.“

Ihr Ton hatte schärfer geklungen, als sie es vorgehabt hatte. Und sie merkte wieder, dass sie sich mit der lässigen, scheinbar gleichgültigen Art des Professors schwertat.

„Okay Ms. Alexander, tauschen wir unsere Ideen aus. Was haben Sie unternommen und welche neuen Aspekte haben sich ergeben?“

„Nein, Sie zuerst.“

„Warum nicht. Ich habe mir die letzte Teamsitzung noch einmal durch den Kopf gehen lassen und bin zu folgender Überlegung gekommen. Sollte es tatsächlich zutreffen, dass der Killer seine Opfer nach den altägyptischen Ritualen behandelt, muss er umfassende Kenntnisse in ägyptischer Mythologie haben. Daneben braucht er auch medizinische Kenntnisse, die man sich nicht so ohne weiteres aneignen kann. Es spricht also einiges für eine Person mit akademischem Hintergrund. Da wiederum weisen die Indizien auf die archäologischen Fakultäten. Es könnte interessant sein, sich an den archäologischen Instituten in der näheren und mittleren Umgebung umzuhören, nach ungewöhnlichen Studenten, eventuell Studienabbrechern unter besonderen Umständen. Natürlich wäre auch der Lehrkörper interessant. Ich habe auch bereits Kontakt mit einigen Kollegen in dieser Angelegenheit aufgenommen und bin auf eine höchst interessante Geschichte gestoßen.

Vor etwa fünfundvierzig Jahren gab es an der Universität Cleveland einen jungen Dozenten, der als der Fachmann schlechthin für das pharaonische Ägypten galt. Aidan McBride war ein Topexperte auf dem Gebiet der Hieroglyphenschrift, der Mythologie und vor allem war er einer der Ersten, der sich mit den medizinischen Aspekten der Mumifizierung befasste. Sein Seminar, in dem ein Verstorbener nach den Regeln des Totenbuches mumifiziert wurde, ist legendär.

Im Alter von knapp dreißig Jahren übernahm er die wissenschaftliche Leitung einer Expedition ins Tal der Könige. Dort zeigte sich, dass er auch über den angeborenen Spürsinn des Grabungsarchäologen verfügte.

In einem Seitental entdeckte die Expedition mehrere ungeöffnete Grabkammern. Die Funde machten McBride weltberühmt und waren ein weiterer Baustein für seine Karriere.

Es sollen damals im Tal der Könige allerdings auch Dinge vorgefallen sein, die sich nicht mit der wissenschaftlichen Karriere des Shootingstars unter den Archäologen vereinbaren lassen. Es handelt sich allerdings nur um Gerüchte, Hörensagen, das möglicherweise durch so viele Ohren und Mänder ging, dass es mit den tatsächlichen Vorfällen nichts mehr zu tun hat. In einer der Grabkammern sollen Papyrusrollen gefunden worden sein, mit Anleitungen zur spirituellen Behandlung der Verstorbenen, die bis dahin völlig unbekannt waren. Zaubersprüche, die weit über das Totenbuch der Ägypter hinausgehen. Gleichsam eine Anleitung zur direkten Transformation des Verstorbenen in den unsterblichen Zustand. Die Schrift auf den Rollen war eine seltene Variante der Hieroglyphenschrift, die nicht erforscht war. McBride soll die Grabkammer zusammen mit einer Kollegin als erster betreten und gesichtet haben. Herausgekommen ist das Ganze nach einem Streit zwischen McBride und dieser Kollegin. Diese hatte dann bei der Erstellung der Inventarliste der Funde behauptet, es würden Papyrusrollen fehlen, die ihr bei der Erstbegehung der Grabkammer aufgefallen seien, mit denen sie sich aber nicht näher beschäftigt hätte. Nachdem es zwischen den beiden immer wieder Rivalitäten und Unstimmigkeiten gegeben hatte und die streitbare Akademikerin zudem als intrigant verschrien war, wurde den Vorwürfen keine allzu große Bedeutung beigemessen. Zumindest wurden sie nicht ernst genug genommen, um seine Professur und spätere Ernennung zum Direktor der ägyptischen Abteilung des Cleveland Art Museums zu verhindern. Tatsache scheint zu sein, dass McBride seit der Öffnung jener Grabkammer der Erforschung seltener und nicht lesbarer Hieroglyphenschriften ungewöhnlich viel Zeit widmete. Bereits in Ägypten soll er nach den täglichen Grabungsarbeiten nächtelang bis in die frühen Morgenstunden mit dem Studium solcher Schriften verbracht haben.

Nach seiner Rückkehr wurde er als Professor des Instituts und Direktor der Ägyptenabteilung mit seiner Mumiensammlung zu einem der führenden Experten auf dem Fachgebiet der altägyptischen Schriften. Zugleich wandte er sich immer mehr dem Studium der Mystik und okkulten Totenpraktiken zu.

Das war nicht mehr der Vorzeigewissenschaftler, den sich Universität und Museum gewünscht hatten. Kritik an seinen Vorlesungen und an der Leitung des Museums wurde im Hintergrund bald laut.

In den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts begannen Verhandlungen zwischen Museen auf der ganzen Welt und Herkunftsländern archäologischer Kostbarkeiten, wobei es um die Rückgabe wertvoller Kunstschatze und wissenschaftlich bedeutender Exponate ging. Diese Verhandlungen betrafen auch einige der seltenen Mumien der Sammlung des Cleveland Museums. McBride zeigte sich hierbei als verbissener Gegner der Rückgabe auch nur eines einzigen Exponats. Er vertrat den Standpunkt, die Mumien seien von den damaligen Expeditionen vor Grabräubern und dem wilden Verkauf auf dem Schwarzmarkt gerettet worden. Und ohne die wissenschaftlichen Grabungsarbeiten der großen Museen und Universitäten gäbe es heute überhaupt keine Ägyptologie. Auch das Ägyptische Nationalmuseum in Kairo mit all seinen Schätzen sei nur den Initiativen ausländischer Wissenschaftler zu verdanken.

Sein fanatisches Auftreten und seine Inflexibilität führten schließlich dazu, dass er in seiner Funktion als Delegationsleiter des Museums abgelöst wurde. Die neue Leitung entschied sich gegen seinen Willen für die Rückgabe der betroffenen Exponate.

Und dann geschah etwas, das sich die wenigsten erklären können. In einer Nacht- und Nebelaktion entwendete McBride die Mumien aus den Räumlichkeiten des Museums und versteckte sie in einem Kellergewölbe, das er für diese Zwecke angemietet und mit aufwendigen Klimageräten ausgestattet hatte. Bei seiner Festnahme kam der Zusammenbruch. Er beschimpfte die Museumsleitung, Fachkollegen und Politiker, sie würden ihm seine Mumien wegnehmen wollen und

sein Lebenswerk sabotieren, er sei dem Geheimnis des ewigen Lebens auf der Spur. Kurz und gut, der einst gefeierte Star unter den Eliteakademikern wurde zum Gespött der Medien. Die Zeitungen waren voll mit Karikaturen von Crazy Mac und seinen Mumien.

Die Vorfälle wurden als Nervenzusammenbruch eines überarbeiteten Genies intern geregelt. Es kam zu keinem Gerichtsverfahren. McBride wurde nach einigen Monaten aus der psychiatrischen Abteilung des Santa Anna Hospitals entlassen. Danach wurde er krankheitshalber in den vorzeitigen Ruhestand geschickt.

Seitdem lebt er als Eigenbrötler auf einer kleinen Hazienda in New Mexiko. Insider behaupten, er betreibe weiterhin seine Forschungen und sei wahrscheinlich der beste Experte für seltene Hieroglyphenschriften, hieratische Schriften – kursive Varianten der Hieroglyphenschrift, die vorwiegend von Priestern verwendet wurden – und auch für die Knotenschrift der Inkas. Er ist auch nach wie vor bei Ausgrabungen aktiv, allerdings in privater Form und in ganz kleinem Rahmen. Zurzeit befindet er sich angeblich in den peruanischen Anden, um dort nach Mumien zu suchen.“

Cyd hatte gespannt zugehört und war überrascht über Conrads Fähigkeit, so bedeutungsvolle Informationen so beiläufig mitzuteilen.

„Aber, das ist ja unglaublich. Wieso kennt das FBI diese Geschichte nicht? Es deutet doch alles darauf hin, dass dieser McBride unser Mann ist.“ Cyd war aufs Höchste erregt und hätte am liebsten gleich den Telefonhörer ergriffen, um Gillardi zu verständigen. Mein Gott, was ließe sich aus dieser Geschichte journalistisch machen. Alle großen Zeitungen und Zeitschriften würden ihre Reportage übernehmen. Ihr Name würde um die Welt gehen.

„Nun mal langsam.“ Conrad merkte, dass er bei Cyd die Notbremse ziehen musste. „McBride könnte ein interessanter Kontakt sein. Aber ich kann ihn mir beim besten Willen nicht als Serienmörder vorstellen. Und wenn er wirklich so krank sein sollte, müssen wir umso vorsichtiger vorgehen. Ich schlage vor, wir behalten unser Wissen einstweilen für uns. Ich werde versuchen, mehr über den Professor

herauszufinden. Besonders darüber, wo er sich aufgehalten hat, als die letzte junge Frau verschwunden ist, die als Opfer identifiziert wurde. Ich glaube, das bin ich meinem Kollegen schuldig. Sollten sich erschwerende Verdachtsmomente gegen ihn ergeben, können wir Gillardi immer noch informieren.“

Cyd erkannte, dass dieser Weg auch in ihrem Sinn war. Sie brauchte Zeit, um die Geschichte von Crazy Mac aufzubereiten. Wenn er sich als Täter herausstellen sollte, würde sie eine fertige Reportage vorweisen können. Damit würde sie Ruth endgültig kaltstellen. Bei dem Gedanken musste sie lächeln.

„Was belustigt Sie so an meinem Vorschlag?“ Conrad klang irritiert.

„Nein, entschuldigen Sie, Ihr Vorschlag geht in Ordnung. Ich finde auch, dass es zu früh wäre, McBride bereits jetzt ins Spiel zu bringen. Verbleiben wir so, wie Sie es gesagt haben. Wir recherchieren diese Spur und dann sehen wir weiter.“ Damit erhob sie sich, um das Gespräch zu beenden. Conrad war perplex.

„Moment, was haben Sie zu bieten, bislang kam alles von mir.“

„Ganz im Ernst, Ian, mit dem, was Sie mir geboten haben, kann ich in keiner Weise mithalten. Belassen wir es heute dabei, das nächste Mal bin ich dran.“ Mit zuckersüßer Stimme vorgebracht, der Verwendung seines Vornamens und einem tiefen Blick in die Augen verstärkt, hatten ihre Worte die beabsichtigte Wirkung. Diesen Mann hatte sie im Griff. Jetzt musste sie noch den Zugang zu Chambers finden, doch das war sicher schwieriger, er schien so ernsthaft und unnahbar. Das war aber ein anderes Kapitel. Sie winkte Conrad noch einmal zu, dann war sie auch schon verschwunden.

Ruth hatte längst die Brisanz des Falles erkannt und für sich beschlossen, die Recherchen an sich zu reißen. Als sie jetzt in ihrem Office saß, überlegte sie, welche Schritte sie unternehmen könnte, um sich gegenüber Cyd einen Vorsprung zu verschaffen.

Ihre Stellung beim Sender war zwar klar als Nummer Eins festgelegt, doch wovon niemand wusste oder auch nur ahnte, war die tiefsitzende Unsicherheit, die sie seit jenem ersten Auftritt begleitete. Und gerade Cyd mit ihrer jugendlichen Unbeschwertheit war es, die ihr besonders zusetzte. Ihre sentimentale Anwandlung von Verständnis für die junge Rivalin durfte schließlich nicht so weit gehen, dass sie Gefahr lief, von ihr überflügelt zu werden.

Es war offensichtlich, dass ihre Konkurrentin auf eine spektakuläre Aufdeckungsreportage hinarbeitete. Zwecklos in diesem Punkt zu konkurrieren, sie würde einen anderen Weg gehen. Seriöse Aufklärungsarbeit, frühzeitige Information der gefährdeten Frauen als Schutz vor dem Killer. Die Behandlung der Geschlechterfrage bei Gewaltverbrechen an sich – Männer als Täter, Frauen als Opfer. Und als Tribut an Jenkins die Bedeutung der Medien bei der Verbrecherjagd. Dieser Fall könnte beispielhaft für eine erfolgreiche Allianz zwischen Behörden und Medien werden. Doch es gab noch etwas anderes, das Ruth beschäftigte. Sie fragte sich, welche Bedeutung Dr. Chambers für sie gewonnen hatte.

Der Arzt hatte sie schon bei ihrem ersten Treffen tief beeindruckt. Sie konnte nicht sagen, was die Faszination ausmachte, die sie in seiner Gegenwart empfand. Es war weder ausschließlich Erotik noch der überragende Intellekt dieses Mannes. Die Ursache musste tiefer liegen. Vielleicht jene geheimnisvolle unwiderstehliche Anziehung, die manchmal zwischen Mann und Frau auftritt, ‚Blitzschlag‘, ‚Liebe auf den ersten Blick‘, ‚Amour fou‘ – oder wie immer man es nennen mochte. Sie hätte ihre Gefühle nicht als Liebe bezeichnet, allerdings fehlte ihr in dieser Hinsicht die Erfahrung. Plötzlich wurde ihr bewusst, dass ihr noch niemals das Geschenk wahrer Liebe zuteilgeworden war. Sie hatte zwar verschiedenste Erfahrungen mit Männern gemacht, doch das Gefühl echter Liebe war ihr bisher versagt geblieben. Ruth spürte, wie sie von ambivalenten Gefühlen durchflutet wurde, wie tief in ihrem Inneren die Leere nach Erfüllung strebte, sie spürte, sie musste sich auf die Suche machen nach dem fehlenden

Teil, dem männlichen Gegenstück, dem Einen, der ihr Erfüllung bringen würde. Mit großer Willensanstrengung zwang sie sich, die Erregung zu unterdrücken, um wieder klar denken zu können.

Wenn sie an die kurzen Gespräche mit Chambers zurückdachte, konnte sie sich an keinerlei Hinweis in seinem Verhalten erinnern, das sie als Zeichen seines Interesses werten konnte. Er war ihr gegenüber stets sachlich und freundlich, und doch spürte sie das Knistern und das Überspringen der Elektrizität zwischen ihnen und war sich sicher, dass auch er es wahrnahm. Doch warum zeigte er seine Empfindungen nicht? Aus welchem Grund hielt er sich bedeckt? Ganz am Anfang hatte sie ihn für hochsensibel, vielleicht sogar etwas schüchtern gehalten. Dann hatte sie bald bemerkt, dass es etwas anderes sein musste. Dr. Chambers war ungewöhnlich sicher im Umgang mit Menschen, er sprach ohne Scheu und mit der natürlichen offenen Art eines weltgewandten, selbstsicheren und in sich selbst ruhenden Menschen. Schließlich hatte sie entschieden, dass ‚vorsichtig‘ den Doktor treffender charakterisierte. Bei aller Freundlichkeit und Offenheit wirkte er besonnen, fragend, forschend, erkundend. Ein Suchender, der sich nicht leichtfertig auf Entscheidungen einließ. Einer, der prüfte und nur bereit war, sich für das zu begeistern, was er für gut befunden hatte. Tiefe statt Oberflächlichkeit. Der Gedanke gefiel ihr. Und während sie an ihn dachte, spielte ein Lächeln um ihre Lippen. Wer weiß, wie lange sie sich unbewusst schon nach einer Beziehung mit einem solchen Mann gesehnt hatte. Jetzt spürte sie den Wunsch in sich brennen und sie war wild entschlossen, sich dafür von ganzem Herzen einzusetzen.

Ihr war nicht entgangen, dass auch Cyd Interesse an Chambers gezeigt hatte. Wie weit diese Beobachtung eine Rolle für ihr eigenes Verhalten spielte, wollte sie gar nicht wissen. Weibliche Rivalitäten um Männer waren etwas, das sie immer abgelehnt hatte.

Während sie noch ihre nächsten Schritte überlegte, kam ein Anruf auf ihrem Mobile herein. Die Nummer im Display war ihr unbekannt. Insgeheim hoffte sie, dass es Chambers sein würde.

„Miss Clark, hier ist Ian Conrad.“

„Ach ja, Dr. Conrad, was machen die Nachforschungen?“ Sie war bemüht, interessiert zu klingen und ihre Enttäuschung nicht merken zu lassen.

„In verschiedensten Richtungen vorankommend würde ich sagen.“

„Tatsächlich, dann sind Sie uns aber um Einiges voraus. Wir treten auf der Stelle. Oder vielleicht sollte ich besser nur für mich sprechen, ich trete auf der Stelle. Miss Alexander verfolgt ihre eigenen Spuren.“

„Das ist der Grund, warum ich anrufe. Ich habe mir gedacht, es könnte für unsere Sache förderlich sein, wenn wir uns außerhalb der Projektgruppe kurzschließen und unser Vorgehen abstimmen oder zumindest die neuesten Informationen austauschen. Schließlich dient unser Einsatz einer höheren Sache.“

Ruth war erstaunt. Sie hatte Conrad Cyd zugeordnet. Ihr Hinweis auf die kanopischen Krüge hatte dazu geführt. Und auch während der Sitzungen hatten die beiden nebeneinander gesessen und regen Kontakt gepflegt. Jetzt streckte er seine Fühler in ihre Richtung aus. Konnte das eine Falle von Cyd sein?

„Von Miss Alexander kommt diese Anregung sicherlich nicht, oder liege ich da falsch?

„Nein, sie hat nichts damit zu tun, es ist einzig und allein meine Idee. Ich bin zwar ein Freund von Exklusivität bei gewissen Dingen, aber ein Gegner von Ausgrenzung bei der Teamarbeit. Ich möchte mich mit Ihnen zu einem Arbeitsgespräch treffen. Sagen wir um drei im Alta Mira?“

„Das kann ich einrichten. Wir sehen uns dort.“

Ruth entschied sich, distanziert zu bleiben. Ian Conrad war ihr nicht geheuer. Er hatte, ähnlich wie Cyd, diese lässige Leichtigkeit im Zugang zu den Dingen, die ihr völlig fremd war. Disziplin, Gründlichkeit, Verlässlichkeit und vor allem Haltung waren ihre Paradigmen. Privates und Vergnügungen hielt sie strikt von ihrer Arbeit getrennt. Aber als Informationsquelle war der Anthropologe mit

Sicherheit nicht zu verachten. Und wenn sie auf sein Angebot einstieg, hatte sie vielleicht auch bessere Karten im Wettbewerb mit Cyd. Sie würde sich jedenfalls bedeckt geben und abwarten, was sich ergab.

Das Alta Mira war ein beliebter In-Treff in der Nähe der Universität. Die vielen Nischen, Erker, Terrassen und Sitzgruppen mit bequemen Clubsesseln gaben dem Lokal die Intimität eines englischen Clubs. Das Publikum war gemischt. Neben Studenten war die Bar auch bei Presseleuten und Rechtsanwälten beliebt. Die Möglichkeit ungestört diskrete Gespräche zu führen war neben dem exzellenten Service ein Markenzeichen des Hauses. Die Aussicht von der großen Terrasse auf die Berge war atemberaubend, doch Ruth hatte an diesem Nachmittag keine Aufmerksamkeit dafür übrig, als sie auf der Suche nach Conrad das Lokal durchquerte. Sie fand ihn in einer der Nischen, die mit einem massiven Tisch und vier ledergepolsterten Stühlen ausgestattet war, die sich auch im Rittersaal einer mittelalterlichen Burg gut gemacht hätten. Eine gelb-weiße Markise schirmte die brennende Sonne ab und sorgte drinnen für ein angenehm gedämpftes Licht. An der Decke drehte sich träge ein Ventilator und erzeugte eine leichte, erfrischende Brise. „Kein Wunder, dass diese Bar so beliebt ist“, dachte Ruth, „es war einfach ein Ort zum Wohlfühlen.“

„Ich sehe, Sie haben gut für uns gesorgt“, sagte Ruth anstelle einer Begrüßung und deutete auf den Weinkühler, in dem sich eine Flasche Weißwein befand.

„Man muss die Feste feiern, wie sie fallen“, entgegnete Conrad leichthin. Ich war auch so frei und habe Tapas für uns bestellt. Der Küchenchef hier ist ein Mann mit unerschöpflicher Phantasie. Die Vielfalt und die Qualität seiner Speisen sind weithin bekannt. Ich hoffe, Sie halten bei beiden mit.“

Diesmal war Ruth entschlossen, Ians Spiel mitzuspielen.

„Beim Wein halte ich mit Sicherheit mit, die Tapas möchte ich erst sehen. Aber jetzt, wo Sie das Thema Essen anschneiden, merke ich,

dass ich seit meinem Frühstückskaffee noch nichts zu mir genommen habe. Ich habe Hunger wie ein Wolf.“ Ein junger Kellner brachte ein Tablett mit einem zweiten Glas und einer Platte mit Tapas, dazu zwei Teller, Besteck und diverse Gewürze.

„Ein Blick genügt und ich bin bereits überzeugt. Wenn die so gut schmecken, wie sie aussehen, wird das mein Stammlokal.“ Conrad zeigte Qualitäten als Kavalier, indem er Ruth Wein einschenkte und ihr liebevoll einen Teller mit Tapas und Gewürzen arrangierte. Dann hob er sein Glas zum Wohl.

„Worauf wollen wir trinken?“, fragte er sie mit einem Lächeln, das Ruths Warnglocken zum Schrillen brachte.

„Auf den Küchenchef“, wehrte sie ab.

„Nicht sehr romantisch. An so einem Ort, so einem Tag, trinken Ian und Ruth auf den Küchenchef.“

„Für mich ist es ein ganz normaler Arbeitstag, Dr. Conrad. Und ich hoffe, Ian und Ruth haben sich nicht nur zum Vergnügen getroffen, sondern zu einem konstruktiven Gespräch, das unserer Sache dienlich ist.“ Jetzt war sie wieder sie selbst. Und sie merkte, dass es ihr gut tat, authentisch zu sein. Dieser Mann hatte etwas an sich, das Frauen veranlassen konnte, Dinge zu tun, die sie später bereuten. Sie zweifelte nicht, dass er auch ernsthaft sein und seriöse Arbeit leisten konnte, aber er wirkte auf sie wie ein Mensch, der im Zweifelsfall immer dem Vergnügen den Vorzug geben würde. Und diese Einstellung machte ihr Angst. Vielleicht weil sie in Ansteckungsgefahr war? Sie ahnte, dass ein Großteil ihrer Überzeugungen nur Anker waren. Kunstgriffe für das tägliche Überleben.

„Gut, auf den Küchenchef. Er hat es zweifellos verdient. Dann möchte ich wenigstens vorschlagen, dass wir Speis und Trank genießen, bevor die Arbeit all unsere Sinne in Anspruch nimmt.“

„Damit kann ich leben. Chin-chin!“ Sie aßen und tranken eine Zeit lang schweigend und ließen die Atmosphäre des Nachmittags an diesem wunderbaren Ort auf sich wirken. Erst als alle Tapas verzehrt

und die Flasche geleert waren, lehnten sie sich zurück und blickten sich abwartend an.

„Ihre Einladung, also Sie zuerst“, Ruth beschloss die Partie mit einer direkten Konfrontation zu eröffnen. „Was haben Sie anzubieten, Dr. Conrad?“

„Ian, sozusagen als Zeichen der Wertschätzung, würde ich vorschlagen.“

„Gut, Ian, was haben Sie sich vorgestellt. Wie können wir unsere Ressourcen zum allgemeinen Nutzen vernetzen?“

„Nun, mir ist aufgefallen, dass Sie anscheinend einen guten Draht zu Dr. Chambers haben. Der Mann hat sicher wie wir alle auch verschiedene Ideen, über die er in der Taskforce nicht sprechen will. Ich finde, wir sollten mit offenen Karten spielen und uns alles, was wir an Eingebungen haben, gegenseitig mitteilen.“ Ruth zeigte sich interessiert.

„Diese Idee gefällt mir. Sie täuschen sich allerdings, wenn sie glauben, dass Dr. Chambers mir irgendwelche persönliche Einschätzungen mitgeteilt hat. Wir haben nur über allgemeine Dinge gesprochen. Sollte ich allerdings an Informationen kommen, will ich sie gerne mit Ihnen teilen. Aber wie sieht es bei Ihnen aus. Bei Ihrem Fachwissen ist Ihnen sicher der eine oder andere interessante Einfall gekommen.“

Ian war geschmeichelt und erzählte Ruth in allen Einzelheiten die Geschichte von Crazy Mac und seinen Mumien. Ruth hörte aufmerksam zu und zeigte sich von Ians Erzählung beeindruckt. Sie stellte eine Reihe von Fragen, doch wann immer er etwas von ihr wissen wollte, wich sie aus. Conrad merkte, wie sich Ernüchterung in ihm breitmachte. Frustriert stellte er fest, dass es sich bei dieser Allianz um eine klassische Gewinn-Verlust-Situation zugunsten von Ruth handeln würde. Diese Frau war nur daran interessiert ihn auszuhorchen, sie würde niemals etwas von sich preisgeben.

Er erkannte, dass es an der Zeit war, das Meeting zu beenden und rief nach der Rechnung.

Die Verabschiedung fiel kühl aus und bestätigte Conrad seine Einschätzung. Nachdem Ruth gegangen war, fragte er sich, warum er überhaupt den Versuch gestartet hatte, Ruth näher zu kommen. Er musste sich eingestehen, dass es rein persönliche Motive waren, die ihn zu diesem Schritt veranlasst hatten. Er besaß genügend Selbstironie um zu erkennen, dass Chambers sein Rivale um die Gunst der beiden attraktiven Frauen geworden war. Das hatte ihn herausgefordert. So musste sein angeschlagenes männliches Ego aktiv werden und seine Chancen bei Ruth ausloten.

Mein lieber Schwan, wird es dem Homo Sapiens jemals gelingen sich von den Primaten zu emanzipieren oder soll das ewig so weitergehen? Doch er sagte das mit Nachsicht und viel Verständnis für das vertraute Tier in sich. Nach dreiundvierzig Jahren Lebenserfahrung hatte er gelernt mit ihm zu leben, ja sich mit ihm zu arrangieren.

Kapitel 7

Es hatte Ruth viel Mut und einige Versuche gekostet, bis sie ihren Plan, Dr. Chambers anzurufen, in die Tat umgesetzt hatte. Als sie es endlich geschafft hatte, zu ihm durchgestellt zu werden, nannte sie mit viel Enthusiasmus und fröhlicher Stimme ihren Namen.

„Guten Morgen, Dr. Chambers, hier spricht Ruth Clark.“ Seine erste Reaktion war für sie ein Schock.

„Wie bitte, wer spricht?“ Ruth war zutiefst enttäuscht, dass er nicht einmal ihren Namen erinnerte.

„Ruth Clark von Life Events, wir haben uns in der Projektgruppe von Frank Gillardi kennen gelernt.“ Ruth war verzweifelt und hasste sich dafür, diesen Anruf getätigt zu haben. Doch plötzlich veränderte sich die Stimme des Doktors und wurde warm und herzlich.

„Ach ja, Ms. Clark, entschuldigen Sie meine Geistesabwesenheit, aber ich war mit meinen Gedanken meilenweit fort. Wie geht es Ihnen?“ Ruth hoffte, dass die Erleichterung in ihrer Stimme nicht all zu offensichtlich war.

„Danke, ich kann nicht klagen. Ich wollte mich mit Ihnen über Ihre Untersuchungsergebnisse unterhalten und hatte gehofft, dass Sie etwas Zeit für mich haben.“

„Selbstverständlich, wir können uns gerne zusammensetzen, um Ihre Fragen zu besprechen. Da die nächste Teamsitzung erst morgen Abend stattfindet, haben wir heute Abend frei. Was halten Sie davon, gegen neun Uhr zu mir nach Hause zu kommen. Ich bin bis acht Uhr in der Klinik und es wäre mir recht, wenn ich danach nicht mehr ausgehen müsste.“

„Ich komme sehr gerne zu Ihnen. Sagen Sie mir einfach, wo ich hin muss und ich werde pünktlich da sein.“ Ruth konnte die Aufregung in ihrer Stimme kaum unter Kontrolle halten. Sie fühlte sich wie ein Backfisch beim ersten Rendezvous. Sie hatte auch Mühe, der Wegbeschreibung zu folgen. Sie bedankte sich noch einmal, bevor sie auflegte.

Kaum war der Anruf beendet, machte sie einen Luftsprung und legte dann einen überschwänglichen Freudentanz hin. Doch dann wurde ihr klar, was das bedeutete. Es blieben ihr nur noch fünf Stunden, in denen sie einen Friseurtermin, die Visagistin, Maniküre und ein Bad unterbringen musste. Sie setzte sich gleich ans Telefon, um die Termine zu koordinieren.

Pünktlich um neun Uhr parkte sie ihren Lexus vor dem Haus des Doktors. Auf der Fahrt in die Berge am Rande der Stadt hatte sich die Wohngegend zunehmend verändert. Waren es anfangs noch Mehrfamilienhäuser und dann Einfamilienhäuser und kleine Villen, wurden die Abstände zwischen den Häusern zunehmend größer, die Gärten wilder und naturbelassener und die Architektur progressiver bis extravagant. Der Skyline Boulevard zog sich in einer kühn geschwungenen Konstruktion den Berghang entlang nach oben. Die atemberaubende Aussicht auf das Lichtermeer der Stadt zog Ruth so sehr in Bann, dass sie die Abzweigung in die Miramar Road beinahe übersehen hätte.

In dieser engen Straße verwehrten vielfach dichte Hecken oder gemauerte Einfriedungen den Blick auf die Häuser.

Nummer 379 hatte eine eigene Einfahrt, die etwa dreihundert Meter von der Straße weg in den dicht bewachsenen Hang hineinführte. Vor dem Haus lag eine kiesbestreute Fläche mit Platz für mehrere Fahrzeuge. Das Haus war eine Fachwerkkonstruktion aus Natursteinen gemauert. Hohe, durch Kreuze unterteilte Fenster, ein wuchtiger Kamin und ein steiles Satteldach mit grünen Dachziegeln erinnerten an ein englisches Landhaus. Der Eindruck wurde durch Beete mit wilden Rosen verstärkt, die sich an den Hauswänden hochrankten. Am Übergang zum Garten erkannte Ruth eine wuchtige Libanonzedar, deren Krone tagsüber einen großen Teil der mit Steinplatten belegten Terrasse beschattete.

Chambers hatte sie kommen hören und öffnete die Eingangstür, noch bevor sie die Klingel betätigen konnte.

„Guten Abend Ms. Clark und herzlich willkommen.“ Der Doktor strahlte eine Herzlichkeit aus, die Ruth an ihm noch nie erlebt hatte, obwohl sie gespürt hatte, dass sie Teil seiner Persönlichkeit war.

„Guten Abend, Dr. Chambers, und noch einmal vielen Dank für die Einladung.“ Sie überreichte ihm eine in einem Geschenkskarton verpackte Flasche Rotwein, die sie auf der Fahrt vom Frisiersalon in einer Weinboutique gekauft hatte. „Ich hoffe, ich habe Ihren Geschmack getroffen.“ Chambers nahm die Flasche aus dem Karton und las das Etikett.

„Chambolle-Musigny, Les Amoureuses, ein wirklich großer Wein. Ich danke Ihnen Ms. Clark, aber das wäre nicht notwendig gewesen.“ Ruth war erleichtert, als quasi Antialkoholikerin hatte sie dem Rat des Geschäftsinhabers vertrauen müssen. Der Preis für die Flasche Wein war jedenfalls exorbitant gewesen.

Chambers geleitete sie in den Salon, der im provenzalischen Stil eingerichtet war. Hellbraune, massive, geradlinige Möbel, ohne nutzloses Beiwerk, ebenso funktional wie ästhetisch und bequem.

„Dieses Haus spiegelt den Menschen“, dachte sich Ruth und fühlte sich wohl wie schon lange nicht mehr. Chambers führte Ruth zu einer Sitzgruppe nahe der Terrassentür und bot ihr einen Platz an. Die Tür war wegen der Hitze geschlossen, doch durch das Glas hatte man einen herrlichen Blick auf die Lichter der Stadt. Eine lautlose Klimaanlage und langsam drehende Deckenventilatoren schufen ein angenehm kühles Raumklima.

„Was darf ich Ihnen anbieten? Ich habe Eistee vorbereitet, aber Sie können gern auch Weißwein oder Fruchtsaft haben.“

„Eistee klingt gut.“ Ruth lehnte sich entspannt zurück und studierte die Einrichtung des Raumes. Sie entdeckte verschiedene Skulpturen, die auf Mauervorsprüngen und auf dem Kaminsims aufgestellt waren.

„Sind sie Sammler?“, fragte sie Chambers, als dieser mit dem Tee kam. Er stellte das Tablett mit einer großen Glaskanne und zwei Gläsern auf dem Tisch ab und schenkte ihnen ein.

„Ich würde mich nicht als Sammler bezeichnen, das klingt so leblos und verstaubt. Ich sehe mich als Bewunderer von schönen Dingen. Ich glaube, dass Schönheit unser Leben wesentlich bereichert. Das Phänomen der Ästhetik hat bereits die Menschen im Altertum beschäftigt. Bei den alten Griechen hatte ein Feldherr sogar die Idee, ausschließlich gutaussehende Soldaten für sein Heer zu rekrutieren, weil er überzeugt war, dass Menschen mit schönem Äußeren auch die besseren Kämpfer seien.“

„Fragt sich nur, wofür diese schönen Männer bereit waren zu kämpfen?“, wandte Ruth zweifelnd ein. „Der schöne Paris hat sein Leben riskiert, um die unvergleichliche Helena zur Frau zu bekommen. Ob dieser Feldherr sich des Gehorsams und der Loyalität seiner Soldaten sicher sein konnte, wage ich zu bezweifeln.“

„Manchmal braucht man die geerdete Sichtweise einer Frau, um philosophische Konzepte zu überprüfen“, entgegnete Chambers mit ungezwungenem Lachen. „Ich spreche auch lieber von Ästhetik als von Schönheit. Ästhetik als sinnliche Wahrnehmung. Entscheidend für diese Art der Betrachtung sind nicht Begriffe wie ‚schön‘ oder ‚hässlich‘, sondern die Sinnlichkeit in Verbindung mit dem Zeichensystem eines Objekts.“

„Das klingt schrecklich leblos und abstrakt.“ Ruths Haltung unterstrich ihre Ablehnung. „Da konnte ich dem Begriff ‚Schönheit‘ mehr abgewinnen, so subjektiv die Verwendung des Wortes auch sein mag.“

Chambers beugte sich vor, um ihnen nachzuschauen und sah Ruth mit einem stillen Lächeln an. „Vor langer Zeit lebte ein König auf Zypern, der hieß Pygmalion und war ein begnadeter Künstler. Er schuf eine Statue aus Elfenbein, die in allen Details dem Ideal seiner Traumfrau entsprach. Er war so verliebt in sein Werk, dass Aphrodite aus Mitgefühl sein elfenbeinernes Werk zum Leben erweckte.“

Ruth war tief gerührt von der einfühlsamen Art, mit der Chambers die Geschichte erzählte.

Sie spürte, wie sie sich der Wirklichkeit des Raumes entzog und in einen Zustand der Weltvergessenheit tauchte. Sie hörte den Klang seiner Stimme, ohne die Worte bewusst aufzunehmen, hing mit ihrem Blick fasziniert an den Bewegungen seiner Lippen, erkannte die Begeisterung in seinen Augen. In ihrer Phantasie stellte sie sich vor für den Doktor das zu sein, was die Statue für den König gewesen war. Sie wusste nicht, wie lange sie in diesem Zustand verbracht hatte. Ihr Gastgeber schien nichts zu bemerken. Seine Stimme kam wie in Wellen über sie. Sie nahm einzelne Worte wahr, dann verlor sie wieder den Kontakt zu seinen Ausführungen und wandte sich ihren Träumereien zu. Ruth war vollkommen in seinem Bann. Gleichzeitig hatte sie keinen Zweifel, dass er Ähnliches für sie empfinden musste. Es konnte nicht anders sein. Plötzlich war sie wieder da und konnte seine Stimme deutlich vernehmen.

„Emotionalität als Hinführung der Seele zu Gott. Die Meister der Renaissance beherrschten die Kunst, die Natur durch Imagination und Erkennen des göttlichen inneren Wesens zur Vollkommenheit zu führen. Entsprechend hoch war die Wertschätzung des Künstlers, der als ‚Deus in terris‘ angesehen wurde.“

„Deus in terris.“ Ohne zu wollen, wiederholte Ruth die Worte. „Und wie sieht Ihre elfenbeinerne Traumfrau aus?“ Im Moment, als die Worte ausgesprochen hatte, wusste sie, dass es zu früh dafür war, es zwischen ihnen noch keine Grundlage für eine so intime Frage gab, doch der innere Drang ein Signal zu setzen war stärker gewesen.

Sie war erleichtert zu sehen, dass Chambers auf das Überspringen von Stufen im Ritual der menschlichen Beziehungen nicht ablehnend reagierte. Er zog sich lediglich auf die unverbindliche Metaebene eines Gesprächs zwischen kultivierten Menschen zurück. „Ja, wenn ich das wüsste, würde ich mein eigenes Kunstwerk schaffen und Aphrodite bitten, ihm Leben einzuhauchen“, gab er nachsichtig lächelnd zur Antwort. „Vielleicht ist meine Unkenntnis auch der Grund, warum ich mich mit den Werken großer Künstler beschäftige.“

Wie von einer plötzlichen Unruhe erfasst, stand er unvermittelt auf. „Kommen Sie, gehen wir doch hinaus ins Freie, um diese Zeit ist der Ausblick besonders schön.“

Ruth folgte ihm nach draußen bis an die Balustrade der marmorgefliesten Terrasse. Dort standen sie Seite an Seite, jeder für sich in seine Gedanken versunken. Es war eine sternenklare Nacht. In der reinen Luft der Vorberge strahlten die Sterne mit unglaublicher Klarheit und Intensität und schufen ein funkelnendes, kosmisches Lichtmeer, das sich bis zum Horizont erstreckte.

Die Verbindung zwischen ihnen war für beide körperlich spürbar, doch es war nicht an der Zeit, dem nachzugeben. Es war ein Prozess des Entstehens, der nicht durch unbedachte Handlungen gefährdet werden durfte. So gaben sie sich dem mystischen Erleben der Nacht hin und genossen den Augenblick im Bewusstsein, dass es nur Ausgewählten vergönnt war, solche Momente zu erleben. Ruth wünschte, sie könnte die Zeit anhalten, diese Stunde, diese Nacht in ihrer Einzigartigkeit für immer bewahren. Doch schließlich machte Chambers eine ausholende Bewegung und zeigte auf die Lichter, der zu ihren Füßen liegenden Stadt, wo in ungleichmäßigem Aufleuchten und Schwächerwerden der Schein der Zivilisation durch eine dichte Dunstglocke nach oben strahlte.

„Schönheit und Verfall sind Antagonisten – bei großen Werken der Kunst, bei Städten, Gebäuden und nicht zuletzt bei uns Menschen.“

Ruth war fündig geworden. Mit diesem Thema würde sie den Ermittlungen eine neue Richtung geben und ihre Dominanz unter Beweis stellen. Die Sitzung der Taskforce hatte pünktlich begonnen. Die Tatsache, dass wieder eine junge Frau, die in das Opferprofil passte, verschwunden war, schuf eine Atmosphäre von Hilflosigkeit und Niedergeschlagenheit unter den Versammelten. Niemand hatte den geringsten Zweifel. Der Killer hatte wieder zugeschlagen.

Gillardi ließ sich nichts anmerken, als er die Sitzung wie üblich eröffnete, indem er die Anwesenden bat, einen kurzen Bericht über

ihre Tätigkeiten seit der letzten Sitzung zu geben. Es war eine kurze Eröffnungsrunde, fast ausschließlich aus Routinemeldungen ohne erkennbaren konkreten Wert für die Ermittlungen. Lediglich Ramona Hayes meldete, sie würde eine bestimmte Spur verfolgen, es sei aber zu früh, um darüber zu sprechen. Erstaunt über diese enigmatische Andeutung erwarteten alle, dass Gillardi mehr Einzelheiten einfordern würde. Zu ihrer Überraschung ging er aber nicht darauf ein, sondern fragte die Anwesenden, ob es weitere Meldungen gäbe.

Ruth gab ein Zeichen und richtete sich ein wenig auf, als sie die Gruppe ansprach.

„Ich habe bereits einmal mein Befremden über diese Art der Verbrechensbekämpfung ausgedrückt. Es kommt mir fast so vor, als handelte es sich bei der Fahndung um einen sportlichen Wettkampf – einen typisch männlichen Wettbewerb, bei dem es darum geht, den Sieg nach Hause zu bringen. Es hat den Anschein, als spielten die Opfer – allesamt Frauen wie wir wissen – überhaupt keine Rolle. Und ich finde, es ist höchste Zeit, den Leidtragenden mehr Respekt entgegenzubringen. Ich frage mich auch, warum für den Mörder von bislang achtundzwanzig getöteten Frauen ein solcher Aufwand betrieben wird. Wir alle wissen, dass wir mit falschen Zahlen arbeiten, wenn wir behaupten, dass in diesem Jahr etwa tausendachthundert junge Frauen verschwunden sind. Seit Jahresbeginn sind es tatsächlich fast fünftausend und niemand kümmert sich darum. Die Stadt der toten Mädchen, so wird unsere Stadt genannt. In unserem Einzugsgebiet kommen Morde an Frauen häufiger vor als anderswo auf der Welt, und die Behörden werden erst aktiv, wenn es sich um einen Serienmörder handelt. Alles andere sind offenbar Peanuts.“

„Alles, was Sie sagen, ist uns bekannt.“ Mit ruhiger kontrollierter Stimme ergriff Ramona Hayes das Wort, um auf die Vorwürfe der Journalistin einzugehen. „Die Zahlen sind sogar noch etwas höher als von Ihnen genannt. Und glauben Sie mir, wir nehmen jedes Verbrechen ernst und für uns ist jedes Opfer ein Opfer zuviel. Als diese Stadt errichtet wurde, wollte man einen Lebensraum schaffen, in

dem jedermann die Chance bekommen sollte, ein selbstbestimmtes Leben zu führen und nach seinen Vorstellungen glücklich zu werden. Das Laboratorium der Zukunft, so hat man uns genannt. Mein Gott, wie naiv! Heute gilt unsere Stadt als Bilderbuchbeispiel für die hässliche Seite der Globalisierung. Die Entwicklung ist außer Kontrolle geraten. Im gesetzlosen Raum am Rande der Gesellschaft blühen Drogenhandel, Schlepperwesen und Prostitution.“

Jenkins und auch Jimenez waren von den Ausführungen vollkommen überrascht. Sie kannten Special Agent Hayes als unnahbare und pflichtbewusste Agentin, die, wenn notwendig, mit aller Härte das Gesetz vertrat. Dass sie sich für die sozialen Belange der Randgruppen interessierte, war ihnen neu.

„Schauen Sie in die armen Bezirke im Nordwesten, wo die Slums ständig von den Giftschwaden der Fabriken eingehüllt sind. Unsere Stadt ist einer der letzten Vorposten Lateinamerikas vor ‚El Norte‘, dem gelobten Land im Norden. Wir haben mehr als anderthalb Millionen Einwohner und jeden Tag werden es mehr. Sie leben in Elendsquartieren rund um die Fabriken oder an den Geröllhalden der Sierras in Hütten aus Brettern, Pappkartons und Plastikplanen. In den zweitausendfünfhundert Maquiladoras, den Dumpinglohnfabriken der amerikanischen, japanischen und europäischen Multis, die sich als Folge des nordamerikanischen Freihandelsabkommens hier angesiedelt haben, schufteten über eine Million Menschen rund um die Uhr in hermetisch abgeriegelten Gebäuden, bei stickiger Luft und künstlichem Licht. Der Großteil der Belegschaften sind junge Frauen, weil sie für geringen Lohn arbeiten und die harten Arbeitsbedingungen und die langen Arbeitszeiten in Kauf nehmen. Um durchzuhalten, greifen die Angestellten oft zu Drogen. So verdienen nicht nur die Multis, sondern auch das organisierte Verbrechen an den Ärmsten der Armen.

Viele der Frauen – meist zwischen sechzehn und vierundzwanzig Jahren – werden in den frühen Morgen- und späten Abendstunden auf dem Weg zur oder von der Arbeit überfallen. Einige Morde tra-

gen die Handschrift der Drogenmafia. Die Opfer werden erschossen, in Säure aufgelöst oder einzementiert. Andere werden auf alle Arten misshandelt, vergewaltigt, gefoltert und getötet. Einige Frauen werden in Snuff-Filmen vor laufender Kamera getötet, anderen werden die Organe entnommen. Die Gewalttäter kommen von überall hierher – und es gibt eindeutige Hinweise, dass auch Serientäter unter ihnen sind. Zahlreiche junge Frauen kehren nicht mehr in ihre Unterkunft zurück und bleiben verschwunden. Andere werden entführt und tagelang gefangen gehalten, sexuell erniedrigt und gequält, bevor man sie tötet und ihre Leichen im Sand verscharrt oder auf den Müllhalden deponiert.“

Gillardi war bei den Ausführungen der FBI-Agentin zunehmend unruhiger geworden. Er teilte ihre Ansicht über die soziale und gesellschaftliche Situation von Sonora County. Er fand es aber für die Moral der Taskforce nicht förderlich, zu sehr darauf einzugehen.

„Danke für ihre Ausführungen, Special Agent Hayes. Ich bin ganz Ihrer Meinung, dass gewisse Zustände inakzeptabel sind und dringend einer Lösung bedürfen. Wir sollten aber nicht übersehen, dass zu den Eigenheiten von Sonora County die eingeschränkte Verwaltung und die lockeren Gesetze zählen. Das hat das Gebiet attraktiv gemacht und war ursprünglich der Grund dafür, dass Menschen aus allen Himmelsrichtungen hierher geströmt sind. Der Sheriff wird uns bestätigen, dass der Umgang mit Melderegistern hier ebenso lässig gehandhabt wird, wie Meldungen von abgängigen Personen behandelt werden. In vielen Fällen ist auch nie Anzeige erstattet worden. Was die Gründe dafür sind, können wir nur erraten. Vielleicht hatten die Betroffenen kein Vertrauen in die Behörden, möglicherweise wurden sie auch abgewimmelt, weil niemand dafür zuständig sein wollte. Für diese Taskforce gibt es jedoch eine klare Aufgabenbeschreibung. Wir sind beauftragt, den Verantwortlichen für die Coyote-Creek-Funde aufzuspüren und festzunehmen. Ich möchte darauf hinweisen, dass wir uns hier nicht auf US-Territorium befinden. Die Tätigkeit des FBI in Sonora County ist durch bilaterale Abkommen

geregelt und umfasst einen klar umschriebenen Aufgabenbereich. Wir sind gefordert einzugreifen, wenn es darum geht, das Leben von US-Bürgern zu schützen oder Interessen von US-Einrichtungen zu wahren. Das Opferprofil, bei den von Ihnen geschilderten Gewalttaten, entspricht nicht diesen Anforderungen. Es wäre weder sinnvoll noch Erfolg versprechend, bei der Fahndung nach unserem Killer gleichzeitig andere Tätergruppen einzubeziehen. Und ich werde nicht dulden, dass unsere Taskforce geschwächt wird, indem sinnlose und unerfüllbare Forderungen gestellt werden. Habe ich mich klar ausgedrückt?“

Die letzten Worte hatte der Profiler lauter und schärfer gesprochen als beabsichtigt. Die Folge war ein betretenes Schweigen und Betroffenheit bei den Anwesenden. So autoritär hatten sie Gillardi noch nicht erlebt.

Ruth kochte vor Wut über die Zurückweisung ihrer Initiative, sie ließ sich aber nichts anmerken. Mit einem leichten Nicken lehnte sie sich zurück, um den nächsten Punkt auf der Tagesordnung abzuwarten.

Der Profiler legte eine Pause ein, um die Wirkung seiner Worte zu erhöhen. Was er der Taskforce nicht mitgeteilt hatte, war die Tatsache, dass er keine Lust hatte, sich mit der Jagd auf Raubzeug abzugeben. Er konnte sich nur für die Königsklasse der Jagd begeistern – der nach dem Großwild.

Kurz darauf hatte die Gruppe sich wieder gefangen und Gillardi unterstrich seinen Führungsanspruch, indem er eine neue Strategie ankündigte. „Okay, ich glaube, jetzt ist der richtige Zeitpunkt gekommen, eine proaktive Fahndungsmaßnahme zu setzen. Wir werden den Wolf aus seinem Bau locken. Wir wenden uns an die Öffentlichkeit.“ Dabei blickte er zu Ruth und Cyd und deutete durch ein leichtes Nicken an, dass ihnen dabei eine besondere Aufgabe zukommen würde.

„Wir werden gemeinsam einen Presstext erarbeiten, in dem wir nicht nur unser Profil des Balsamierers in die Medien stellen. Wir werden auch Andeutungen über Fortschritte bei den Ermittlungen

einfließen lassen, die den Killer zu Panikreaktionen oder wenigstens zu unbedachten Handlungen veranlassen sollen. Wir können von einer konkreten Spur sprechen, sollten aber Acht geben, nicht allzu dick aufzutragen. Vergessen Sie nicht, hoch organisierte Serienmörder sind üblicherweise über unsere Arbeitsweise gut informiert. Der Täter erwartet wahrscheinlich eine solche Strategie von unserer Seite. Wir werden uns also bemühen, einen Mittelweg aus bislang unveröffentlichten Tatsachen und fiktiven Hinweisen durch Zeugenaussagen, zu gehen.

Für die meisten wurde es eine anstrengende Arbeitssitzung, da sie sich noch nie mit solchen Aufgaben beschäftigt hatten. Immer wieder überzeugte Gillardi mit seinen gezielten Einwänden und Anregungen durch Professionalität, Menschenkenntnis und mit seinem messerscharfen analytischen Verstand.

Nach drei Stunden harter Arbeit war er mit dem Ergebnis zufrieden. „Gut, das wär’s für heute. Gibt es noch Meldungen, Wünsche, Ideen?“

Jetzt sah Ruth die Gelegenheit, doch noch zu punkten. „Ja, ich habe noch ein Thema, das für die Fahndung von Bedeutung sein könnte.“ In gespannter Erwartung richteten sich die Blicke der Anwesenden auf sie.

„Unsere Zielperson verfügt offensichtlich über professionelles Wissen auf dem Gebiet der Mumifizierung. Wie Dr. Chambers bereits zu Beginn der Fahndung bestätigt hat, scheint er aber auch umfassende anatomische Kenntnisse zu haben. Deshalb liegt es nahe, die entsprechenden Fachleute an den akademischen Einrichtungen unter die Lupe zu nehmen. Ich möchte im Besonderen auf den Fall von Professor Aidan McBride verweisen, der eine ganz besondere, um nicht zu sagen merkwürdige, Affinität zu Mumien hat.“

Als Cyd den Namen des Professors aus Ruths Munde hörte, wurde ihr mit einem Mal klar, dass Ian sein Wissen auch mit Ruth teilte. Na warte, mein verlogener Freund, das zahl ich dir heim! dachte sie und warf Ian einen vernichtenden Blick zu.

Gillardi war wie die andern überrascht über die unerwartete Wende. „Nur zu, erzählen Sie, was ist das für eine Geschichte von diesem Professor McBride?“

Ruth wusste, wann sie sich zurücknehmen musste, und nannte Ian als kompetente Quelle.

Als Ian seine Ausführungen beendet hatte, war Gillardi stinksauer. Mit einem scharfen Blick zu Conrad sagte er mit mühsam kontrollierter Stimme. „Ich erwarte mir, dass alle Informationen von Bedeutung als erstes hier in der Gruppe mitgeteilt werden. Es geht nicht an, dass Sie uns Ihre persönlichen Recherchen vorenthalten. Das hier ist kein Spiel, bei dem es darum geht Allianzen zu bilden oder sich vor anderen in Szene zu setzen. Vom Erfolg unserer Arbeit hängen Menschenleben ab. Vergessen Sie das niemals.“

Ebenso schnell wie er wütend geworden war, beruhigte er sich wieder. Schließlich fuhr er in sachlichem Ton fort. „Ich werde die Unterlagen von McBride anfordern und die entsprechenden Schritte unternehmen. Näheres in der nächsten Sitzung.“ Dann wandte er sich mit einer anerkennenden Geste Ruth zu. „Danke Ms. Clark, dass Sie das Thema zur Sprache gebracht haben.“

Beim Verlassen des Raums wurde Ruth von Dr. Chambers erwartet, der ihre Hand ergriff, um sie für ihr mutiges Engagement um die jungen Frauen der Stadt zu beglückwünschen. In diesem Augenblick wurde ihr bewusst, dass für sie die Anerkennung dieses Mannes mehr zählte als jeder andere Erfolg.

Um die Mittagszeit gelangte Cyd an die Grenzen ihrer Belastbarkeit. Seit dem frühen Morgen hatte sie die unterschiedlichsten Begriffe in die Suchmaschine eingegeben, in der Hoffnung auf eine heiße Spur zu stoßen. Und obwohl sie sich selbst für einen abgebrühten Profi hielt, war sie entsetzt über all die Perversionen, Grausamkeiten und kranken Phantasien, die sie auf dem Bildschirm sah.

Immer wenn sie glaubte den Gipfel allen Grauens erreicht zu haben, fand sie weitere Seiten, die noch schrecklicher und abstoßender

waren als zuvor. Es gab Bilder, die sie nur mit einem Teil ihrer Aufmerksamkeit streifen konnte, und bei denen ihr Selbsterhaltungstrieb so viel Widerstand aufbaute und ihre Wahrnehmung so weit trübte, damit sie einigermaßen unbeschadet aus der bloßen Betrachtung davonkam.

Wie konnte es sein, dass sich Menschen am Anblick solchen Materials ergötzen konnten. Gab es tatsächlich Monster, deren Sexualität dabei angeregt wurde?

Doch es sollte noch schlimmer kommen. Cyd klickte auf einen Link, der auf eine Seite mit der Bezeichnung „Snuff Ästhetik“ verwies. Mit ungläubigem Entsetzen starrte sie auf die Bilder, die sich vor ihren Augen auftaten. Kunstvoll gemalt in sanften Farben zeigten sie stilisierte Mädchenfiguren mit übertriebenem Kindschema, die Köpfe weich gezeichnet mit großen unschuldigen Augen, dazu als Kontrast körperliche Verstümmelungen, die keines normalen Menschen Geist im Stande wäre sich auszudenken. Cyd versuchte auszuweichen, weg zu sehen, die Augen zu schließen, davon zu laufen. Vergebens, ihr Körper gehorchte ihr nicht mehr. Sie spürte, wie ihr Blickfeld sich verengte, alles ausblendete bis auf die Schreckensbilder. Die Umgebung versank in Dunkelheit und sie bewegte sich wie in Hypnose durch diese alpträumhafte Welt des Grauens.

Gegen elf Uhr war glücklicherweise Ian zu ihr gestoßen. Eigentlich war sie ihm böse und wollte nichts mehr mit ihm zu tun haben. Doch in diesem Augenblick war sie nicht in der Lage, ihn abzuweisen.

Er hörte ihr nur zu und hielt sie fest in seinen Armen. Nach einiger Zeit fühlte Cyd, dass es auch etwas anders gab als die von ihr durchquerte Anderswelt. Irgendwann konnten sie sich gemeinsam den anstehenden Fragen widmen.

Prostituierte boten Spezialtechniken mit Bandagierung an, in einem Spielwarenversand fanden sie Barbie-Puppen mit Binden-Set und Anleitung zum Mumifizieren, an einer örtlichen Volkshochschule war ein Abendkurs unter dem Titel ‚Mummys for Dummies‘ ausgeschrieben. Aufforderungen zu rituellen Tötungsspielen mit anschlie-

ßender Mumifizierung fanden sich zu Dutzenden. Die lokalen TV-Sender versuchten sich im Angebot um die aktuellsten Filme zum Thema zu übertreffen. Uralte Schwarz-Weiß-Filme und auch neuere Produktionen über das Erwachen der Mumie und den Fluch des Pharaos zählten zu den beliebtesten Hauptabendprogrammen. Und Reiseveranstalter nutzten die Gelegenheit, um Urlaubsreisen nach Ägypten, als Studienreisen zur Wiege der Mumifizierungskultur, zu verkaufen.

Obwohl die beiden diese Stufe geistiger und seelischer Verirrungen eher als Niveaulosigkeit, Dummheit und nicht ernst gemeinte Phantastereien, denn als Grausamkeit und Bosheit empfanden, machte sich in ihnen eine Grundstimmung von Niedergeschlagenheit und Enttäuschung breit. Sie spürten den Wunsch nach Unverdorbenheit und Anständigkeit und sehnten sich nach einem Reinigungsritual, das wie eine umfassende Katharsis ihren Geist läutern und ihnen den Glauben und die Freude am Leben wiedergeben würde. In einem zaghaften Versuch begann Ian aus seinem Leben zu erzählen. Von früheren Beispielen, wo es ihm ähnlich ergangen war, wo sich Enttäuschungen und Rückschläge wie Schatten über seine Seele gelegt hatten.

„Weißt du, früher habe ich mich einfach auf mein Motorrad gesetzt und bin damit in die Wüste gefahren. Und wenn das Gelände nicht mehr befahrbar war, bin ich zu Fuß weiter. So habe ich oft Tage in den Sierras verbracht, bis die Dinge für mich wieder im Lot waren. Es war für mich auch eine wertvolle Erfahrung, angesichts der beeindruckenden Natur, meine eigene Bedeutung oder besser die Bedeutung von uns Menschen in einer anderen Dimension zu erleben.“

Cyd spürte, dass die Erzählung dieser persönlichen Erlebnisse eine besondere Nähe zwischen ihnen geschaffen hatte. Und schließlich fasste sie den Mut, auch von sich selbst zu sprechen, ihren schrecklichen Erfahrungen als junges Mädchen, ihrer Scham, den Ängsten und dem Misstrauen gegenüber Männern. „Mir ging es damals wie dir. Auch ich habe mich in die Wildnis zurückgezogen, um wieder zu

mir selbst zu finden. Doch mein Element war das Wasser. Wenn mir alles zu viel wurde, habe ich mein Kajak gepackt und bin los. Und auch heute noch finde ich meine persönliche Wahrheit in den Stromschnellen eines reißenden Flusses.“

Die gegenseitigen Bekenntnisse führten zu einer eigenen Stimmung von Zärtlichkeit und Verbundenheit, die schließlich so greifbar war, dass sie die Melancholie der Erinnerungen überdeckte.

Cyd spürte wie sich ein warmes Gefühl in ihrem Körper ausbreitete und sie mit Leben durchflutete. Sie schlug die Augen auf und sah Ians Gesicht direkt vor sich. Sein Blick drang in sie, als versuchte er die Tiefe ihres Seins auszuloten. Sie nahm die Wärme seines Atems wahr, roch ihn, seine Männlichkeit, den herben Geruch von frischem Schweiß, unverfälscht sinnlich. Seine Lippen waren nun ganz nah vor den ihren. In dieser Stellung verharrte er, als warte er auf ein Zeichen, eine Bestätigung von ihrer Seite, dass es rechtens wäre, nun diesen Schritt zu tun. Sie war bei ihm und er spürte es. Ganz zart die erste Berührung der Lippen, ein Hauch fast nur, so wie man einen leichten Luftzug wahrnimmt, der auf warme nackte Haut trifft. Cyd spürte Verlangen in sich aufkommen, das Verlangen nach mehr und intensiver Vereinigung. Sie öffnete die Lippen und spürte, wie seine Zunge in sie eindrang, spielerisch, erkundend, schließlich drängend und fordernd. Jetzt spürte sie auch seinen Körper, Muskelspannung, Wärme, die Feuchtigkeit der Haut, den rascher werdenden Atem, von festen Händen gehalten, von starken Armen umfasst.

Die durch die Kleidung dringende Härte seiner Erregung ließen ihren Wunsch übermächtig werden, sich ihm hinzugeben und ihre Körper zu verschmelzen. Doch dann kamen die Bilder wieder und die Erinnerung. Sie stieß ihn zurück und wandte sich ab.

„Was ist los mit dir? Was hab ich falsch gemacht?“ Ians Stimme drückte all die Irritation aus, die er empfand.

„Tut mir leid, ich muss jetzt gehen.“ Cyd bemühte sich, ihrer Stimme Kraft und Festigkeit zu verleihen. Sie war sich selbst nicht darüber im Klaren, was ihren Stimmungsumschwung ausgelöst hatte.

„Was soll das jetzt sein?“, Ian klang verärgert. „Ich finde, ich habe eine Erklärung verdient. Wieso spielst du plötzlich die Unnahbare?“

„Gut, wenn du es genau wissen willst, ich finde, solche Einlagen haben in einem Ermittler-Team keinen Platz. Und wenn du kein Verständnis dafür hast, werde ich meine Beziehung zu dir neu überdenken müssen.“ Mit einem letzten kalten Blick wandte sie sich ab und eilte davon.

Ian entschied sich, darauf nichts mehr zu erwidern. Er zündete sich eine Zigarette an und versenkte sich in die Betrachtung des aufsteigenden Rauches. Schließlich stand er auf und machte sich auf den Weg zu seinem Wagen.

Kapitel 8

Die Rivalität zwischen Cyd und Ruth und noch mehr ihr Kampf um die Gunst von Dr. Chambers blieben nicht ohne Einfluss auf die Fahndung und machten die Zusammenarbeit in der Taskforce zunehmend schwieriger. Gillardi beobachtete mit Argwohn, aber auch mit Interesse, die Entwicklungen der einzelnen Lager und versuchte abzuschätzen, ob und wo seine Intervention notwendig war.

Aufgrund der ungewöhnlichen Zusammensetzung seines Teams hielt er sich bewusst zurück. Er sah sich bei diesem Fall einerseits als Leiter eines Teams, dessen Aufgabe es war, die Ressourcen der einzelnen Mitarbeiter zu koordinieren, um ein optimales Ergebnis für die Fahndung zu erzielen. Seine wichtigere Aufgabe jedoch sah er als Jäger, der das Wild erlegen würde. Er hatte nicht die Absicht, den Balsamierer hinter Gitter zu bringen, er würde ihn aufspüren, hetzen und ihm schließlich den Fangschuss geben. Das war er den Opfern schuldig. Bis dahin hieß es, mit den anderen einigermaßen auszukommen.

Ian war zutiefst verletzt, weil Cyd, die er mehr begehrte als je eine Frau zuvor, sich genauso wie Ruth unverhüllt um den Gerichtsmediziner des North Park Hospitals bemühte.

Nachdem die Überprüfung von Professor McBride durch das FBI keine Verdachtsmomente gegen den Archäologen ergeben hatte, verkündete Ruth ihre Absicht, Prof. Aidan McBride, der angeblich für Grabungsarbeiten irgendwo in Peru war, nachzureisen, um ihm dort ‚auf den Zahn zu fühlen‘. Dr. Chambers unterstützte Ruths Idee als mutige und notwendige Initiative. Umso mehr, als die konventionellen Ermittlungen an einem toten Punkt angelangt zu sein schienen.

Conrad hielt die Reise nach Peru für Zeitverschwendung. Mit Hartnäckigkeit und Trotz hatte er sich darauf verlegt, jede Überlegung oder Hypothese, die Chambers äußerte, abzulehnen, ohne sie zu re-

flektieren, geschweige denn, sie einer ernsthaften Prüfung zu unterziehen. Stattdessen versuchte er zwanghaft eigene Ideen einzubringen und als die besseren hinzustellen.

Cyd tat es weh zu sehen, wie sehr Ian unter ihrer Zurückweisung litt. Er war ein großartiger Wissenschaftler und als Mann in vielfacher Hinsicht interessant. Darüber hinaus spürte sie intuitiv, dass er ein erfahrener und hingebungsvoller Liebhaber sein würde. Wenn sie ihre eigene Situation überdachte, musste sie sich eingestehen, dass Ruth als Kontrahentin sowohl in ihrer Position beim Sender, als auch im Kampf um die Gunst von Chambers im Moment deutlich im Vorteil war. Sie entschied sich dafür, ihre Strategie zu ändern und den Kampf sublimier als bisher zu führen. Sie würde ihren Zwist mit Ian begraben, um mit ihm als Verbündeten den zu Fall lösen. Dann hätte sie das Beuterecht und würde Dr. Chambers für sich beanspruchen. „Mein Gott, was für eine archaische Art zu denken, habe ich mir angewöhnt“, dachte sie in einem Anfall von ironischer Selbsterkenntnis. „Bin dieses intrigante Luder wirklich ich? Ach was, mit den Wölfen muss man heulen, und was mich nicht umbringt, macht mich stark.“

Ian war mittlerweile so von Cyd eingenommen, dass er sich keine Gedanken über ihren Sinneswandel machen wollte. Begeistert stimmte er der Versöhnung zu und sie verabredeten sich zu einem ‚Arbeitswochenende‘ in Ians Cottage.

Kapitel 9

Nach einundzwanzig Tagen überprüfte der Balsamierer den Zustand des Körpers. Nachdem er mit dem Fortschreiten der Dehydrierung zufrieden war, nahm er die Tote aus dem Natron und entfernte alle feuchten Tücher. Nach einer gründlichen Reinigung wusch er sie, danach trocknete er sie mit Tüchern.

Da der Körper vom Austrocknungsprozess durch das Natron steif geworden war, musste er durch Öle geschmeidig gemacht werden. Der Balsamierer führte fünf Schritte der Ölung durch. Zuerst rieb er den Kopf mit Olibanum-Öl ein. Den Rücken machte er weich, indem er auch dort Öl einmassierte. Danach parfümierte er den ganzen Körper mit Ausnahme des Kopfes. Es folgte eine zweite Salbung des Kopfes und schließlich wurde der Körper mit wohlriechenden Ölen versehen und mit Safran bedeckt.

Der Körper sah trotz der Öl-Massage eingefallen aus, deshalb musste er in der ursprünglichen Form wiederhergestellt werden. Durch Ausstopfen mit trockenen Materialien wie Blättern, Stoffen und Sägespänen erhielt er seine ursprüngliche Form zurück.

Um Augen, Wangen, Mund, Nase, Nacken und andere Körperteile mit unterschiedlichen Füllmaterialien modellieren zu können, nahm der Balsamierer mehrere Einschnitte vor. Besondere Sorgfalt verwendete er für das Gesicht, wo er zwei Augen aus Glas, in der exakt gleichen Farbe wie zu Lebzeiten der Frau in die Augenhöhlen setzte.

Durch Eingießen von Harz in den Körper wurden die Hohlräume geschützt und danach der Schnitt mit einer Wachsschicht versiegelt. Schließlich faltete er ihr die Arme vor der Brust, so dass die Hände die Schultern berühren.

Nun war der Leichnam bereit, in Leinen gewickelt zu werden. Der Balsamierer trat einen Schritt zurück und erfreute sich an seiner Arbeit. Die wundersame Schönheit und die friedvolle Ausstrahlung des Frauenkörpers lösten in ihm ein Gefühl tiefer Verbundenheit aus.

Obwohl er noch mit diesem Körper beschäftigt war, spürte er den unwiderstehlichen Drang, seine Sammlung zu vergrößern. Seine Kapazität bei der Weiterverarbeitung der Opfer war eigentlich erschöpft, doch er kam nicht dagegen an. Er begann sich zu fragen, ob er daran war, seinen hohen Auftrag zu verraten. Dann entschied er aber, dass er sein Werk fortsetzen müsse. Er durfte jetzt nicht an sich zweifeln.

Ramona Hayes freute sich auf ein geruhssames Wochenende. Die letzten Tage waren für ihren Geschmack ein wenig zu hektisch gewesen. Die ständige Abrufbereitschaft, die nicht enden wollenden Recherchen, die Sitzungen mit dieser bunt zusammengewürfelten Gruppe. Und schließlich der Frust über die Erfolglosigkeit ihres Handelns. Selten hatten sie bei einem Fall so spärliche Hinweise erhalten, es war, als ob sie einem Phantom nachjagten. Dazu kam die Angst, dass noch eine Frau als vermisst gemeldet wurde. Nie zuvor hatte ihre Arbeit sie persönlich so vereinnahmt. Sie hatte keine Erklärung, warum sie es so empfand, aber es war ihr, als wäre es allein ihre Verantwortung, die Frauen vor dem Balsamierer zu retten.

In den letzten Tagen hatte sie immer wieder Halluzinationen gehabt, in denen sie die letzten Minuten der Opfer in allen Details durchlebte. Es waren Momente unvorstellbaren Grauens, in denen sie sich fragte, ob sie daran war den Verstand zu verlieren. In ihren Visionen wechselten die Perspektiven des Opfers mit denen des Täters ständig ab. In den Anfangsphasen des Geschehens zeugte der wild herumschweifende Blick der Opfer von der Unruhe, die diese erfasst hatte. Sobald der Täter sich dem Opfer näherte, konnte sie das Geschehen nur noch mit den Augen des Killers miterleben. Der Höhepunkt des Schreckens war es, den Vollzug der Tat aus der Sicht des Täters zu erleben. Die Todesangst in den Augen der Frauen zu sehen, ihre Schreie und ihr Flehen zu vernehmen und schließlich im Moment des Todes den Schmerz in ihren jungen Gesichtern miterleben zu müssen.

Sie hatte bislang mit niemandem über ihre Erscheinungen gesprochen. Zu groß war die Angst, sich der Lächerlichkeit preiszugeben oder als Kollateralschaden in den weißen Gängen einer psychiatrischen Anstalt zu enden.

Als sie nun am späten Abend durch die Randbezirke der Stadt heimwärts fuhr, merkte sie plötzlich, dass sie unbewusst langsamer geworden war. Sie hatte das unheimliche Gefühl, in ein Korsett eingezwängt zu sein, das Atmen fiel ihr schwer und ihre Sinne trübten sich, als ob sich Schleier über ihr Bewusstsein legten. Mit letzter Kraft ließ sie den Wagen am Straßenrand ausrollen. Es war wieder so weit. Sie konnte die Gefahr körperlich spüren. Das Böse war mitten unter ihnen auf der Suche nach einem weiteren Opfer. Sie sah den Blick des Killers über die Straßen schweifen, er fuhr in einem Auto durch die dunkle Nacht.

In ihrer Schreckensvision bemerkte sie nicht, dass ein Fahrzeug hinter dem ihren angehalten hatte und der Fahrer ausgestiegen war. Erst als er ihre Fahrertür öffnete, erkannte sie, wer dieses Mal das Opfer war. Special Agent Hayes wusste, dass sie jetzt die Dienstwaffe ziehen und so lange abdrücken müsste, bis das Magazin leer war, doch sie war wie gelähmt. Sie spürte, dass sie am Ende ihres Weges angekommen war und entschied sich ohne Widerstand aus dem Leben zu scheiden.

Cyd hatte es sich auf dem Ledersofa in Ians Studio bequem gemacht. Sie lag eingerollt wie eine Katze zwischen Armlehne und Rückenteil. Neben ihr in Griffnähe ein Notizheft, Schreibzeug und ein Glas mit Gin Tonic. Ian saß in einem der Clubsessel und las in seinen Aufzeichnungen, als Cyd ihn aus seiner Konzentration riss.

„Ich überlege mir schon die längste Zeit, ob ein Serienmörder nicht zwangsläufig ein kranker Mensch sein muss. Wenn dem so ist, wäre es nicht denkbar, dass er sich in psychiatrischer Behandlung befindet? Vielleicht gibt es auch klinische Unterlagen über aktuelle oder vergangene Therapien.“

„Du hast recht, dieser Idee sollten wir unbedingt nachgehen. Aber warum glaubst du, dass es ein Mann ist?“

„Da alle Opfer weiblich sind, gehe ich davon aus, dass ein Triebtäter hier seine perversen Phantasien auslebt. Ich kann dir außerdem als Frau versichern, dass nur Männer zu solchen Abartigkeiten fähig sind. Aber es ist letztlich völlig gleichgültig ob Mann oder Frau. Das Einzige, was zählt ist, dass wir dem Täter so rasch wie möglich das Handwerk legen.“ Ian musste sich eingestehen, dass sowohl die Erfahrungen des Profilings als auch die vorliegenden Indizien klar für einen männlichen Täter sprachen, trotzdem konnte er es sich nicht verkneifen mit gespielter gekränkter Miene zu widersprechen.

„Ganz schön feministisch, um nicht zu sagen, männerfeindlich, dein Standpunkt. Einigen wir uns darauf, dass wir einen Täter suchen. Ich kann mir allerdings schwer vorstellen, dass ein so hoch organisierter Killer sich zur Behandlung in eine öffentliche Klinik begibt. Irgendwie kann ich mir nur schwer vorstellen, warum ein Killer psychiatrische Hilfe in Anspruch nehmen sollte.“

„Man hört doch immer wieder davon, dass Täter Spuren hinterlassen, in der Hoffnung gefasst zu werden. Warum sollte ein zwanghafter Triebtäter nicht den Wunsch haben, Hilfe zu suchen, um geheilt zu werden?“

„Okay, du magst ja recht haben, trotzdem finde ich es sinnvoll, wenn wir mit den Therapeuten beginnen, die in freier Praxis arbeiten. So können wir unsere Recherche möglicherweise auch länger geheim halten, als wenn wir uns offiziell an die öffentlichen Einrichtungen wenden. Vielleicht können wir die Shrinks auch bluffen, indem wir unsere Anfrage so darstellen, dass sie den Eindruck erhalten, wir würden in Absprache mit Polizei und FBI handeln.“

„Da müssen wir aber sehr vorsichtig formulieren. Wenn Jimenez oder Gillardi dahinter kommen, dass wir unser eigenes Süppchen kochen, reißen sie uns den Arsch auf.“

Die Redewendung hatte auf Ian eine eigenartig anregende Wirkung. Ihm war klar, dass es um seine Motivation in der Angelegenheit an-

ders bestellt war als um die von Cyd. Bei ihr hingen Karriere und Zukunft daran. Seine Prioritäten waren nun einmal anders gesetzt. Ihm wurde immer mehr klar, dass sein Interesse zwar zum Teil aus wissenschaftlichen Gründen beim Fall lag, seine leidenschaftliche Beteiligung galt jedoch Cyd und nicht einem unbekannten Triebtäter. Für Cyd könnte er selbst leicht zum Triebtäter werden.

„Nachdem wir nun einen wesentlichen Schritt weitergekommen sind, haben wir uns eigentlich eine Belohnung verdient. Was hältst du von einem kontemplativen Schäferstündchen?“ Er versuchte seinen Worten durch einen tiefen Blick in Cyds Augen Nachdruck zu verleihen.

„Nichts da, mein Lieber, erst die Arbeit, dann das Vergnügen, wie meine Großmutter zu sagen pflegte. Wir dürfen unseren Vorsprung nicht leichtfertig aufs Spiel setzen. Komm, setz dich an den PC. Wir wollen gemeinsam eine überzeugende Anfrage formulieren.“ Da er wusste, dass er gegen die Professionalität einer Vollblutjournalistin, die Blut geleckt hatte, nicht die geringste Chance hatte, fiel sein Protest entsprechend halbherzig aus.

„Warum muss ich jetzt dafür büßen, dass deine Großmutter nicht ganz richtig im Kopf war? Aber auf dein ‚dann das Vergnügen‘ komme ich gerne nach getaner Arbeit zurück.“

Als er erst einmal am Computer saß, merkte er, wie das Jagdfieber ihn selbst zu erfassen begann. Es war nun einmal etwas anderes, ob man auf der Suche nach Spuren der Vergangenheit in Form von Knochen oder Artefakten war, oder ob man einem Killer aus Fleisch und Blut nachstellte, der jederzeit wieder zuschlagen konnte. Gemeinsam formulierten sie das Rundschreiben, was sich als viel schwieriger herausstellte, als sie es sich vorgestellt hatten. Da sie von Gillardi keine Genehmigung für diese Aussendung hatten, bemühten sie sich, jede Unsachlichkeit, die suggerieren könnte, dass es sich um eine offizielle Nachfrage der Behörden handeln würde, geflissentlich zu vermeiden.

Nachdem sie noch eine Weile an dem Entwurf gefeilt hatten, waren sie endlich zufrieden. Die Mail bezog sich auf eine aktuelle Untersuchung zum Fall der Leichenfunde am Coyote Creek, mit Ersuchen um Verständnis, dass in einem offenen Fall keine näheren Informationen möglich seien. Mit Bitte um Kooperation und Kontaktaufnahme, sollte es Hinweise geben, dass ein Klient auf Grund seines Krankheitsbildes in irgendeiner Beziehung zu dem Fall stehen könnte, oder im weiteren Sinn insofern damit in Verbindung gebracht werden könnte, als er Tendenzen zu rituellen Tötungen, sexuell motivierten Schlachtungen, Sammeln von Körperteilen als Fetisch oder Konservierung von Leichenteilen zeigte.

Wenn es darum ging, an Adressenlisten zu kommen, hatte Cyd mehr Erfahrung als der Wissenschaftler. Sie konnte auf ein weit gefächertes internes Netzwerk aus persönlichen Kontakten, Gefälligkeiten unter Kollegen oder nicht eingeforderten Gegengeschäften zurückgreifen. Deshalb übernahm sie den Platz an der Tastatur, während er bewundernd neben ihr saß und zusah, mit welcher Effizienz und Geschwindigkeit sie diese Aufgabe erledigte.

Die Strahlen der untergehenden Sonne hatten sich in ein leuchtendes Orangerot verfärbt, als Cyd sich endlich mit einem zufriedenen Seufzer zurücklehnte.

„Geschafft, die Mails sind draußen. Jetzt können wir nur noch abwarten.“

„Was hältst du davon, wenn wir das im Liegen tun?“, fragte er mit einem unschuldigen Unterton.

Zu seiner Überraschung wandte sich Cyd ihm zu, schaute ihn forschend an, und fragte dann mit einem hintergründigen Lächeln: „Wo ist die Dusche und wo die Liege?“.

Die Sonne war längst untergegangen, als sie voneinander abließen. Wilde hemmungslose Umarmungen und Küsse waren in leidenschaftlichen, aber gleichzeitig zärtlichen Sex übergegangen, der von ekstatischen Schreien und lustvollem Stöhnen begleitet war.

Nun lagen sie erschöpft und schweißgebadet auf dem Bett im Schlafzimmer der Hazienda, die Türen auf die Terrasse weit geöffnet, und lauschten dem Konzert, das Myriaden von Zikaden und andere Insekten in der Umgebung des Hauses veranstalteten. Ian wusste, dass er die Frau seines Herzens in den Armen hielt. Auch Cyd vergaß in diesem Augenblick der Nähe, dass sie noch vor wenigen Stunden sehnsuchtsvolle Phantasien um Dr. Chambers gesponnen hatte.

„Was hältst du von einem Glas Wein?“, fragte sie mit schnurrender Stimme.

„Bleib bei mir, ich läute nach dem Hausmädchen.“

Empört versuchte Cyd sich aufzusetzen. „Sag bloß, wir sind nicht allein hier!“ Ian hielt sie gegen ihren Widerstand an sich gepresst.

„Ich läute nach ihr, wenn sie kommt. Morgen um neun.“ Erleichtert sank sie zurück. Es überraschte sie, wie puritanisch ihre Reaktion gewesen war. Was kümmerte es sie, wenn sie tatsächlich belauscht worden wären? Trotzdem spürte sie, dass der erotische Reiz im Moment verfliegen war.

„Im Ernst, Ian, ich möchte etwas zu trinken. Wir können dann auch gleich nachsehen, ob es schon eine Reaktion auf unsere Aussendungen gibt.“

Wenngleich er es sich nicht erklären konnte, musste er erkennen, dass sie anders war als die anderen Frauen, die er bislang kennen gelernt hatte. Er spürte, dass sie sich nicht drängen ließ und dass er sie mit unendlich viel Sorgfalt behandeln musste, wenn er sie nicht gleich wieder verlieren wollte. Und das war das letzte, was er sich wünschte.

„Sag mir, was für eine Frau bist du, dass du so abrupt deine Stimmung ändern kannst. Ach komm, vergiss es. Also trinken wir was und kontrollieren wir die Mails.“

Cyd sah ihn verwundert an. Sie hatte ihn als oberflächlichen Zyniker eingeschätzt. Jetzt hatte sie den Eindruck, dass er ein ungewöhnlich gefühlsbetonter Mann war. Das verunsicherte sie. Zyniker ließen

sich leichter benützen und danach ohne Gewissenkonflikte vergessen.

„Behandle mich nicht wie ein Spinnenweibchen, das seinen Begatter nach dem Akt verspeist und dann die Hülle aus dem Netz wirft. Ich habe das, was eben zwischen uns war, sehr genossen, und es wäre schade, es gleich wieder kaputt zu machen.“

„Okay, Friede. Ich verstehe dich. Wir haben im Moment wichtigere Dinge zu erledigen. Es war auch für mich wunderschön. Nein, nicht nur das, es war das schönste, erotische Erlebnis, das ich je mit einer Frau hatte.“ Wieder merkte Cyd, dass sie peinlich berührt war, und wie schwer es ihr fiel, mit so starken Gefühlen eines Mannes umzugehen. So beschränkte sie sich darauf, ihm einen zärtlichen Blick zu schenken.

„Gib mir Zeit, Ian. Du weißt sehr gut wie viel dieser Fall für mich bedeutet.“ Er nickte und wandte sich ab. Cyd spürte, dass zwischen ihnen keineswegs alles in Ordnung war. Ihr Leben würde von nun an nicht mehr so glatt und selbstbestimmt verlaufen. Sie bereute, dass sie sich ihm hingegeben hatte.

Die Nacht mit Ian hatte Cyd völlig aus der Bahn geworfen. Sie hatte den starken Wunsch nach Nähe und Hingabe verspürt und gleichzeitig war sie entsetzt über die Leichtigkeit, mit der sie sich auf ihn eingelassen hatte. Ihr Innerstes hatte sie nach außen gekehrt und alle Schutzmechanismen fallen lassen. Erinnerungen wurden wach, an ein Erlebnis, das sie bereits überwunden glaubte, das sie aber immer wieder einholte.

Schon als junges Mädchen war sie ein Wildfang gewesen, hatte sich lieber den Knaben angeschlossen und war bei den Toll- und Abenteuerspielen durch ihr Temperament, ihren Mut und ihre Kühnheit aufgefallen. Mit vierzehn, als sie geglaubt hatte, sich in der Gang ihrer Kameraden eine sichere Position mit Respekt und Ansehen erworben zu haben, musste sie die bittere Erfahrung machen, dass sich ein Wolf unter Wölfen niemals sicher fühlen darf.

Es war am Abend nach einer Fete in der Kellerwohnung eines leerstehenden Hauses, die meisten der Gäste waren bereits gegangen, als drei Jungen über sie herfielen. Cyd hatte sich mit all ihren Kräften gewehrt, doch Ed, der stärkste und abstoßendste der drei, hatte die Aktion offenbar genau geplant. Sie hatte an dem stimmungsvollen Abend mehr getrunken als ihr gut tat und war völlig unvorbereitet, als Eds Faustschlag sie voll ins Gesicht traf. Wie auf ein Kommando wurde sie darauf von Bill und Jack gepackt, während Ed ihr die Kleider vom Leib riss. Ihr Widerstand, ihre Schreie und Tränen der Wut und der Scham schienen die drei nur noch wilder zu machen. Niemals zuvor hatte sie so ein Gefühl von Ekel und Schmach gefühlt wie in den folgenden Stunden, in denen sie zuerst von Mitch, dann von Jack und Bill mehrfach auf brutalste Weise vergewaltigt wurde. Am beschämendsten empfand sie, dass eine kleine Schar von Klassenkameraden, die noch geblieben war, lachend danebenstand und die Gewalttäter sogar noch anfeuerte. Irgendwann hatte sie dann die Besinnung verloren und musste das, was folgte, nicht mehr bewusst miterleben. Lange Zeit hatte sie auch keine Erinnerung mehr an den Moment, als sie allein in dem Kellerloch aufwachte, Scheide, Anus und Schenkel blutverschmiert, Spuren von Sperma und Kot auf ihrer Haut, mit entsetzlichen Schmerzen im Unterleib, den Körper mit Hämatomen und Risswunden übersät. Erst Jahre danach waren die Erinnerungen an die Stunden stückweise wiedergekehrt.

Das verzweifelte Schluchzen, die Klagelaute der gequälten, geschundenen Kreatur hatten nichts Menschliches an sich. Das Wimmern und Weinen schien nicht aus ihrem Mund zu kommen, es war als würden archaische Klageweiber um die Verkommenheit der Menschen trauern. Sie, die sich in ihrer Gruppe wie in einer Familie aufgenommen, respektiert und geliebt gefühlt hatte, musste erkennen, wie sehr sie als Alphaweibchen von den anderen abgelehnt, beneidet und gehasst worden war. Über die einzige Freundin ihrer Klasse hatte sie nachträglich erfahren, dass ihr bewusstloser Körper in bizarre und demütigende Stellungen gebracht worden war und sich

die Jäger mit dem erlegten Wild in verschiedensten Posen fotografiert hatten. Fotos, die dann eine Zeit lang in der Schule die Runde machten. Doch als dies geschah, war sie bereits weit weg. Sie hatte weder ihren Eltern noch sonst irgendjemandem davon erzählt. Noch in derselben Nacht hatte sie ihre spärlichen Habseligkeiten in einen zerschissenen Koffer gepackt und war zum Busterminal gegangen. Dort hatte sie ein Ticket nach nirgendwo gekauft.

Auch die Erinnerungen an die folgenden fünf Tage hatte sie lange Zeit nicht abrufbar. Den Albtraum – auf engstem Raum mit menschlichen Wesen, die keinen Grund hatten am Wert der Gemeinschaft zu zweifeln, die Bilder einer sich ständig verändernden friedvollen Landschaft, keine Hinweise auf Bestien in Menschengestalt, vor denen man auf der Hut sein musste, wenn man überleben wollte – hatte sie in einem Zustand der Weltverlorenheit durchlebt. Sie hatte in diesen Tagen keine Nahrung zu sich genommen und auch keine Erholung im Schlaf finden können. Als sie schließlich in dem Ort mit dem unaussprechlichen Namen an der Grenze der Zivilisation in den Northwest Territories angekommen war, musste der Fahrer ihr aus dem Bus helfen, so schwach war sie. Rick Wessler, der selbst eine Tochter im Teenageralter hatte, war sehr um sie bemüht und hatte sie liebevoll auf eine Bank vor der Busstation gesetzt und angekündigt er würde einen Arzt rufen. Doch sie hatte alle Hilfsangebote ausgeschlagen.

„Ich bin okay“, hatte sie erwidert, „ich bin nur überarbeitet und habe meine Tage“. Damit hatte sie den vermeintlich lüsternen Alten ferngehalten und sich wieder in die Isolation zurückgezogen.

Das Nirgendwo sollte ihr Rückzugsgebiet werden. Hier, nördlich des sechzigsten Breitengrades, wollte sie sich in einer neuen Aufgabe vergraben und Vergessen suchen. Aus einer Eingebung heraus hatte sie sich bei einem kleinen unbedeutenden Provinzblatt als Mitarbeiterin beworben. Es war die Suche nach menschlichem Leid und persönlichen Katastrophen, die sie am Leben hielt. Auf Grund ihres

verbissenen Arbeitseifers und ihrer Intelligenz fiel sie bald dem Herausgeber der Zeitung auf, der sie bei ihrer Karriere förderte. Bereits nach drei Monaten führte sie eigenständig Reportagen durch und nach etwas mehr als einem halben Jahr hatte sie ihre eigene Spalte. Im zweiten Jahr übernahm sie den Bereich ‚Partnerschaft und Familie‘, den sie erfolgreich journalistisch gestaltete.

Die einzige Person, zu der sie in dieser Zeit ansatzweise Vertrauen aufbringen konnte, war Al Marter, der Chefredakteur. Al war dreiundsechzig und dachte daran, sich im nächsten Jahr zurückzuziehen. Als der Herausgeber ihn bat, Cyd unter die Arme zu greifen, hatte er nicht im Traum daran gedacht, dass sie als Nachfolgerin in Frage käme. Sie hatte weder eine geeignete Ausbildung noch Erfahrung in diesem Beruf. Doch sehr schnell hatte er erkannt, dass sie eine besondere Begabung für das Aufspüren der tieferen Hintergründe von Storys hatte. Eine Eigenschaft, die man weder am College noch durch praktische Tätigkeit erwerben konnte. Man hatte sie oder man hatte sie nicht.

„Empathie, der Wunsch den Menschen hinter einer Story mit all seinen Facetten, Leidenschaften, Stärken und Schwächen herauszufinden, ist der Schlüssel zu einer guten Reportage“, hatte er Cyd gesagt, als sie ihren ersten Entwurf vorgelegt hatte. „Du hast diese Eigenschaften, und du setzt sie auch ein. Mach dir keine Probleme wegen abfälliger Bemerkungen von Kollegen, weil du eine Quereinsteigerin bist. Was zählt, ist einzig und allein die Story.“

In dieser Zeit hatte Cyd auch begonnen mit einem Kanu die Seen und Flüsse der Umgebung zu erkunden. Anfangs waren es Fahrten auf der Suche nach sich selbst. Doch schon bald entdeckte sie ihre Leidenschaft für die Gefahr, die ihr in den Stromschnellen reißender Flüsse gegenübertrat. Sie besorgte sich ein wildwassertaugliches Kajak und verbrachte ihre Freizeit fast ausschließlich mit Paddeltouren, die sie an ihre Leistungsgrenzen führten. Wenn sie ihr Boot durch das reißende Wasser trieb, vorbei an scharfen Felsen und tü-

ckischen Strudeln, über Wasserfälle und Untiefen, durch mörderische Schluchten oder entlang mit lieblichen Wäldern gesäumten Flussläufen, war sie mit sich eins, wusste sie, dass sie dabei war, ins Leben zurückzukehren. In diesen Augenblicken der Entscheidung, im Grenzbereich zwischen Leben und Tod, begannen ihre Erinnerungen an jenen Abend wiederzukehren. So führte sie ihren Überlebenskampf oft an zwei Fronten, gegen die Elemente der Natur und gegen die Kräfte in sich, die sie zu zerstören drohten. Sie entschied beide Kämpfe für sich. Oft saß sie am Ende einer Fahrt noch lange Zeit in ihrem Boot und weinte bittere Tränen der Erinnerung. Der jugendliche Körper geschändet, die Seele verwüstet. Würde sie jemals wieder lieben, sich nach einem Mann sehnen können, würde sie jemals wieder zulassen können, dass eine Hand sanft über ihre Haut streichelte, ohne dass der Albtraum gleichzeitig in ihrem Innersten explodierte?

Drei Jahre dauerte es, bevor Cyd wieder einem Menschen arglos in die Augen blicken konnte. Die freundschaftliche interessierte Art ihres Mentors Al Marter spielte dabei eine entscheidende Rolle. Al hatte nie etwas von ihr zurückgefordert oder auch nur erwartet. Er hatte einfach gegeben, weil er sie mochte.

Cyd spürte in sich hinein und richtete sich auf. Sie brauchte jetzt eine Auszeit. Wie damals in Kanada, in der Zeit des Schmerzes und der Verzweiflung, wusste sie, was ihr gut tun würde.

Sie packte ihr altes Kajak auf den Dachträger und fuhr los. Ihr Ziel: der Rio Brazos. Und als sie in ihrem Wagen saß und durch die Nacht unterwegs war, wusste sie, dass sie die richtige Entscheidung getroffen hatte. Sie brauchte es, das Reinigungsritual des weißen Wassers.

Früh am Morgen kam sie an, völlig übermüdet und ausgebrannt, aber klar im Geist und frohen Mutes, bereit hinzunehmen, was der Tag bringen würde. In einer einsam gelegenen, 24 Stunden geöffneten

Kombination aus General Store, Cafeteria, Restaurant und Tankstelle, fragte sie nach der Zufahrt zum Fluss.

„Sie werden doch nach den Gewittern der letzten Tage nicht allen Ernstes vorhaben, den Fluss zu befahren“, fragte der Betreiber besorgt. Er war ein typisches ‚American Remain‘, ein einzelgängerisches Raubein, dessen Lebensinhalt es war, stets im Einsatz zu sein – mit Würde, ohne sich dabei zu verkaufen.

„Doch, das habe ich vor“ antwortete sie in einem Ton, der sicherstellen sollte, dass nichts sie davon würde abbringen könnte. Gleichzeitig fand sie die Fürsorge des Alten rührend. Seine Anteilnahme tat ihr gut.

„Na, wenn Sie sich unbedingt umbringen wollen. Aber vielleicht lassen Sie mir Ihre Daten da, dann ist der Aufwand mit der Identifizierung nicht so groß. Sofern der Fluss überhaupt wieder etwas von Ihnen hergibt.“ Sein von Falten durchzogenes Gesicht drückte aufrichtige Sorge aus.

„Sie sind mir ja ein echter Mutmacher. Es geht doch nichts über ein positives Weltbild.“ Mit dem Klang ihrer Stimme und dem dankbaren Blick strafte sie ihre Worte Lügen.

„Es ist nur, ich finde, es wäre schade um Sie. Und ich glaube, dass Sie zu diesem Schritt getrieben worden sind. Wollen Sie es sich nicht noch einmal überlegen. Der Fluss hat schon bei normalem Wasserstand den höchsten Schwierigkeitsgrad. Aber jetzt ist es glatter Selbstmord.“

„Ich heiße Cyd, mehr brauchen Sie nicht zu wissen. Und ich mag Sie auch. Doch ich weiß, was ich tun muss. Aber Ihr Vertrauen würde mir guttun. Setzen Sie Ihr letztes Hemd auf mich. Sie werden es nicht bereuen.“ Der Alte senkte seinen Blick in ihre Augen, dann nickte er.

„Es ist schlimm, wenn man in meinem Alter Menschen noch falsch einschätzt. Ich weiß jetzt, Sie können es schaffen.“ Cyd wandte sich rasch ab, damit der Alte die Tränen in ihren Augen nicht sehen konnte und stieg ins Auto.

Bald darauf war sie an der Einstiegsstelle. Als sie ihre Ausrüstung bereit machte, wusste sie, dass sie die reinigende Kraft des Wildwassers heute mehr brauchte als je zuvor. Während sie das Kajak ins Wasser schob, sagte sie zu sich „Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, Farbe zu bekennen. An diesem Fluss führt kein Weg vorbei.“

Der erste Teil der Strecke führte einen malerischen Flusslauf entlang, von Weiden und Erlen gesäumt, ruhig und beschaulich. Ein wenig später vernahm sie ein fernes Donnernrollen, anfangs zurückhaltend, Respekt einflößend, nicht mehr, doch bald darauf schwoll es an, wurde mächtiger und stärker. Noch war es Zeit am Ufer anzulegen, den Wahnsinn zu stoppen, vernunftbegabt zu handeln, verantwortungsvoll mit sich umzugehen.

Dann unvermittelt das ohrenbetäubende Brüllen und Tosen der Stromschnellen. Haushohe Wasserwände, mörderische Brecher, ein Wechselspiel malmender Walzen, schlingender Löcher und tückischer Verschneidungen. Dazwischen Hindernisse wie Felsblöcke, Steingärten und messerscharfe Abbruchkanten. Keine Gedanken mehr, nur noch handeln, mit instinktiven Reaktionen durch die Hölle. Jetzt nur nicht langsamer werden, ein tiefer Atemzug und paddeln, mitten durch die Rapids, die richtige Spur nicht verfehlen, in der Stromzunge bleiben, am Schlund vorbei, geradewegs durch das explodierende Wasser. Unsichtbare Kräfte wirken von allen Seiten auf das Boot ein, schlagen und reißen an der Ummantelung, schütteln es durch. Es droht zu kippen, bäumt sich auf, kippt über eine Kante, ist nahe daran sich zu überschlagen, wird gegenüber in einen Schlund gezogen. Der reißende Fluss hämmert gegen die Bootswand, zerzt an der Widerstandskraft des Materials. Ein Teufelsritt durch das kochende grün-weiße Wasser. Ein nicht enden wollender Fall, gigantische Klippen zischen vorbei, die Canyonwand entlang.

Und jetzt das Ende, ohne Bitterkeit, alles loslassen, einfach loslassen, annehmen, dass es so geschieht und nicht anders, aber ohne aufzugeben, Überlebenskampf bis zum letzten Atemzug, aus Respekt

vor dem Leben. „Wenn dein Bogen zerbrochen und dein letzter Pfeil verschossen ist, dann kämpfe, kämpfe aus ganzem Herzen.“

Plötzlich Stille, absolute Stille, ruhiges Wasser, ein gleichmäßiges Dahintreiben. Es war vorbei. Sie ließ sich noch eine Zeit lang mit der Strömung mittragen und dann das Kajak auf einer Sandbank auflaufen.

Sie wusste nicht, wie lange sie am Ufer des Rio Brazos verbracht hatte. Wirklich zu Bewusstsein kam sie erst wieder, als sie auf der Rückfahrt war. Sie konnte nicht sagen, was sie empfand. Sie spürte nur Müdigkeit in sich und Leere.

„Es ist an der Zeit diesen Fall abzuschließen“, sagte sie sich, „sonst bin ich das nächste Opfer des Balsamierers.“ Mit letzter Kraft schloss sie die Haustür ihres Appartements auf. Zu müde für eine Dusche, riss sie sich die Kleider vom Leib und wankte in ihr Schlafzimmer. Sie sank ins Bett und fiel in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Kapitel 10

Elmore Spencer hasste es, Ramona am Wochenende zu stören. Sie alle hatten sich eine Erholungspause verdient. Er machte sich auch Sorgen um ihren Gesundheitszustand. Die Veränderungen an ihrem Äußeren waren unverkennbar. Sie sah abgespannt aus und hatte tiefe Ringe unter den Augen. Sie waren seit Jahren ein eingespieltes Team und er wusste, dass der übliche Arbeitsdruck für sie nie ein Problem gewesen war. Ramona war Single, möglicherweise hatte sie auch eine Beziehung, von der er nichts wusste. Doch das konnte er sich schwer vorstellen. Sie hatte immer mit ihm über alles gesprochen, was sie beschäftigte.

Er wählte ihre Nummer und wartete ungeduldig darauf ihre Stimme zu hören. Sein Anruf wurde schließlich in die Mailbox geleitet. Das war nicht nur ungewöhnlich, er wusste, dass sie ihr Mobile sogar griffbereit hatte, wenn sie unter der Dusche stand. Das Abschalten verstieß auch gegen die Dienstvorschriften. Er versuchte es noch ein paar Mal, doch das Resultat war immer das gleiche.

Kurz entschlossen machte er sich auf den Weg zu ihrem Haus. Sonntag früh gab es so gut wie keinen Verkehr und er benötigte nur wenige Minuten, um in den Randbezirk zu gelangen, in dem sie lebte. Schon aus einer Entfernung von einigen hundert Metern erkannte er ihren Toyota, der verwaist am Straßenrand stand. Als er ausrollte, kam ihm zufällig ein Streifenwagen entgegen. Spencer signalisierte der Besatzung anzuhalten und stieg aus. Der Polizeiwagen drehte um und kam neben den beiden Fahrzeugen zum Halten. Während der Fahrer zum Funkgerät griff, stieg sein Kollege aus und zog die Schlaufe von seinem Revolver.

„Elmore Spencer, FBI“ sagte er und zeigte seinen Ausweis. Der Beamte tippte kurz mit seiner Hand an den Hut und sicherte seinen Revolver. „Das ist ein Notfall. Der Wagen gehört meiner Mitarbeiterin, Special Agent Hayes. Ich habe versucht sie telefonisch zu erreichen, doch ihr Mobile ist offenbar abgeschaltet. Das ist gegen die

Vorschriften, daher gehe ich davon aus, dass sie in Schwierigkeiten ist. Ist Ihnen aufgefallen, seit wann der Toyota hier parkt?“

Der junge, kräftige Beamte schien den Ernst der Lage rasch zu begreifen. Ohne zu zögern gab er seinem Kollegen ein Zeichen, der sich daraufhin aus dem offenen Fenster beugte. „Ruf die Zentrale an und frag, ob der Nachtstreife in der Santa Rosa Avenue, Höhe Vallejo Street ein geparkter Toyota aufgefallen ist.“ Er wandte sich wieder an Spencer. „Wir haben unseren Dienst eben erst angetreten Sir, aber unsere Kollegen vom Nachtdienst wissen eventuell mehr.“

„Danke, Deputy. Sorgen Sie dafür, dass keiner in die Nähe des Wagens kommt. Ich werde sofort ein forensisches Untersuchungsteam anfordern.“

Der junge Polizeibeamte sah Spencer neugierig an. „Hat das hier etwas mit dem Fall des Balsamierers zu tun?“, fragte er unverblümt.

„Ich hoffe nicht, aber ich will kein Risiko eingehen. Jede kleinste Spur kann wertvoll sein. Für diesen Fall gilt absolute Nachrichtensperre.“

Er wählte eine Nummer und gab mit fester Stimme seine Anweisungen. Der nächste Anruf galt Gillardi.

Der Profiler meldete sich bereits nach dem zweiten Klingelton. „Gillardi.“ Seine Stimme klang, als ob er schon lange auf war oder noch gar nicht geschlafen hatte. Es war die Stimme eines Menschen, der wusste, dass er ständig einsatzbereit sein musste. Oder eines Menschen in Erwartung schlimmer Nachrichten.

„Frank, Elmore hier. Ramona ist verschwunden. Sie ist telefonisch nicht erreichbar und ihr Wagen steht in der Santa Rosa Avenue, Höhe Vallejo Street. Ich habe hier einen Streifenwagen bei mir, die Spurensicherung ist verständigt. Ich fahre gleich noch zu ihrer Wohnung, um mich dort umzusehen. Aber ich fürchte, das hier hat mit unserem Fall zu tun.“

„Zehn Minuten.“ Bevor Spencer noch etwas sagen konnte, hatte Gillardi aufgelegt.

Am späten Nachmittag kam der Anruf mit der Auswertung des Spurensicherungsteams. Was alle Beteiligten befürchtet hatten, wurde von den Ergebnissen der Untersuchung bestätigt.

Alle möglichen Spuren im Toyota wie Fingerabdrücke, Haare, Kleidungsfasern und ähnliches stammten von Ramona Hayes oder waren bereits älter. Das Wageninnere war mit einer chemischen Substanz besprüht worden, so dass eventuelle DNA-Spuren vernichtet worden waren. Wieder gab es keine Hinweise auf den Täter.

Spencer, Gillardi und Jimenez saßen im War Room und überlegten, was die neueste Entwicklung für die Untersuchung bedeuten würde. Gillardi wendete sich an Jimenez.

„Gehen wir einmal von den Opferprofilen aus. Sagen Sie, Sheriff, wie viele Frauen im Alter von fünfundzwanzig bis fünfunddreißig leben im Einzugsgebiet des Killers von hier bis zu den Grenzen von Sonora County?“

Jimenez gab die Daten in seinen Laptop ein. „Etwa dreihundert-siebzigttausend. Viele der jungen Arbeiterinnen sind allerdings nicht registriert und somit nicht demografisch erfasst.“

Gillardi runzelte die Stirn. „Das heißt, die Chance, dass ausgerechnet eine Frau aus unserer Taskforce sein Opfer wird, beträgt dreihundertsiebzigttausend zu eins. Ich glaube nicht an Zufälle. Und schon gar nicht bei solch geringer Wahrscheinlichkeit. Der Killer hat Ramona gezielt ausgewählt. Was könnte er damit bezwecken?“

„Er fordert uns heraus“, schlug Jimenez vor.

„Wozu?“, konterte Gillardi. „Er fordert uns mit jedem Opfer heraus, das muss keines aus unserer Gruppe sein.“

„Er provoziert uns, will uns zeigen, dass er uns haushoch überlegen ist.“ Spencer sprach aus, was er wirklich empfand. „Vielleicht sucht er auch Publicity. Sie wissen selbst, dass viele Serienmörder nicht genug bekommen können von Presseberichten über ihre Grausamkeiten. Möglicherweise möchte er damit der Welt auch zeigen, dass unsere Ankündigung von konkreten Hinweisen ein Bluff war.“

„Das könnte wohl sein, doch warum hat er sich dann nicht eine der Pressedamen als Opfer ausgesucht? Die hätten ihm mehr Aufmerksamkeit in den Medien beschert. Und warum geht er das Risiko ein, eine bewaffnete FBI-Beamtin anzugreifen? Er musste damit rechnen, dass sie sich wehren würde.“ Gillardi argumentierte in erster Linie für sich selbst.

„Hat sie aber nicht und das ist eine weitere offene Frage: Warum hat Ramona überhaupt angehalten?“

Spencer schüttelte zweifelnd den Kopf. „Entweder sie hat den Täter gekannt und ihm vertraut oder er war verkleidet. Vielleicht als Polizeibeamter.“

Gillardi nickte zustimmend. „Das könnte der Grund sein, obwohl ich bei einer erfahrenen Ermittlerin wie Ramona Hayes überzeugt bin, dass sie einen Angriff auf ihr Leben im Ansatz erkannt und zumindest den Versuch einer Gegenwehr unternommen hätte. Es gibt aber nicht die geringsten Spuren, die darauf hinweisen. Wissen Sie, was sie mit ihrer Andeutung zuletzt gemeint hat, auf die sie in der Gruppe nicht näher eingehen wollte?“

Spencer schien von der Frage peinlich berührt. „Ich muss gestehen, das war meine Idee. Ich wollte routinemäßig die Verschwiegenheit unserer Teamkollegen überprüfen. Wir haben vereinbart, dass sie diesen Hinweis geben sollte, um zu sehen, ob sich jemand besonders dafür interessieren würde und ob eventuell Hinweise nach außen sickern würden. Bei zwei Vertreterinnen der Medien im Team ...“

Gillardi waren solche Routinemaßnahmen vertraut, deshalb überraschte ihn die Antwort auch nicht.

Spencer war jetzt erkennbar betroffen. „Sie glauben doch nicht etwa, dass das der Grund war?“

„Nachdem in den Medien nichts davon verlautbart wurde, müsste der Killer einen direkten Kontakt in der Taskforce haben“, schaltete Jimenez sich ein.

„Oder Zugang zu den Gesprächsprotokollen“, schwächte Gillardi ab.

„Unsere Aufzeichnungen sind unter Verschluss“, beeilte sich Spencer zu versichern, „wie es sich mit den persönlichen Aufzeichnungen der Teammitglieder verhält, ist allerdings fraglich.“

Gillardi überlegte einen Augenblick lang. „Wenn das Ganze einen Sinn ergeben soll, müsste der Killer regelmäßig die Aufzeichnungen eines unser Teamkollegen überprüfen. Das ist schwer vorstellbar, aber nicht ausgeschlossen. Auf jeden Fall haben wir ein internes Sicherheitsproblem. Ich war nie ein Freund von Teams mit externen Teilnehmern. Aber in diesem Fall konnten wir uns das nicht aussuchen.“

Gillardi sprach Spencer direkt an. „Elmore, als erste Maßnahme wünsche ich, dass unser Besprechungsraum nicht nur jeden Morgen, sondern unmittelbar vor jeder Sitzung auf Wanzen untersucht wird. Dann möchte ich, dass alle Fenster mit elektronischen Vibrationsvorrichtungen ausgestattet werden, die ein Abhören mit digitalen Parabolrichtmikrofonen unmöglich machen. Das ist bei solchen Fällen zwar ungewöhnlich, aber ich möchte sicher gehen. Für eine Analyse des Verhaltens unserer Teamkollegen will ich versteckte Kameras in diesem Raum installiert haben, die jeden einzelnen in der Frontalan sicht aufzeichnen. Bei der nächsten Sitzung morgen Abend möchte ich, dass diese Maßnahmen umgesetzt sind.“

Spencer nickte zustimmend, auch wenn er nicht wirklich daran glaubte, dass ein Serial Killer das FBI elektronisch überwachen könnte. „Ich kümmere mich darum.“

„Wir werden das Verschwinden von Ms. Hayes vorerst geheim halten. So haben wir einerseits die Möglichkeit zu überprüfen, ob aus unserer Runde etwas nach außen dringt. Es könnte den Täter aber auch veranlassen, von sich aus an die Öffentlichkeit zu gehen und dabei Spuren zu hinterlassen. Und ab sofort gibt es keine Initiativen mehr ohne meine Zustimmung. Das soll kein Vorwurf sein. Ich möchte lediglich wissen, woran ich bin. Das wäre alles. Wir sehen uns.“

Kapitel 11

Das Bandagieren dauerte ungefähr fünfzehn Tage. Zuerst wurden Kopf und Nacken mit Streifen aus feinem Leinen eingewickelt. Dann wurden die Finger und Zehen einzeln bandagiert, die Arme und Beine kamen später an die Reihe. Zwischen den Schichten der Binden platzierte der Balsamierer Amulette, um den Körper auf seiner Reise durch die Unterwelt zu schützen.

Er wickelte das Material vom Kopf zu den Füßen. Gleichzeitig imprägnierte er die Bandagen mit Harz. Dazu sprach er mit lauter Stimme Zaubersprüche, die helfen würden, böse Geister abzuwehren und die Reise der Verstorbenen ins Nachleben zu erleichtern.

Schließlich band er die Arme und Beine zusammen und steckte zwischen die bandagierten Hände eine Papyrus-Rolle mit Zaubersprüchen aus dem Buch der Toten.

Nun wickelte er noch mehr Leinenbinden um den Körper, wobei er jede Schicht mit Flüssigharz einpinselte, das die Binden zusammenklebte.

Endlich wickelte er Tuch um den Körper und dann ein großes Tuch um die ganze Mumie, das er mit Leinenstreifen von oben nach unten und um die Mitte verlaufend befestigte. Dann stellte er die Mumie in einen Kasten aus Holz.

Cyd war an diesem Abend etwas früher zur Teamsitzung erschienen. Sie hoffte Dr. Chambers anzutreffen, bevor er von Ruth vereinnahmt werden würde. Ihr Wunsch ging nicht in Erfüllung. Ruth kam kurz nach ihr und überraschte sie mit einer ungewöhnlich herzlichen Begrüßung.

„Guten Abend, Cyd, mir scheint, wir sind die ersten. Hast du eine Ahnung, warum diese außerplanmäßige Sitzung einberufen wurde?“

„Nicht die geringste Idee“, gab Cyd kurz angebunden zurück. Wollte Ruth sie wieder einmal aushorchen, oder hatte sich ihre Einstellung so grundlegend verändert, dass sie von sich aus einen Plausch

unter Kolleginnen begann? Ihrer Miene war nichts zu entnehmen. Ruth wirkte ungewöhnlich heiter und gelöst.

Kann es sein, dass sie tatsächlich verliebt ist? Und offensichtlich sogar glücklich verliebt?, fragte sich Cyd und spürte einen Stich von Eifersucht.

Langsam füllte sich der Raum. Ian war einer der letzten, die eintrafen, und bis auf Chambers und Ramona Hayes waren sie vollzählig versammelt.

„Dr. Chambers lässt sich entschuldigen. Er ist beruflich verhindert“, eröffnete Gillardi die Sitzung.

Es dauerte einige Zeit, bis Conrad die Frage stellte. „Und Ms. Hayes?“

„Ms. Hayes ist seit gestern Morgen verschwunden. Wir nehmen an, dass sie ein weiteres Opfer des Balsamierers ist“, beantwortete Gillardi schonungslos die Frage.

Sofort entstand ein wildes Durcheinander im Raum. Ungläubiges Entsetzen in den Gesichtern, spontan ausgestoßene Kommentare, Fragen, die an Gillardi und andere Teilnehmer quer durcheinander gestellt wurden. Gillardi hob schweigend die Hände und wartete, bis sich die Gruppe beruhigt hatte.

„Okay, ich verstehe Ihre Erregung, doch jetzt beruhigen Sie sich wieder. Wir wissen nicht mit Sicherheit, ob Ms. Hayes tatsächlich dem Balsamierer zum Opfer gefallen ist. Und wenn dies der Fall sein sollte, entzieht es sich unserer Kenntnis, ob sie zufällig oder gezielt ausgewählt wurde.“ Wieder kam Unruhe im Saal auf, die Gillardi beschwichtigend abklingen ließ, bevor er weitermachte.

„Gehen wir vom schlimmsten Szenario aus. Aus den Jägern sind Gejagte geworden. Es steht unter diesen Gegebenheiten jedem von den externen Kollegen frei, seine Tätigkeit in diesem Team sofort zu beenden. Ich gebe Ihnen dafür fünf Minuten Bedenkzeit. Gillardi ging zu seinem Platz und begann in seinen Aufzeichnungen zu blättern. Nach exakt fünf Minuten trat er wieder vor und fragte.

„Wer möchte die Gruppe verlassen?“ Niemand meldete sich.

„Nun gut, das heißt, Sie bleiben im Team – auf eigene Verantwortung. Ab sofort betrachten Sie sich als potenzielle Opfer. Meiden Sie einsame Orte, seien Sie vorsichtig im Umgang mit Fremden, aber seien Sie auch auf der Hut, wenn Sie sich mit Freunden oder Bekannten verabreden. Jeder könnte der Killer sein. Das gilt auch für alle Teammitglieder.“ Empörtes Gemurmel und Murren unter den Teilnehmern. Gillardi legte bewusst eine Pause für die Aufzeichnungen der versteckten Kameras ein. Diese Stelle der Aufnahmen würde er sich in allen Einzelheiten ansehen. „Wenn Sie mit einer Waffe umgehen können und berechtigt sind, diese zu führen, tragen Sie sie ständig bei sich. Und wenn notwendig, benutzen Sie sie auch. Teilen Sie Ihrer Umgebung mit, wo Sie hingehen, möglichst mehreren Personen. Und das Wichtigste, teilen Sie mir alle Ihre Pläne für ihre Recherchen oder Initiativen bei den Nachforschungen zu diesem Fall mit. Ich warne Sie ausdrücklich vor Eigenmächtigkeiten und nicht mit mir abgesprochenen Einzelaktionen.“

Conrad warf Cyd einen langen Blick zu. Sie hatten ihre Internetkampagne über die Psychotherapeuten bislang geheim gehalten. Nach den letzten Entwicklungen schien es ihm unverantwortlich, diese Linie beizubehalten.

Gillardi hatte seinen Blick bemerkt und war gespannt, was Ms. Alexander nun unternehmen würde. Aus den Augenwinkeln konnte er ein leichtes Kopfschütteln erkennen. Diese Frau ist unverbesserlich, sagte er bei sich. Die heckt schon wieder etwas aus, was ich nicht wissen soll. Wenn Sie vernünftig ist, lässt sie Dr. Conrad gewähren. Wenn nicht, werde ich sie mir einmal zur Brust nehmen. Die Gesten von Conrad signalisierten „Entweder du oder ich“. Schließlich meldete sich Cyd zu Wort.

„Ich, genauer gesagt, Dr. Conrad und ich, haben eine Recherche laufen, die uns sehr vielversprechend scheint. Wir haben an frei niedergelassene Psychotherapeuten und Psychiater E-Mails mit dem Profil des Balsamierers verschickt, mit der Bitte rückzumelden, ob einer ihrer Patienten diesem Profil entspricht. Ich möchte anmerken,

dass wir das Profil verwendet haben, das bei der letzten Pressaussendung an die Medien gegangen ist.“

„Die Idee gefällt mir, auch wenn ich mir nicht vorstellen kann, dass ein so hoch organisierter Killer sich freiwillig in Behandlung begibt“, verwendete Gillardi beinahe dieselbe Formulierung wie sie Conrad gegenüber Cyd gebraucht hatte. „Das FBI hat natürlich Kontakt mit den einschlägigen Kliniken und den Staatsgefängnissen, wo unsere Profile ständig auf Übereinstimmungen mit geistig abnormen Straftätern und rechtsgültig verurteilten Verbrechern überprüft werden. Gegen eine Erweiterung der Recherche auf freie Praxen ist nichts einzuwenden. Bitte setzen Sie sich zwecks Koordination der Maßnahmen mit Burt Foster zusammen.“

Der Computerexperte winkte Cyd fröhlich zu, die mit einem erleichterten Lächeln nickte, überrascht, so glimpflich davongekommen zu sein.

Die Sitzung endete ohne weitere Mitteilungen. Und die meisten Teilnehmer hatten einen nachdenklichen oder vorsichtigen Ausdruck im Gesicht, als sie das Gebäude verließen.

Gillardi wusste, wenn er den Verbrecher fassen wollte, musste er verstehen, was sich in dessen Verstand abspielte, die Killerperspektive einnehmen, wie es beim FBI hieß. Nur wenn er es schaffte zu denken wie der Mörder, hatte er eine Chance herauszufinden, wann, wo und wie der Killer wieder zuschlagen könnte. Es war Freitagnacht und der Profiler hatte entschieden, dem Vergnügungsviertel der Stadt einen Besuch abzustatten.

Jetzt, da die Sonne untergegangen war, kamen sie wie Ratten aus ihren Löchern. Es war, als wollten sie im Schutz der Nacht das nachholen, was ihnen tagsüber verwehrt war.

Die Szene der Stadt war weithin bekannt und berüchtigt für ihre Zügellosigkeit. Hier konnte man alles finden, was ein perverser Verstand sich auszudenken vermochte. Besonders an den Wochenenden kamen zahlreiche zwielichtige Vögel aus den benachbarten

Regionen hierher, um sich an die jungen Mexikanerinnen heranzumachen. Am Freitag nach Dienstschluss verwandelten sich viele der jungen Fabrikarbeiterinnen in unternehmungslustige Teens und Twens, begierig nach neun bis zehn langen Arbeitsstunden endlich etwas zu erleben. Die jungen Frauen, die in den hellgrünen Sonderbussen von den Maquiladoras am Terminal ankamen, wurden bereits von den Freiern in alten Chevys oder aufgemotzten Cabrios erwartet. Mit aufheulenden Motoren und dröhnenden Radios ging die Fahrt von dort direkt zur Avenida del la Liberación, der Vergnügungsmeile der Stadt, wo sich unzählige Bars, Kneipen und Diskotheken aneinanderreiheten.

Grelle Beleuchtungskörper warfen ihr Licht auf ein wüstes Szenario. Hier drehte sich alles um Drogen, Salsa und Sex. Lust und Hemmungslosigkeit brachten die Atmosphäre zum Kochen. Der Lärm war ohrenbetäubend. Kreischende Stimmen, plärrende Kinder, irres Gelächter, dröhnende Gespräche.

Gillardi fuhr im Schrittempo durch den dichten Verkehr. Der metallisch glänzende Wagen glitt durch die Straßen wie ein U-Boot auf Schleichfahrt. Fast lautlos und unscheinbar, gleichzeitig aber eine tödliche Bedrohung ausstrahlend, wie ein Raubtier auf der Suche nach seinem Opfer. Dass hier das Opfer ein Täter war, spielte keine Rolle in der Unbarmherzigkeit der Situation, wo Täter- und Opferrollen sich in ständiger Abwechslung vermischten und keiner zu sagen vermochte, wer wann Schuld auf sich lud.

Auf der Suche nach der Beute scannte der Jäger die Umgebung nach relevanten Merkmalen ab, wie der Suchkopf einer Cruise Missile auf ihrem todbringenden Flug.

Was treibst du da, zurückgezogen im Schatten? Auf wen wartest du? Was ist dein Geschäft? Drogen, Huren, Kinderpornographie? Oder schlägst du nur die Zeit tot, bevor du deine Mitmenschen totschlägst?

An einer der folgenden Kreuzungen bog er in eine kleine, unbeleuchtete Gasse ein. Einige Meter vor ihm bewegte sich in der Dun-

kelheit das Wild. Es war eine junge Frau, aufreizend gekleidet, der kurze Rock wippte im Rhythmus der Gehbewegung gleichmäßig auf und ab und unter dem dünnen Gewebe des Leibchens zeichneten sich die weichen Formen des frischen Körpers ab.

Wie jetzt vorgehen? Wie konnte er die Beute schlagen, ohne zu riskieren gefasst zu werden? Zuerst musste er sie in die Enge treiben und alle Fluchtwege abschneiden. Dann der Kontakt, ohne Verdacht zu erregen. Sie sollte auf keinen Fall frühzeitig um Hilfe rufen. Und endlich, der entscheidende Schlag, aber ohne das Opfer gleich zu töten. Er wollte schließlich noch seinen Spaß mit der Kleinen haben. Ihre Todesangst genießen, sich an ihren Qualen weiden, bevor es zum Höhepunkt kam. Zum Opferritual, der Hinrichtung, dem Reißen des jungen Dings, das die Unverschämtheit besaß, sich alleine nachts herumzutreiben.

Auf der Suche nach seiner Erfüllung fokussierte er seine Wahrnehmung auf den entscheidenden Schlag. Während er noch überlegte, ob eine Hetzjagd oder das Abpassen des Wildes in dieser Situation die günstigere Variante wäre, spürte er, wie tief in seinem Selbst eine Regung hochkam, die fragte, welches wohl die grausamere Methode wäre, um dann dieser den Vorzug zu geben. Die Suche nach dem Neuland. Terra incognita, das tun, was noch kein Mensch vor ihm getan, gewagt, ja nicht einmal zu denken gewagt hat. Pionier der Grausamkeit.

Der Jäger spürte, wie die Wut in ihm ständig wuchs. Wut über die Kleine, die ihren aufreizenden jungen Körper allen Gefahren trotzend, mit einer schamlosen Unbekümmertheit durch den tödlichen Dschungel der nächtlichen Stadt bewegte. Das weiße Fleisch ihrer Schenkel reflektierte das gedämpfte Licht, das durch die verschmutzten Fenster fiel. Plötzlich tritt ein grobschlächtiger Mann aus einem dunklen Hauseingang auf die Gasse, torkelt auf die Frau zu und beginnt ihr mit lauter Stimme obszöne Anträge zu machen.

Mit unbeholfenen Bewegungen versucht der Betrunkene sie zu fassen. Doch er hat ihre Wehrbereitschaft unterschätzt. Unvermittelt

schlägt sie ihm ihre Handtasche ins Gesicht, weicht geschickt seinen Händen aus und läuft geschmeidig durch die Finsternis davon.

"Gut gemacht, Kleines!" Gillardi spürte Bewunderung für die Handlungsweise der jungen Frau. Die Aktion hatte ihn aus seiner mörderischen Trance befreit. Und mit Entsetzen wurde ihm bewusst, wie weit das Böse ihn bereits in seinen Bann gezogen hatte.

Als Dr. Karen Stafford an diesem Morgen in ihre Praxis für Psychiatrie und Psychotherapie kam, begann sie ihre tägliche Routine, wie sie es seit Jahren gewohnt war. Sie liebte es, früh am Morgen zu erscheinen, da dies die einzigen ungestörten Stunden waren, in denen sie ohne Unterbrechungen Fachartikel lesen oder Patientenakten durchgehen konnte.

Die Praxis lag im siebten Stock des Cohn-Buildings, eines der wenigen in Ziegelbauweise gefertigten Bürohäuser in Downtown. Der Hauptgrund, warum sie sich gerade hier eingemietet hatte, war, dass sich die Fenster trotz der Klimaanlage öffnen ließen. Die Vorstellung sich in hermetisch abgeschlossenen Räumen aufzuhalten, erfüllte sie mit Unbehagen, das mitunter panische Ausmaße erreichte. Sie hatte viel Geld in die Ausstattung der Räumlichkeiten nach ihrem persönlichen Geschmack investiert. Als Single verbrachte sie einen beträchtlichen Teil ihrer Zeit in ihrer Praxis, daher legte sie mehr als andere Therapeuten Wert auf eine Umgebung, in der sie sich auch außerhalb der Behandlungsstunden wohlfühlen konnte.

Sie ging durch den Warteraum in den Rezeptionsraum ihrer Sprechstundenhilfe, um den Computer einzuschalten. Dann begab sie sich in die kleine Küche, um die erste Kanne Kaffee an diesem Tag vorzubereiten. Während die Kaffeemaschine arbeitete und der köstliche Duft von frisch gemahlenden Kaffeebohnen den Raum erfüllte, las sie die Schlagzeilen im Morning Star, den sie vom Kiosk an der Ecke mitgebracht hatte.

Wie zu erwarten, war die erste Seite ausschließlich einem Thema gewidmet, dem Balsamierer und der Bedrohung, die von ihm ausging.

Ein Summen zeigte an, dass der Brühvorgang beendet war. Sie stellte die Thermoskanne und einen verblichenen Becher mit dem Aufdruck „Seattles Best Coffee“ – aus nostalgischen Gründen pflegte sie ihren Kaffee am liebsten aus diesem Relikt aus ihrer Studienzeit zu trinken – auf ein Tablett und ging in den Behandlungsraum, ihr Allerheiligstes. Sie hatte die ursprüngliche Aufteilung der Etage in Zusammenarbeit mit einem jungen progressiven Architekten völlig neu gestaltet und das Meisterstück der Umbauarbeiten war der Praxisraum geworden. Eine schwere, lederbezogene Tür trennte den Raum schalldicht vom Vorzimmer ab. Vom Zentrum, wo der mächtige alte Schreibtisch aus Familienbesitz und zwei gediegene Stühle für ihre therapeutischen Gespräche standen, gingen verschiedene Seitenflügel ab. Zur linken stand eine Ottomane – gleichsam als Hommage an Freuds Couch. Patienten hatten bislang darauf allerdings noch keine gelegen. Neben dekorativen Zwecken diente das Möbel der Regeneration ihrer Besitzerin. Dort pflegte sich Dr. Stafford zu entspannen und, wenn die Umstände es nötig machten und die Zeit es erlaubte, einen Power Nap zu halten. An den Wänden der Seitenräume befanden sich Bücherregale aus Redwood, die neben einer gut bestückten Fachbibliothek auch einige seltene literarische Kostbarkeiten enthielten. Rechts vom Zentrum standen im Seitentrakt drei Lehnssessel aus Leder und ein kleines Tischchen mit Marmorplatte auf einem Gestell aus Gusseisen, wie man es heute noch in Kaffeehäusern europäischer Metropolen finden konnte.

Dominiert jedoch wurde der Raum vom südseitig gelegenen Panoramafenster. Dr. Stafford konnte sich jeden Tag aufs Neue am Ausblick begeistern, der sich von hier auf die Sierras bot. Die Morgensonne durchflutete den Raum und die Sicht schien sich endlos über die Landschaft zu erstrecken. Wieder ein Tag mit tiefblauem Himmel ohne Aussicht auf Abkühlung, dachte sie. Sie schob das Fenster auf,

um die würzige Luft hereinzulassen. Um diese Zeit war die leichte Brise der warmen Luft fast erfrischend.

Als sie so vor dem offenen Fenster stehend ihren Kaffee trank, stellte sich Dr. Karen Stafford, wie so oft in letzter Zeit, die Frage, wie lange sie noch so weitermachen wollte. Sie führte ihre Praxis als niedergelassene Fachärztin für Psychiatrie und Psychotherapie nunmehr seit neun Jahren. Sie hatte ausreichend Patienten, genoss deren Wertschätzung und konnte in den meisten Fällen gute Erfolge verzeichnen. Aber in selbstkritischen Momenten musste sie sich eingestehen, dass ihre Arbeit keineswegs den naiven Vorstellungen entsprach, die sie während der Ausbildung und der klinischen Tätigkeit als ihr berufliches Ideal gesehen hatte. In ihren Phantasien war sie die Vertraute von Hilfe suchenden Menschen gewesen, die sie liebevoll aus dem Irrgarten psychischer Verstrickungen begleitete. Sie hatte sich die Arbeit der Psychotherapie wie die Tätigkeit eines göttigen und schützenden Geistes vorgestellt, voll menschlicher Wärme und persönlicher Anteilnahme. Zerrüttete Lieben wieder ins Lot bringen oder als kundige Ratgeberin enttäuschten Menschen neuen Lebenssinn geben, dafür konnte sie sich begeistern. Schon bald hatte sie erkennen müssen, dass der Alltag viel Geduld und noch mehr handwerkliches Können erforderte. Idealismus und Menschenliebe waren dabei eher störend. Was zählte, waren Ausdauer und Routine. Irgendwann hatte sie sich dann mit ihrer Rolle abgefunden und beschränkte sich darauf, täglich pünktlich in ihre Praxis zu kommen und diszipliniert ihre Aufgaben zu erledigen.

Auf der Habenseite hatte sie einiges vorzuweisen: beruflichen Erfolg, gesellschaftliches Ansehen, finanzielle Sicherheit, den Luxus ihrer Praxis und berufliche Unabhängigkeit, doch wenn sie an die Sollseite dachte, sah es ganz anders aus. Da waren die einsamen Stunden, wenn sie abends in ihr Appartement zurückkehrte, Isolation und Leere besonders an den Wochenenden und Feiertagen, wenn die Praxis geschlossen blieb.

Sie hatte ihre Bestimmung immer an der Seite eines netten Mannes und als Mutter einer ganzen Schar von Kindern gesehen. Doch irgendwann hatte sie erkennen müssen, dass die Arbeit auf dem Gebiet der Psychiatrie wenig Spielraum für ein geregeltes Familienleben bot. Es war nicht nur die ständige Abrufbereitschaft in ihrer klinischen Lehrzeit, die durch schwierige Fälle und Kriseninterventionsdienst notwendig war, sie musste auch erkennen, dass sie nach den langen Arbeitstagen, an denen sie die unterschiedlichsten Formen von seelischen und psychischen Krankheiten behandelte, ihre Gedanken nicht so ohne Weiteres ablegen konnte. Auch hatte sie im Lauf der Zeit verschiedene, seltsame Verhaltensmuster angenommen, die in ihr manchmal die Frage aufkommen ließ, ob sie nicht selbst auf dem besten Weg wäre, verrückt zu werden.

Nun sah sie sich plötzlich in zweierlei Weise überfordert. Zum einen hatte sie seit geraumer Zeit einen Patienten in Behandlung, bei dem sie an ihre Grenzen gestoßen war. Sie merkte auch, dass sie an dem Fall emotional viel stärker beteiligt war, als es die Ethik des Berufsstandes erlaubte. Es gelang ihr schon lange nicht mehr, die geforderte therapeutische Distanz zu wahren. Sie fühlte sich zunehmend von den Gedanken des Mannes in Besitz genommen. Gleichzeitig hatte sie nicht mehr die Entscheidungskraft, den therapeutischen Prozess abubrechen oder den Fall an eine Kollegin abzugeben. Der daraus erwachsene Konflikt machte ihr seit einigen Monaten zu schaffen. Sie war sich der Notwendigkeit bewusst, diese Dynamik zu durchbrechen, doch sie war bereits zu sehr persönlich involviert, um die richtigen Entscheidungen treffen zu können. Zum anderen hatte sie an diesem Morgen eine Mail erhalten, die ihre Unsicherheit bestätigte. Das Ansuchen um Zusammenarbeit betreffend die Coyote-Creek-Funde von Leichenteilen hatte sie tief erschüttert. In dem Moment als ihr plötzlich klar geworden war, dass das Profil der beschriebenen Person in vielen Punkten mit dem ihres Klienten übereinstimmte. Und sie hatte auch erkannt, dass das Krankheitsbild

ihrer Patienten viel schwerwiegender war, als sie es sich bislang eingestanden hatte.

Zum ersten Mal in ihrer Karriere fühlte sie sich nicht nur überfordert, sondern völlig hilflos. Nachdem sie fast eine Stunde lang wie gelähmt an ihrem Schreibtisch gesessen hatte, entschloss sie sich die einzige Person einzuweißen, zu der sie unbedingtes Vertrauen hatte. Sie wählte die Nummer von Irene Brochart, einer alten Studienkollegin und Freundin aus ihrer gemeinsamen Klinikpraxis, an die sie sich bereits vor Jahren gewandt hatte, wenn es darum ging, schwierige Fälle zu analysieren oder neue Wege in der Therapie zu gehen.

„Hier spricht Karen Stafford, bitte verbinden Sie mich mit Dr. Irene Brochart.“

„Karen, bist du es wirklich. Mein Gott wie lange ist es her, dass wir voneinander gehört haben. Ich freue mich. Wie geht es dir?“ Es tat gut, die vertraute Stimme zu hören und Stafford fühlte, dass ihre Entscheidung richtig war.

„Ich freue mich auch, dich zu hören. Gut, dass ich dich gleich erreicht habe. Es tut mir leid, dass wir uns für so lange Zeit aus den Augen verloren haben. Irene, ich brauche deinen Rat in einer dringenden Angelegenheit, die mich völlig überfordert. Hast du von den Coyote-Creek-Funden gehört? Ich habe eben eine Anfrage aus dem Sonderdezernat erhalten.“

„Klar, Darling, ich habe die Anfrage auch bekommen. Ich verfolge die Angelegenheit wie alle andern mit größtem Interesse. Es ist bei weitem der spektakulärste Fall, den wir hier jemals hatten.“

„Hör zu Irene, ich glaube, das Profil trifft auf einen meiner Patienten zu, den ich gerade in Therapie habe. Und jetzt bin ich völlig verunsichert, weil ich nicht weiß, wie ich mich verhalten soll. Ich habe den Fall als posttraumatisches Syndrom mit obsessiven Schuldvorstellungen, Schlafstörungen und Angsträumen übernommen, aber es steckt viel mehr dahinter. Er hat bereits vor Jahren seine Frau unter dramatischen Umständen verloren und gibt sich die Schuld dafür. Meiner Ansicht nach handelt es sich um eine extreme Ausprägung

eines Schuldkomplexes. In schrecklichen Alpträumen erlebt er jede Nacht, wie sich das Gesicht seiner geliebten Frau gleichsam in Zeitraffer in eine faulende, verwesende Fratze verwandelt. Ich habe es neben der üblichen Gesprächstherapie auch mit EMDR und Systemaufstellungen versucht. Bis jetzt hat er sich jedoch als therapieresistent erwiesen. Er berichtet ausführlich von seiner Lebensgeschichte, aber über sein eigentliches Thema spricht er nicht. Dabei scheint ihm viel daran zu liegen, weiterhin regelmäßig zu mir zu kommen. Was erschwerend dazukommt, der Mann hat auf mich einen fast hypnotischen Einfluss. Ich glaube, da läuft einiges an gegenseitigen Übertragungen, was gar nicht gut ist. Ich hätte den Fall eigentlich längst abgeben müssen, aber ich konnte mich bislang einfach nicht überwinden, den Patienten aufzugeben.“

Dr. Brochard fühlte, wie sich die feinen Härchen an ihren Armen aufrichteten, während ihr kalte Schauer über den Rücken liefen. „Okay, Karen, hör mir jetzt bitte gut zu und tu, was ich dir sage. Du musst sofort mit dem FBI Kontakt aufnehmen. Vergiss alles, was du über Schweigepflicht und Patientenschutz gehört hast. Das ist ein Notfall, hörst du. So, wie du den Fall geschildert hast, befindest du dich in Lebensgefahr. Solche Patienten reagieren auf persönliche Verstrickungen oft mit unkontrollierten Gewaltausbrüchen.“

Karen spürte, wie ihr die Tränen kamen, als sie die Worte ihrer alten Freundin vernahm. „Ich habe befürchtet, dass du das sagen würdest, aber gerade das kann ich auf keinen Fall tun. Wenn ich den Patienten zu diesem Zeitpunkt im Stich lasse, gebe ich ihn für immer auf, das weißt du. Der Schaden wäre nie wieder gutzumachen.“

„Darling, es geht hier nicht um deine persönlichen Projektionen, dein Patient ist seelisch krank – genau wie der gesuchte Mörder – und selbst beim geringsten Zweifel an einer möglichen Täterschaft muss er überprüft werden.“

Ihre Stimme wurde drängender und es war deutlich die Angst herauszuhören, die hinter den Worten stand. „Bitte hör auf mich. Es

nützt niemandem, wenn du das nächste Opfer wirst. Wann hast du die nächste Therapiestunde mit ihm?“

Es fiel Karen schwer, die vertraute Freundin anzulügen, aber sie brauchte einfach etwas Zeit, um das Gehörte in Ruhe überdenken zu können. „Erst nächste Woche, ich habe also genug Zeit eine Entscheidung treffen zu können.“

„Ich hoffe, du bedenkst auch die Auswirkungen, die dein Zögern für andere Frauen haben könnte. Wir haben Vollmond und du weißt, was das bedeutet.“

„Vertrau mir, Irene, ich werde alles Nötige veranlassen. Es hat mir so gutgetan, dich zu hören. Wir müssen uns unbedingt in den nächsten Tagen persönlich sehen, dann erzähl ich dir die ganze Geschichte.“

„Ich fahre morgen für drei Wochen nach Mexiko auf Urlaub. Aber wenn es eine Hilfe für dich ist, verschiebe ich meine Reise. Ich möchte nicht weg sein, wenn du mich brauchst.“

„Nein, mach dir keine Sorgen. Du hast mich schon überzeugt. Ich wende mich an das FBI. Das ist in dieser Situation das Richtige. Melde dich, wenn du zurück bist, dann sprechen wir über alles. Ich muss jetzt Schluss machen, meine Sprechstundenhilfe ist gerade angekommen. Bis bald, und genieße deinen Urlaub.“

Dr. Brochard spürte, dass ihre Freundin in Widerstand gegangen war, aber sie wusste, dass jeder Nachsatz diesen nur verstärken würde. Sie überlegte kurz ihrerseits die Behörden zu kontaktieren, aber das würde die Freundschaft für immer zerstören, so blieb ihr nur die Hoffnung, dass das persönliche Gespräch ernst gemeint war. Sie konnte auch nicht wissen, dass der besagte Patient seinen nächsten Termin bereits in wenigen Stunden hatte.

Dr. Stafford erwog nur kurz, den Termin des Patienten mit dem Codenamen "Howard" abzusagen. Sie war viel tiefer persönlich involviert, als sie es der Freundin hätte eingestehen können. Er repräsentierte für sie die Art von Mann, die sie sich immer erträumt hatte. Jetzt erst wurde ihr bewusst, dass sie ihn seit langer Zeit als ihren

wichtigsten Fall ansah. Sie wollte ihm helfen und sie würde ihn heilen.

Mit Hilfe ihrer ärztlichen Kunstfertigkeit würde er seine Beziehungsfähigkeit zurückerlangen und sich wieder dem Leben, vielleicht auch einer neuen Partnerschaft zuwenden. Was ihr Bewusstsein nicht zuließ, war der tief in ihr schlummernde Wunsch, sie selbst könnte diese neue Partnerin werden.

Während sie noch ihren Träumen nachhing, schrillte das Telefon und sie zwang sich, in die Realität zurückzukehren. Ein kurzer Blick auf die Uhr zeigte ihr, dass es noch nicht einmal acht Uhr war – ungewöhnlich früh für einen Anruf in einer Facharztpraxis. Verwundert nahm sie den Hörer ab.

„Guten Morgen Dr. Stafford, hier spricht Cydney Alexander von der Sondereinheit zur Untersuchung der Coyote-Creek-Funde. Wir haben Ihnen gestern eine E-Mail mit Bitte um Unterstützung zugesandt. Ich wollte fragen, ob Sie schon dazu gekommen sind, die Mail zu lesen?“

„Guten Morgen, Miss Alexander. Ja, ich habe Ihre Mail gelesen und bin im Geist meine Patienten durchgegangen. Wie Sie sich vorstellen können, sind solche Vergleiche von Menschen mit schweren psychischen Störungen sehr schwierig. Man muss auch vorsichtig mit möglichen Übereinstimmungen umgehen.“

Cyd vermeinte plötzlich so etwas wie Unbehagen oder sogar Angst in der Stimme der Therapeutin zu vernehmen.

„Lassen Sie es mich es folgendermaßen sagen, ich brauche mehr Zeit, bevor ich mich in die eine oder andere Richtung festlegen kann. Verbleiben wir so, dass ich mich bei Ihnen melde, sollte ich bei einem meiner Klienten auf Übereinstimmung mit ihrem Täterprofil stoßen.“

Als Cyd den Hörer auflegte, spürte sie ganz deutlich, dass sie vor dem großen Durchbruch stand. Sie war sicher, dass Dr. Stafford etwas verheimlichte. Sie entschied, ihr einen Tag Zeit zu geben.

Sollte sich die Therapeutin innerhalb dieser Frist nicht bei ihr melden, würde sie die Initiative ergreifen und Druck auf sie ausüben.

Es war ihr plötzlich ein Bedürfnis, ihre Freude mit Ian zu teilen. Sie erreichte ihn an der Universität zwischen zwei Vorlesungen.

„Ich glaube, wir haben es geschafft“, sagte sie anstelle einer Begrüßung.

„Was geschafft?“, Ian war verwirrt. Er hatte Cyd noch nie so euphorisch erlebt.

„Den großen Durchbruch in der Fahndung. Ich habe eben einen Follow-up-Anruf bei einer Dr. Stafford gemacht. Was glaubst du, wie sie reagiert hat?“ Cyds Stimme bekam einen belehrenden, altklugen Ton. „Menschen mit schweren psychischen Störungen sind schwer zu vergleichen und man muss sehr vorsichtig mit möglichen Übereinstimmungen umgehen.“ So ein Quatsch, die Hexe verheimlicht uns doch etwas. Ich habe ihr einen Tag Bedenkzeit gegeben.“

Ian war überrascht. „Was verstehst du unter Bedenkzeit. Die Frau ist uns doch keine Rechenschaft schuldig.“

„Doch, genau das ist sie. Die Mordlust ihrer Patienten ist schließlich keine private Angelegenheit, über die man beim Tee plaudert und dann den Mantel des Schweigens deckt“. Cyd war lauter geworden, als sie es beabsichtigt hatte, aber Ian schien ihr manchmal allzu zurückhaltend.

„Mordlust! Also jetzt übertreibst du aber“, entgegnete er, belustigt von ihrer Wortwahl. Du tust so, als ob Stafford die Therapeutin des Balsamierers sei.“

„Das ist sie auch. Wenn sie sich nicht mehr meldet, werde ich ihr Feuer unter dem Hintern machen. Das ist der Vorteil, wenn man die Medien hinter sich hat. Selbständige verstehen meistens, dass es nicht von Vorteil ist, sich mit uns anzulegen.“

„Mein Gott, du meinst es wirklich ernst, nicht wahr? Weißt du, an wen du mich bei deinem Kreuzzug erinnerst? Es gibt ein berühmtes Gemälde, das den Ausbruch der Französischen Revolution in den Straßen von Paris zeigt. Im Mittelpunkt steht eine Frau, die dabei ist die Barrikaden zu überwinden. In einer Hand schwenkt sie eine Fahne und eine Brust hängt ihr aus dem Blouson. An diese junge Kämpferin für Freiheit, Gerechtigkeit und Brüderlichkeit erinnerst du mich gerade.

„Ja, ja, eine heraushängende Brust, das hättest du gerne. So etwas nennt man übrigens selektive Erinnerung. Das menschliche Gedächtnis hat ein Faible für solche Details. Und wenn ich dich korrigieren darf, du Banause, das heißt Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.“

„Das weiß ich doch, ich finde nur, dass man dir nicht nachsagen kann, eine Streiterin für die Gleichheit unter den Menschen zu sein. Du nimmst doch ständig Sonderrechte für dich in Anspruch.“ Ian war erleichtert, dass es ihm gelungen war, mit dem Einbringen des Bildes der heraushängenden Brust, einen drohenden Streit zu verhindern.

„Tja, einige sind eben gleicher als andere.“

„Da magst du recht haben. Doch hör, wir müssen die Sache unbedingt Spencer melden. Du erinnerst dich doch, was Gillardi bei der letzten Sitzung angeordnet hat. Ständiges Feedback.“

„Ja, ja, der ist groß beim Anordnen“, maulte sie zurück, zeigte sich dann aber gleich einsichtig. „Okay, ich rufe Spencer an. Jetzt muss ich Schluss machen. Sehen wir uns heute Abend?“

„Klar, um neun bei mir. Und zieh dein französisches Revolutionsblouson an.“

„Einverstanden, und du besorgst die Fahne.“

Gewohnt, unangenehme Dinge möglichst rasch hinter sich zu bekommen, wählte Cyd gleich danach den Anschluss von Spencer. Sie erzählte ihm von Dr. Staffords Reaktion auf ihren Anruf.

Zu ihrer Überraschung zeigte sich Spencer skeptisch. „Ich würde das nicht überbewerten“, sagte er. „Diese Therapeuten sind bekannt für ihre hinhaltenden Aussagen. Aber wenn es Sie beruhigt, rufe ich bei ihr an und frage noch einmal nach.“

Cyd kochte vor Wut. Zum einen über die freundliche herablassende Art, mit der er sie behandelt hatte, noch mehr aber, weil er ihr die Begeisterung für diesen Erfolg genommen hatte. „Ständiges Feedback an solche Beamtenseelen. Nicht mit mir.“ Sie entschied, dass man so einen Fall angehen müsste wie ein guter Aufdeckungsjournalist. Minimaler bürokratischer Aufwand bei höchster Effizienz.

Es war eine schwierige Therapiesitzung gewesen. Dr. Stafford hatte verzweifelt versucht ihre Aufmerksamkeit auf das Gespräch zu richten, doch sie musste immer wieder an die Mail mit dem Hilfsansuchen denken.

So sehr sie sich dagegen wehrte, sie konnte ihre Augen nicht vor der Tatsache verschließen, dass ihr Patient in fast allen Punkten mit dem Profil des gesuchten Killers übereinstimmte. An seinem Blick glaubte sie zu erkennen, dass er ihre Irritation bemerkte, sie durchschaute, fragende, wissende Augen, die sie magisch anzogen, die es verstanden tiefe Gefühle und heißes Begehren in ihr zu wecken.

„Nein, dieser Mensch könnte niemandem etwas zuleide tun. Er ist im tiefsten Kern gut. Es ist die Krankheit in ihrer Ausprägung, die seine Gedanken trübte.“

Doch wie in Wellen kamen dann wieder die Zweifel, der klare diagnostische Blick, der keine Nähe, nichts Persönliches zuließ, klinisch klar, eiskalt. Ein Teil ihres Wesens war, dass sie einem Patienten in die Augen schauen und ihm das Todesurteil verkünden konnte, ohne mit der Wimper zu zucken.

„Finden Sie, dass ich Fortschritte mache?“ Der Patient hatte die Frage zum zweiten Mal ausgesprochen. Er hatte die ungewohnte Abwesenheit bei seiner Therapeutin längst bemerkt. Blieb aber wie stets höflich und reserviert in seinen Äußerungen.

„Tut mir leid, aber ich glaube, ich bin heute nicht gut drauf. Ich habe schon den ganzen Tag bohrende Kopfschmerzen und werde besser für heute Schluss machen. Ja, Sie machen Fortschritte, allerdings in ganz kleinen Schritten. Doch das ist in Ihrer Situation nicht anders zu erwarten. Kathy wird Ihnen einen Termin für die nächste Woche ...“

Das Knistern der Wechselsprechanlage und die Stimme der Sprechstundenhilfe unterbrachen ihre Ausführungen. „Entschuldigen Sie Doktor, aber ich habe einen Elmore Spencer vom FBI in der Leitung. Es geht um die Morde am Coyote Creek. Sie befragen die Therapeuten nach einem Patienten mit bestimmten Merkmalen. Können Sie gleich mit ihm sprechen oder soll er später anrufen?“

Stafford war das Aufflackern in den Augen ihres Patienten und auch die Verkrampfung in seiner Haltung nicht entgangen. Wütend auf Kathy und sich selbst antwortete sie schärfer, als es angebracht war. „Ich habe einen Patienten bei mir und Sie wissen, dass es keinen wie immer gearteten Anlass gibt, mich in einer Therapiesitzung zu stören. Sagen Sie ihm, er soll mich morgen früh anrufen.“

Auch wenn ihr Patient scheinbar völlig regungslos neben ihr saß, spürte sie, dass sich ihr Verhältnis grundlegend verändert hatte. Das in vielen Therapiestunden mühsam aufgebaute Vertrauen war zerstört. Sie konnte die Feindseligkeit, die von ihm ausging, körperlich spüren. Zum ersten Mal in ihrer Karriere spürte sie im Beisein eines Patienten Todesangst.

„Danke Doktor, dann sehen wir uns nächste Woche.“ Plötzlich war die Bedrohung wie weggewischt, der offene Blick mit dem unschuldigen Ausdruck eines Kindes traf die Therapeutin und es war ihr unverständlich, wie sie diesem Mann gerade noch misstrauen, ja sich in panischer Angst von ihm hatte bedroht fühlen können.

Nachdem er den Raum verlassen hatte, ließ sie ihre Spannung an Kathy aus.

„Sind Sie von allen guten Geistern verlassen? Wie können Sie eine solche Mitteilung durchgeben, solange ein Patient bei mir ist?“

Kathy, die ihre Dienstgeberin noch nie so wütend erlebt hatte, war am Boden zerstört. Sie hatte Tränen in den Augen, als sie antwortete. „Es tut mir so leid, aber der Mann ließ sich nicht abwimmeln. Es sagte, es ginge um einen Fall höchster Priorität. Bitte verzeihen Sie mir.“

„Ist schon gut. Geschehen ist geschehen. Mein Patient wird es überleben und ich auch. Gehen Sie ruhig schon nach Hause, ich habe noch zu tun.“

Als die Sprechstundenhilfe die Praxis verlassen hatte, machte die Therapeutin sich an die üblichen Nachbereitungsarbeiten. Sie ergänzte die Patientenunterlagen und speicherte die Daten in ihrem System. Dann öffnete sie ihren E-Mail-Account. Sie hatte vor, wie üblich die Mails nach Aktualität und Priorität durchzugehen, doch bereits nach wenigen Minuten bemerkte sie, dass sie nicht mehr wusste, was sie soeben gelesen hatte. Ihre Augen wurden magisch von der ungelöschten Mail angezogen, die sie heute Morgen vorgefunden hatte. Das Täterprofil des Balsamierers, mit der Bitte zur Zusammenarbeit mit dem Fahndungsteam. Sie öffnete die Mail und schaltete ihren Drucker ein. Dann druckte sie das angehängte Dokument aus und begann einzelne Textstellen zu markieren.

Schließlich griff sie zum Telefon und wählte die Nummer von Cydney Alexander. Nach dem fünften Freizeichen wurde sie in die Mailbox geschaltet.

„Ms. Alexander, hier spricht Dr. Karen Stafford. Wir haben heute bereits in der Coyote-Creek-Angelegenheit miteinander gesprochen und ich habe zugesagt, mich zu melden. Ich möchte mich gerne persönlich mit Ihnen unterhalten. Wenn es für Sie passt, habe ich morgen um 9.30 Uhr einen Termin für ein Gespräch eingeplant. Ich erwarte Sie in meiner Praxis. Sollte es für Sie zu diesem Zeitpunkt nicht ...“

Dr. Stafford hatte die Gestalt, die sich ihr von hinten näherte, nicht kommen sehen. Vielleicht war es ein unterschwellig zu vernehmen-

des Geräusch oder ein leichter Luftzug, möglicherweise waren es auch jene Instinkte, die bei Todesgefahr ansprechen. Jedenfalls spürte sie ganz plötzlich, dass etwas nicht stimmte. Doch bevor sie sich umdrehen konnte, wurde sie von hinten gepackt und der durchdringende Geruch von Chloroform stieg ihr in die Nase. Die letzte bewusste Wahrnehmung in ihrem Leben war der Signalton aus dem Telefon, der anzeigte, dass die Aufnahme in der Mailbox beendet war.

Der Täter nahm den Telefonhörer, der neben der leblosen Therapeutin auf dem Boden lag und legte ihn sanft auf die Gabel. Dann ging er zum Karteischränk und holte eine Patientenmappe heraus. Er setzte sich an den PC und durchsuchte systematisch das Ordnersystem und einzelne Dateien mit eingegebenen Suchwörtern. Bei jedem Treffer löschte er die Daten und überschrieb das leere File mit einer Kopie von sinnlosen Buchstabenfolgen. Schließlich kontrollierte er den Kalender der Ärztin und entfernte mehrere Einträge. Nach getaner Arbeit öffnete er ein Etui und nahm ein Messer heraus. Fasziniert sah er, wie sich das Licht der Stehlampe auf der Klinge spiegelte.

Als Kathy am nächsten Morgen in die Praxis kam, wunderte sie sich, dass überall die Lichter brannten. Sie klopfte an die Tür des Ordinationsraumes, bekam aber keine Antwort. Vorsichtig öffnete sie die Tür. Beim Anblick von Dr. Staffords Körper verzerrte sich ihr Gesicht vor Grauen und sie rannte schreiend aus dem Zimmer.

Jimenez war gerade bei der morgendlichen Einsatzbesprechung, als die Meldung vom Sicherheitsdienst des Cohn-Building hereinkam. Als er hörte, dass es sich um die Psychotherapeutin Dr. Stafford handelte, war ihm klar, dass dies für die Taskforce von Bedeutung sein könnte und gab die Informationen sofort Spencer weiter.

„Tote Psychotherapeutin im Cohn-Building!“ lautete seine lapidare Meldung, als ob es selbstverständlich wäre, so einen Mordfall anzukündigen.

„Wer war sie“, fragte der FBI-Chef ohne besonderes Interesse.

„Eine Dr. Stafford, sagt dir dieser Name was?“

„Großer Gott, Karen Stafford. Ein Kontakt aufgrund der Initiative von Ms. Alexander. Ich habe gestern noch mit ihr telefoniert. Ich sollte sie heute früh anrufen. Sie hat gegenüber Ms. Alexander angeblich angedeutet, dass unser Profil auf einen ihrer Patienten passen könnte.“

„Verdammt, wenn das in die Öffentlichkeit dringt, schauen wir nicht gut aus.“

„Ich weiß, ich hätte dem Hinweis konsequenter nachgehen sollen“, gab sich Spencer zerknirscht. „Aber dieses Teamworking mit all den Dilettanten geht mir zunehmend an die Substanz. Diese Typen arbeiten vorwiegend intuitiv, aus dem Bauch heraus. Es ist so gut wie unmöglich, im Vorhinein zu erkennen, was dabei herauskommt. Manchmal sind es wertvolle Ansätze, dann wieder ist es der größte Humbug. Ich muss auf jeden Fall sofort Gillardi verständigen. Lassen Sie alles absperren, wir schicken unser Team.“

Der Körper der Therapeutin war grotesk arrangiert. Sie lag ausgestreckt auf dem Teppich der Ordination, die Arme vor der Brust gekreuzt, die Kleider vom Leib geschnitten und der ganze Leichnam mit Endlosdruckerpapier umwickelt. Das Einsatzteam des FBI nahm sich Zeit und untersuchte jede kleinste Spur. Es lag in der Natur der Umgebung, dass am Besucherstuhl des Therapieraumes verschiedenste Materialien zu finden waren. Haare, Fasern verschiedenster Kleidungsstoffe, Hautschuppen, Fusseln von Papiertaschentüchern, aber auch zahlreiche Fingerabdrücke. Sollte die Laborauswertung ergeben, dass Teile davon auch auf dem Körper von Dr. Stafford oder auf dem Druckerpapier zu finden waren, wäre das die erste konkrete Spur.

Nachdem die Spurensuche abgeschlossen war, nahmen sich Gillardi und Spencer die Archivschränke und den Schreibtisch des Opfers vor. Der elektronische Terminplaner wies auffällige Lücken auf, es

war also nicht davon auszugehen, dass sich hier noch Hinweise auf den Täter finden ließen. Währenddessen war Burt Foster damit beschäftigt, am PC eine erste Überprüfung vorzunehmen, bevor die ganze EDV-Anlage zur genauen Untersuchung abtransportiert würde.

„Wie ich mir gedacht habe, die Verlaufsprotokolle sind gelöscht worden. Solch simple Fehler waren von diesem Täter auch nicht zu erwarten. Auf jeden Fall ein Hinweis dafür, dass der Täter bei ihr in Behandlung gewesen war. Bleibt nur die Hoffnung, dass die Wiederherstellungsprogramme Ergebnisse bringen.

Plötzlich gab Spencer einen überraschten Laut von sich. „Was glaubst du, wer heute um neun Uhr dreißig eingetragen ist. Unsere rührige Ms. Alexander. Ich weiß von Ihrem Kontakt mit Stafford, aber dass die beiden sich treffen wollten, ist mir neu.“

Gillardi starrte ihn überrascht an. „Fragt sich, warum sie dann nicht erschienen ist. Unsere Leute sind kurz vor neun hier eingetroffen. Ich habe keine Meldung erhalten, dass eine Ms. Alexander zu Dr. Stafford wollte.“

„Das klingt allerdings seltsam, wenngleich ich mir nicht vorstellen kann, dass Ms. Alexander mit dem Mord an Stafford zu tun hat“, gab Spencer zu bedenken.

„Das habe ich auch nicht angenommen. Aber es ist doch bemerkenswert, Ms. Alexander ist sogar an der kurzen Leine jederzeit für eine Überraschung gut. Am besten wir lassen sie herkommen, dann soll sie uns selbst aufklären.“

Es dauerte vierzig Minuten bis Cyd gehetzt in der Praxis eintraf. „Sorry, heute ist ein hektischer Tag.“

Gillardi führte Cyd in den Ordinationsraum, wo der markierte Umriss des bereits abtransportierten Körpers auf dem Teppich deutlich hervorstach. „Ja, besonders für Dr. Karen Stafford“, knurrte der Profiler.

Cyd starrte ungläubig auf die Markierung am Boden. „Wollen Sie damit sagen, ...“ begann sie stammelnd, doch sie wurde von Gillardi brüsk unterbrochen.

„Ich möchte wissen, warum Sie Ihren Termin mit Stafford um neun Uhr dreißig nicht wahrgenommen haben. Sie gehen doch sonst nicht so leichtfertig mit wichtigen Kontaktpersonen um.“

Cyd blickte ihn erstaunt an. „Welchen Termin, wovon reden Sie eigentlich? Ich habe mit Dr. Stafford gestern telefoniert. Sie hat vage zugesagt, sich zu melden, sollte sich etwas ergeben.“ Ihr Blick schwenkte zu Spencer. „Darauf habe ich Sie sofort verständigt.“

Spencer nickte bestätigend. „Ich habe Stafford nicht mehr erreicht, sie hat mir ausrichten lassen, ich möge sie heute noch einmal anrufen. Tatsache ist aber, dass Ihr Name für neun Uhr dreißig auf ihrem Terminplaner steht. Haben Sie dafür eine Erklärung?“

Cyd runzelte die Stirn, dann griff sie nach ihrem Mobile. „Ich habe meine Mailbox seit gestern Abend nicht abgehört. Vielleicht hat sie mir eine Nachricht hinterlassen.“

Die zweite Nachricht war die von Stafford. Es war unheimlich, die Stimme des Opfers zu vernehmen und als diese plötzlich abbrach, wussten alle im Raum, was das zu bedeuten hatte.

„Jetzt haben wir wenigstens eine genaue Todeszeit. Besser als nichts.“ Spencer war plötzlich sehr formell. „Ms. Alexander, Ihr Mobile ist ein Beweisstück. Ich muss es für weitere Untersuchungen in Verwahrung nehmen.“

„Kein Problem, aber lassen Sie mich wenigstens die anderen Nachrichten abhören.“ Cyd hatte immer ein zweites Mobile bei sich und so konnte sie den Verlust des ersten verschmerzen. Sie setzte sich an den Schreibtisch der Sprechstundenhilfe. „Würden Sie mich bitte einen Augenblick allein lassen, damit meine Privatsphäre gewahrt bleibt.“

Jetzt musste sie rasch handeln. Ein Blick in den E-Mail-Account zeigte ihr, dass Stafford ihre Nachricht um 07.33 Uhr des Vortages geöffnet hatte. Aus der Anrufliste der Telefonanlage konnte sie ent-

nehmen, welche Anrufe die Therapeutin nach dem Öffnen der E-Mails getätigt hatte. Cyd diktierte die Daten der ersten drei Telefonate in ihr zweites Mobile: 09.12 Uhr / Tel. 0201 ... Gesprächsdauer 21 Minuten, 10.05 Uhr / Tel. 0201 ..., 3 Minuten, 10.23 Uhr / Tel. 0987 ..., 6 Minuten. Sie war gerade rechtzeitig damit fertig, als ein forsches Klopfen an der Tür signalisierte, dass die Geduld des FBI nicht unbegrenzt war.

„Ist Ihres“, sagte sie mit einem schiefen Lächeln zu Spencer und überreichte ihm das Mobile mit der Mitteilung von Stafford, „Auf bald.“

Gillardi und Spencer waren sich einig, dass sie die Bedeutung der selbstständig arbeitenden Therapeuten in diesem Fall unterschätzt hatten. Es war zwar ungewöhnlich, dass ein Serial Killer freiwillig therapeutische Hilfe in Anspruch nahm, doch sie als Profis hätten erkennen müssen, dass der Balsamierer sich in vielen Merkmalen von anderen Mördern unterschied. Gillardi orderte eine Überprüfung sämtlicher Kontakte von Dr. Stafford an. Des Weiteren ergänzte er das Profil des Killers mit einem handschriftlichen Vermerk am Phantombild im War Room. „Passt in kein Schema – gehen Sie von allen Möglichkeiten aus!“

Wieder in Ihrem Büro, transkribierte Cyd die drei aufgenommenen Telefonnummern von ihrem Mobile und wählt die erste. Nach drei Freizeichen wurde sie auf Sprachmitteilung geschaltet: „Hier ist die psychotherapeutische Praxis von Dr. Irene Brochart. Ich bin vom 29. Juli bis 20. August nicht erreichbar. In dringenden Fällen wenden Sie sich bitte an Dr. Teresa Mijares unter der Nummer ...“

Cyd wählte die Nummer der Vertretung und erfuhr, dass Dr. Mijares an diesem Tag von 15 bis 19 Uhr praktizierte. Ungeduldig suchte sie die Nummer des Mobilanschlusses von Mijares aus dem Internet, doch auch hier hatte sie keinen Erfolg. Als sich die Mailbox ein-

schaltete, brach sie den Anruf ab und nahm sich vor, um drei in der Praxis anzurufen.

Auf dem Weg zur Klinik spürte Cyd, wie sich ihr Brustraum zusammenzog und ihr Herz schneller zu schlagen begann. Sie war auf dem Weg zu Chambers. Dr. Stafford war die erste Tote, bei der eine Untersuchung der Todesursache vorgenommen werden konnte. Sie wollte ihn dazu befragen. Sie stellte ihren Lancia auf dem Parkplatz für das Klinikpersonal ab und spazierte über den von Schatten spendenden Bäumen gesäumten Weg in Richtung Pathologie, wo auch die Abteilung für Gerichtsmedizin untergebracht war. Es war eine eigene Welt, die sie betreten würde. Die menschliche Existenz reduziert auf fehlende Lebensfunktionen und deren Ursachen.

Sie hatte ihren Besuch telefonisch angekündigt, und als sie bemerkte, dass sie etwas zu früh dran war, beschloss sie, auf dem Klinikgelände herumzustreunen, um die Atmosphäre in sich aufzunehmen.

Nach dem Zufallsprinzip betrat sie eines der Gebäude und befand sich plötzlich in der onkologischen Abteilung, wo sie die langen weißen Gänge entlang wandelte, vorbei an unzähligen Krankenzimmern, in denen Patienten, ihre letzte Hoffnung in die Hände der Ärzte gelegt, angstvoll darauf warteten, ob die Behandlung ansprach oder die letzte Diagnose bevorstand. Sie bewunderte die stille, freundliche Art der Krankenschwestern, die Tüchtigkeit, Einfühlungsvermögen und Vertrauenswürdigkeit ausstrahlten. Spontan beschloss Cyd, eine von ihnen anzusprechen. Sr. Lorena Shannon stand auf dem Namenschild an der hellblauen Bluse. Die Schwester war etwa fünfunddreißig Jahre alt, hatte kastanienbraunes Haar, von dem eine nicht zu bändigende Strähne über die Stirn fiel und einen wunderschönen Kontrast zu ihrer weißen Haut bildete, die vereinzelte dunkle Sommersprossen aufwies. Sie strahlte Würde und Lebenserfahrung aus.

„Entschuldigung, kennen Sie Dr. Christopher Chambers?“

Die Schwester sah sie einem Augenblick mit großen Augen an, bevor sie antwortete. „Dr. Chambers von der forensischen Medizin? Doch, den kenne ich. Er hält bei uns einen Einführungskurs für die Schwesternschülerinnen und Krankenpfleger.“

„Was ist er für ein Mensch?“ Mit der intimen Frage begab sich Cyd auf die vertrauliche Ebene und schuf so eine Situation von Nähe zwischen zwei Frauen.

„Er hat alles, was einen großen Mann ausmacht. Ich meine damit nicht Mann im Sinn von biologischem Geschlecht, sondern als Person. Er hat ein großes Herz für jedermann. Ich habe selten einen so gütigen und hilfsbereiten Menschen erlebt wie ihn. Ganz gleich, wie viel Arbeit er hat und wie groß der Druck ist, unter dem er gerade steht.“

Man kann sich immer an ihn wenden, wenn man Hilfe braucht oder Trost sucht. Er hat für jeden ein freundliches Wort. Dabei ist er viel allein. Er sucht die Menschen nicht, aber er ist für sie da. Ja, ich glaube, das charakterisiert ihn am besten. Er ist einfach für andere da.“

Es war Cyd ein Bedürfnis diese Frau zu umarmen, so glücklich war sie über das Bild, das sie von Chambers gezeichnet hatte. Stattdessen berührte sie nur kurz den Oberarm der Schwester und schenkte ihr ein freundliches Lächeln. „Danke Schwester, ja so ist er mir auch von anderen beschrieben worden. Ein bemerkenswerter Mann.“

Ein Blick auf die Uhr zeigte ihr, dass es an der Zeit war und so beschleunigte sie ihr Tempo, um nicht zu spät zu kommen.

Doktor Chambers hieß sie herzlich willkommen und bat sie in sein Büro. „Ich freue mich über Ihren Besuch. Kann ich Ihnen etwas zu trinken anbieten? Den gekühlten grünen Tee mit einem Schuss Orangensaft kann ich Ihnen sehr empfehlen.“

Cyd fiel auf, wie ganz anders als im War Room er hier auftrat. Zugänglicher und jugendlicher. „Die Mischung klingt interessant, vielen Dank.“ Vielleicht lag es auch an Ruth und ihrer penetranten Art

sich Chambers anzubiedern, dass er in der Gruppe eher distanziert wirkte.

Die Tür ging auf und eine junge Frau in einem türkisfarbenen Mantel brachte den Tee. Cyd nippte an ihrem Glas und war überrascht. Der Drink war köstlich. Chambers schien sich über diese Rückmeldung zu freuen. Er lehnte sich zurück und sah sie mit hochgezogenen Augenbrauen aufmunternd an.

„Nun Ms. Alexander, was führt Sie zu mir?“ Eigentlich wollte Cyd ihm nur nahe sein. Doch wie es schien, war die Zeit des Doktors beschränkt. So kam sie direkt zu Sache.

„Sie haben doch die Obduktion an Dr. Stafford durchgeführt?“ Der Gerichtsmediziner bestätigte die Frage mit einem kurzen Nicken. „Gibt es bei der Todesursache irgendwelche Anzeichen ritueller Tötungsmerkmale?“

Chambers lächelte nachsichtig. „Sie verfolgen wieder einen eigenen Ansatz?“

„So könnte man es nennen. Wir fragen uns ...“

„Wir?“ „Ach so, ja, Dr. Conrad und ich, ob der Balsamierer ausschließlich altägyptische Rituale praktiziert oder ob er auch andere Rituale bei seiner Arbeit verwendet.“

Chambers schüttelte zweifelnd den Kopf. „Arbeit ist wohl nicht der passende Ausdruck.“

„Na gut, sagen wir Tätigkeit“, lenkte Cyd ein. „Es hätte natürlich eine ganz andere Bedeutung, wenn sich herausstellen sollte, dass der Killer alle möglichen rituellen Techniken ausprobiert, sich sozusagen am Selbstbedienungsmarkt der kulturellen Anthropologie bedient.“

Der Doktor lachte laut auf. „Wo haben Sie gelernt, sich so auszudrücken. Wie heißt Ihre Show? Ich glaube, da habe ich wirklich etwas versäumt.“

„Fragen, die bewegen“. Zweimal die Woche, mittwochs und samstags von 17.00 bis 19.00 Uhr. Ich würde mich freuen, wenn ich Sie einmal als Gast präsentieren dürfte.“

Chambers winkte ab. „Da reihe ich mich doch lieber in den Kreis Ihrer Zuschauer ein. Ich bin nicht telegen.“

„Wie heißt es so schön. Die Besten wirken nur direkt.“

„Na, wenn Sie es sagen. Doch um auf Ihre Frage zurückzukommen. Es gibt keine Hinweise auf rituelle Tötungsschritte. Zumindest nicht, soweit sie mir bekannt sind. Wenn Sie konkrete Vorstellungen haben, kann ich natürlich noch zusätzliche Untersuchungen vornehmen.“

„Nein, nein.“ Cyd winkte ab. „Meine Frage war eher allgemeiner Natur. Wie wurde sie denn getötet?“

„Der Mörder hat sie mit Chloroform betäubt und ihr dann möglicherweise einen Plastiksack über den Kopf gestülpt. Jedenfalls ist sie erstickt. Danach hat er ihr die Kleider vom Leib geschnitten und sie mit Endlospapier aus einem Drucker umwickelt.“

Cyd war erstaunt, fast enttäuscht, über die triviale Tötungsart, die der Killer verwendet hatte. „Was glauben Sie, warum hat der Killer den Körper von Dr. Stafford zurückgelassen?“

Chambers machte eine Geste der Hilflosigkeit. „Das kann ich beim besten Willen nicht beantworten. Was meinen denn Gillardi, Spencer und Dr. Conrad dazu?“

Mit einer wegwerfenden Bewegung unterstrich Cyd ihre abschätzi-ge Meinung gegenüber dem FBI. „Gillardi ist Analytiker und dazu hält er sich bedeckt. Der zieht alles in Betracht, was möglich ist. Seine Antwort war, „weil der Mörder möglicherweise gar nicht der Balsamierer war.“ Auch Dr. Conrad hat Zweifel, ob Stafford tatsächlich vom Balsamierer getötet wurde. Er meint, Stafford wäre nicht in der Altersgruppe gewesen, aus der er seine Opfer auswählt.“

„Interessanter Gedanke, zu alt zum Sterben sozusagen. Es könnte aber auch sein, dass der Mörder sich gestört gefühlt und deswegen den Leichnam zurückgelassen hat“, gab Chambers zu bedenken.

Cyd verneinte. „Dagegen spricht das aufwendige Einwickeln der Toten in Endlospapier.“

„Ich meinte gestört nicht im Sinn von ‚keine Zeit‘, sondern im Sinn von ‚kein freier Transportweg nach draußen‘. Vielleicht haben sich Leute im Gebäude aufgehalten, die den Abtransport der Leiche zu riskant gemacht hätten.“

„Ja, das könnte der Grund sein. Das heißt, wir sind wieder keinen Schritt weitergekommen.“

Dr. Chambers stand auf, um anzuzeigen, dass das Gespräch seinem Ende zuing. „Das würde ich nicht sagen, warten wir doch auf die Auswertung der Laborbefunde. Vielleicht haben wir diesmal Glück.“

Cyd hatte die stumme Aufforderung verstanden. „Ich danke Ihnen jedenfalls, für Ihre Geduld und die Gastfreundschaft. Wir sehen uns.“

Ihr lässiger Abschied stand im klaren Widerspruch zu dem, was sie wirklich empfand. Die Vorstellung schmerzte sie, dass Chambers nicht die gleichen Gefühle für sie empfinden könnte. Auf dem Weg zurück in die Stadt, fühlte sie sich wie ein Backfisch.

Ob das Liebe war? Wenn ja, dann war sie zum ersten Mal in ihrem Leben wirklich verliebt.

Chambers waren Cyds Bemühungen um seine Aufmerksamkeit nicht entgangen. Jetzt machten ihm also beide Pressedamen schöne Augen. Das schmeichelte seinem Ego, auf der anderen Seite langweilte es ihn, ständig von Frauen angehimmelt zu werden. Bei Ruth war es etwas anderes. Er hielt sie für eine wahre Suchende. Sie hatte nichts von einem Groupie, das mit seinem Guru möglichst rasch ins Bett wollte. Aber auch für sie empfand er keine echten Gefühle. Es spielte sich alles nur im Kopf ab. Er genoss es, sich mit ihr zu unterhalten, schätzte ihre Bildung und ihren scharfen Verstand. Sie sah hinreißend aus, war kultiviert und hatte eine ungewöhnlich erotische Ausstrahlung. Warum konnten aus seiner Begeisterungsfähigkeit keine Gefühle entstehen? Er war sich bewusst, wie er auf andere Menschen, besonders auf Frauen, wirkte. Es war aber von ihm in keiner Weise beabsichtigt, irgendjemanden für sich einzunehmen. Er pflegte seinen Lebensstil aus der Überzeugung, dass Menschen gut mitei-

nander umgehen sollten, um sich das Leben so einfach wie möglich zu machen. Die freigesetzten Ressourcen konnten so für konstruktive Tätigkeiten eingesetzt werden. Mehr wollte er nicht. Er gab sich mit Begeisterung in seiner Arbeit hin und die Themen, für die er schwärmte, waren Legion. Da konnte eine Frau, mochte sie noch so attraktiv sein, nicht mithalten. Nein, er hatte nicht die Absicht, sich zu binden und sich auf seinem Weg beeinflussen zu lassen. Dazu war das Leben zu kurz, seine Zeit zu wertvoll.

Kurz nach drei war Cyd schließlich mit Dr. Mijares verbunden und versuchte ihr die Dringlichkeit ihres Anliegens bewusst zu machen.

„Ich muss Dr. Brochart in einer wirklich wichtigen Angelegenheit sprechen. Können Sie mir sagen, unter welcher Nummer ich Sie erreichen kann?“

Die Psychiaterin antwortete freundlich doch ohne besonderes Interesse. „Tut mir leid, aber Dr. Brochart hat keine Nummer hinterlassen. Sie hat ihre eigenen Vorstellungen von Lebensqualität im Urlaub. Und ein Handy oder eine Kontaktadresse gehören nicht dazu. Sie hat vor, in den nächsten Wochen ohne festen Plan in Mexiko herumzufahren und sich Land und Leute anzuschauen. Ich fürchte, Sie werden sich gedulden müssen, bis sie wieder zurück ist.“

Cyd konnte sich nur schwer zurückhalten. „Können Sie mir wenigsten sagen, welche Flugverbindung sie genommen hat?“

„Auch da kann ich Ihnen nicht helfen. Ich weiß nur, dass sie heute Morgen abgereist ist.“

Frustriert beendete Cyd das Gespräch und wählte eine Nummer aus ihrem Telefonregister.

„Hi, Burt, Cyd hier. Was macht die fröhliche Hackerei?“

Die Stimme des Computerfreaks klang gehetzt und doch erfreut über den Anruf „Cyd, Darling, du kannst dir nicht vorstellen, wo ich gerade drin bin. Der ultimative megageile Streifzug durch die Datenbanken des“ Er lachte laut los, dann nahm seine Stimme einen Verschwörerenton an. „Besser du weißt nicht mehr darüber, sonst

machst du dich mitschuldig. Manchmal glaub ich, ich bin ein Monster.“

Cyd, die Burts Hang zur theatralischen Übertreibung kannte, wehrte entschieden ab. „Aber du doch nicht ...! Doch warum ich anrufe, ich brauche dringend die Flugdaten einer gewissen Karen Brochart, die heute von hier nach Mexiko aufgebrochen ist. Zielflughafen und Ankunftszeit.“

„Kleinigkeit Baby, aber erst, wenn ich meinen Ausflug hier beendet habe.“

„Dafür habe ich Verständnis. Pass auf, dass du nicht im Cyberspace verloren gehst.“

Zu Hause angekommen merkte Cyd, wie erschöpft sie war. Nachdem sie ihre Schuhe im Vorraum abgestreift hatte, beschloss sie, sich etwas Gutes zu tun und Energie zu tanken, bevor sie weitere Schritte unternahm. Ihr erster Weg führte sie in die Küche zum Eisschrank, der ihr Bruchstücke von Eis lieferte, die sie für ihre Kreation benötigte. Das Eis versetzte sie mit etwas frisch gepresster Zitrone und viel Wodka, dann füllte sie das Glas bis zum Rand mit Soda. Sie nahm einen Schluck und atmete tief durch.

Die Flüssigkeit explodierte in ihrem Magen und sie spürte, wie das Feuer ihr Kraft und Mut spendete. Sie ließ das Glas auf ihrem Schreibtisch und zog sich nackt aus. In der Dusche stellte sie den Mischer auf kalt und drehte voll auf. Der geringe Wasserdruck und die abgestandene Wärme des schwachen Duschstrahls erinnerten sie an ihre zahlreichen beruflichen Aufenthalte in der Dritten Welt, wo sie schon früh gelernt hatte, die Annehmlichkeiten ihrer Heimat zu schätzen. Dass der American Way of Life dem Ende zuging, hatten ernsthafte Prognosen seit Jahren angekündigt. Doch wie so viele Menschen hatte auch Cyd in dem Wahn gelebt, dass schlimme Ereignisse vorwiegend andere betreffen und sie davon verschont bleiben würde.

Als sie sich nun mit dem rauen Badetuch abtrocknete, fühlte sie sich allen Widrigkeiten zum Trotz erfrischt und energiegeladen. Sie zog ihr Lieblingshemd über, ließ alle Knöpfe offen und drehte den Ventilator auf die höchste Stufe, den Schwenkmechanismus abgestellt, sodass der warme Luftstrom sie direkt anblies.

Sie schaltete ihren Computer ein und öffnete den E-Mail-Account, um zu sehen, ob Burts Nachricht eingelangt sei. Sie wurde nicht enttäuscht: „International Airport General Manuel Marquez de Leon in La Paz, Baja California Sur, Ankunft 12.47 p. m.“ Typisch Burt, dachte sie, so herzlich und kommunikativ er im direkten Gespräch war, bei schriftlichen Mitteilungen gab es weder ein Wort des Grußes noch irgendwelche persönliche Bemerkungen.

Cyd hoffte, dass Stafford ihren Mietwagen am Flughafen übernommen hatte, sonst würde es nämlich kompliziert werden, sie aufzuspüren. Ein Blick in das Register des Flughafens verwies auf 15 Car Rentals. Cyd kopierte die Daten heraus und begann zu telefonieren.

„Hallo, Cyd Alexander S.S.D. Taskforce C.C.F. Hat Dr. Irene Brochart heute Nachmittag einen Mietwagen von Ihrer Gesellschaft übernommen? ... Nein? ... Liegt vielleicht eine Reservierung vor? ... Trotzdem vielen Dank.“

Die Dämmerung war hereingebrochen und das Halbdunkel des Raums wurde von den letzten Strahlen der Abendröte durchflutet. Cyd zündete sich eine Zigarette an und ließ einen Espresso aus der Maschine. Dann setzte sie sich mit der Tasse wieder an den Schreibtisch, nahm den Hörer auf und begann erneut zu wählen.

Endlich wurde sie fündig. „Ja, Dr. Irene Brochart. ... Welcher Wagen? ... Ein Subaru Forrester? ... Um wie viel Uhr hat Sie das Fahrzeug übernommen? Haben Sie eine Ahnung, welche Route sie genommen hat?“

Die Stimme der jungen Telefonistin drückte echtes Bedauern aus. „Tut mir leid, sie hat keinerlei Angaben darüber gemacht, wo sie

hinwollte. Sie hat nur bestätigt, dass sie Mexiko nicht verlassen wird.“

„Sagen Sie, was machen Sie, wenn ein Kunde seinen Wagen nicht zurückbringt? Haben Sie irgendeine Möglichkeit herauszufinden, wo sich das Fahrzeug befindet?“

„Ja, das ist teilweise möglich. Die neueren und besonders die teuren Modelle sind mit einem GPS-Ortungssystem ausgestattet. So kann die Zentrale in einem Notfall feststellen, wo das Fahrzeug sich befindet. Das System gibt auch Alarm, wenn jemand die Grenze überschreitet, ohne einen Zusatzvertrag unterschrieben zu haben.“

Cyd spürte, wie sie das Jagdfieber packte. „Wie schnell können Sie den Standort von Dr. Brochart feststellen?“

„Das kann ich Ihnen leider nicht sagen. Solche Nachforschungen laufen über die Zentrale. Aber ich leite Ihre Anfrage gerne weiter. Meine Kollegen werden sich dann bei Ihnen melden.“

Die Anrufe hatten mehr Zeit in Anspruch genommen als erwartet. Cyd spürte ihre verspannten Muskeln im Nacken und in den Schultern und ihr Hemd war völlig von Schweiß durchtränkt. Jetzt merkte sie auch, dass ihr Magen knurrend nach Nahrung verlangte. Kurzerhand wählte sie die Nummer eines indischen Zustellservice ein paar Blocks entfernt und bestellte ein ausgiebiges Mahl bestehend aus drei Gängen einschließlich eines Reisgerichts mit Zimt, Honig und Mandeln als Nachspeise.

Cyd beschloss, die Mahlzeit mit Stil zu verzehren. Sie öffnete eine Flasche Weißwein aus der südafrikanischen Kapregion und deckte den Tisch mit einem frischen Tischtuch, Tafelsilber, Stoffserviette und den Bleikristallgläsern, die sie einst für eine ihrer Freundinnen als Hochzeitsgeschenk gekauft hatte. Aus der Vermählung wurde nichts, und so behielt sie die Gläser für sich. Für den täglichen Gebrauch trank sie aus ihrem Gewohnheitsglas, doch jetzt spürte sie, dass sie Witterung aufgenommen hatte. Und in Erwartung der langen Entbeh-

rungen während der Zeit der Jagd beschloss sie, sich ein letztes festliches Mahl zu gönnen.

Bald darauf läutete es an der Haustür und ihr Festmahl wurde geliefert.

Nachdem Cyd tatsächlich alle drei Gänge inklusive Nachtisch verpeist hatte – auch die Flasche war inzwischen geleert –, lehnte sie sich gesättigt und zufrieden auf der alten Couch zurück. Sie zündete sich eine Zigarette an und überlegte ihre nächsten Schritte. Plötzlich überfiel sie eine bleierne Müdigkeit und sie merkte, wie ihr Konzentrationsvermögen nachließ. In einer Art Betäubungszustand saß sie in die Polster des Diwans gesunken. Mit einem Mal erschien ihr das ganze Projekt als wahnsinniges Unterfangen. Wie sollte sie als Frau, die keinerlei Erfahrung mit kriminalistischer Arbeit hatte, einem Serienmörder nachspüren. Es beschlich sie auch eine tiefe, gegenstandslose Angst – möglicherweise eine Vorahnung von einem völligen Scheitern ihrer Mission – sich der Lächerlichkeit preiszugeben, ihren Job endgültig zu verlieren und vielleicht sogar selbst zum Opfer zu werden.

Cyd zwang sich aufzustehen. Ihr Rücken war durch die Verspannungen mittlerweile so hart wie ein Brett. Ihre Augen brannten und ein dumpfer Schmerz machte jede Bewegung ihres Kopfes zur Qual. Sie streckte sich, massierte die Muskeln des Nackens und suchte sich dann eine bequeme Position in den Polstern des Diwans. Sie überlegte, ob sie noch eine Dusche nehmen sollte, oder ob es besser war, gleich schlafen zu gehen. Noch ehe sie eine Entscheidung treffen konnte, zog die Müdigkeit wie ein schleichendes Gift durch ihren ganzen Körper, lähmte sie und ließ sie in einen tiefen Dämmerzustand fallen. Und so wie alle Muskeln des Körpers reglos und zunehmend entspannt verharren, fiel auch der Geist in einen Dämmerzustand, ließ alle Gedanken vorüberziehen, ließ alles los, hielt nichts fest, nur beruhigende Farben vor dem inneren Auge, gleichmäßiges, blindes Rauschen vor dem inneren Ohr, und Ruhe, tiefe Ruhe und Ausgeglichenheit.

Das Schrillen des Telefons ging Cyd durch Mark und Bein. Sie wusste im ersten Moment weder, wo sie sich befand, noch warum sie mitten in der Nacht einen Anruf erhielt. Endlich bekam sie das Telefon zu fassen. Mit der leblosen Stimme einer gerade aus dem Tiefschlaf Gerissenen meldete sie sich.

„Cyd Alexander. ... Ja, das ist richtig, ich habe die Anfrage gestellt. ... In San Jose del Cabo? Können Sie die Position etwas präzisieren? ... Im Stadtgebiet? Naja, das ist besser als nichts. Vielen Dank für Ihre Kooperationsbereitschaft. Bye.“

Obwohl Cyd die Müdigkeit körperlich quälend empfand, schleppte sie sich zu Ihrem Laptop und machte sich im Netz auf die Suche nach den Hotels und Guest Houses von San Jose del Cabo. Dann zwang sie sich zum Telefon und begann mit den Anrufen.

Der Tag brach an und die ersten Sonnenstrahlen schienen in den Raum, als sie die Stimme eines Rezeptionisten wie durch Wattefilter vernahm. „Tut mir leid, Ms Brochart hat bereits ausgecheckt und ist abgereist.“

Cyd sank erschöpft in sich zusammen. Doch dann mischten sich Hektik und Anspannung in die Stimme des Hotelmitarbeiters.

„Nein warten Sie, ich sehe sie gerade wegfahren. Einen Moment!“ Der Hörer wurde brüsk abgelegt und ganz leise, aus der Ferne, hörte Cyd die Schreie des Mannes, der offenbar dem Fahrzeug der Therapeutin hinterherlief.

Kurz darauf hörte sie Schritte und das Telefon wurde wieder aufgenommen.

„Hallo, ich bin Irene Brochart, was gibt es denn so Dringendes, dass ich meine Abfahrt unterbrechen musste?“

„Tut mir leid, Cyd Alexander S.S.D. Taskforce C.C.F. Sie haben gestern Vormittag einen Anruf von Dr. Karen Stafford erhalten. Worum ging es in diesem Gespräch?“

Die zornige Ungeduld in der Stimme der Medizinerin war jetzt zögernder Ablehnung gewichen.

„Das Gespräch war vertraulich. Warum interessiert sich das Sheriff Department dafür?“

„Dr. Stafford wurde gestern ermordet.“

Cyd hatte bewusst die harte Konfrontation mit den Tatsachen gewählt, um ihre Gesprächspartnerin zu zerrütten. Der tiefe Schmerz in Dr. Brocharts Stimme zeigte, dass ihre Strategie aufgegangen war.

„Mein Gott, Karen, warum hat sie nicht auf mich gehört. Ich habe sie eindringlich davor gewarnt, die Angelegenheit zu bagatellisieren.“

„Entschuldigen Sie, Dr. Brochart, welche Angelegenheit?“

„Es ging um ihre E-Mail-Anfrage zur Zusammenarbeit im Fall der Coyote Creek Funde. Karen hat Anzeichen des Täterprofils bei einem Klienten erkannt.“

„Hat sie den Namen genannt?“

„Nein, sie hat auch keine Details geschildert, aber es ging um einen Fall von tief ausgeprägter Schuldneurose bei fragmentierter Persönlichkeit. Karen war besorgt über das instabile und wechselhafte Ich-Erleben ihres Patienten, mit schizoiden Schüben, Wahnvorstellungen und bizzaren Albträumen.“

„Entschuldigen Sie meine Ignoranz, Doktor, aber könnten Sie das noch einmal in einer etwas vereinfachten Version erklären?“

„Ja, natürlich, ich muss mich entschuldigen. Wir haben es offenbar mit einem Menschen zu tun, der von ungewöhnlich starken Schuldgefühlen geprägt ist. Solche Zustände können so bedrohlich für den innersten Kern der Persönlichkeit und das Selbst sein, dass die Psyche Strategien entwickeln muss, um die Person vor dieser Bedrohung zu schützen. Wir nennen das Abwehr. Wenn die Abwehrmechanismen nicht ausreichen, kann es zum Zerfall, zur Aufspaltung oder zum Verlust des Ich-Erlebens kommen, was wiederum zur Entwicklung einer gespaltenen oder im Extremfall multiplen Persönlichkeit führen kann. Solche Persönlichkeiten leiden häufig an Wahnvorstellungen, die

auch als Versuch gesehen werden können, die Störung abzuwehren. So gibt es Kranke, die überzeugt sind Stimmen zu hören, mit dem Auftrag Gottes, andere Menschen zu bestrafen.“

Wie so viele Laien schaffte auch Cyd es nicht, sich der Faszination von psychisch-pathologischen Phänomenen und Geisteskrankheiten zu entziehen.

„Worin bestanden denn die Wahnvorstellungen bei Dr. Staffords Patienten?“

„Wir haben es bei ihm offenbar mit einem Menschen zu tun, der von ungewöhnlich starken Schuldgefühlen geprägt ist.“

In diesem Moment spürte Cyd tief in ihrem Inneren, dass sie dem Killer ganz dicht auf der Fährte war.

„Haben Sie denn überhaupt keine Anhaltspunkte, die auf die Identität des Patienten schließen lassen?“, fragte sie mit dem verzweiferten Aufbegehren eines trotzigten Kindes, das sich nicht mit der Tatsache eines Misserfolges abfinden will.

Wieder ein tiefes Seufzen vonseiten der Therapeutin. „Leider nein, ich weiß nur das, was ich Ihnen bereits gesagt habe. Aber die Ermittler müssten doch alle relevanten Unterlagen in der Praxis gefunden haben.“

„Die Untersuchungen sind noch im Gange, doch wie es scheint, fehlen einige Aufzeichnungen aus der Ablage. Es liegt auf der Hand, dass der Täter alle belastenden Dokumente entfernt hat.“

Cyd war zwar enttäuscht, so nahe am Ziel die Spur wieder verloren zu haben, andererseits war ihr klar, dass die Hinweise von Dr. Brochart ihr wertvolle Anregungen für neue Recherchen boten, ganz zu schweigen vom Informationsvorsprung, den sie nun gegenüber Ruth und den anderen im Team hatte.

„Ich danke Ihnen sehr für Ihre Mitarbeit, Doktor. Jetzt haben wir immerhin eine Spur, die wir verfolgen können. Wir bleiben in Kontakt.“

Schuldgefühle, Wahnvorstellungen, Persönlichkeitsspaltung. Cyd spürte, wie Adrenalin ihren Körper durchströmte. Die Jagd war mög-

licherweise in eine entscheidende Phase getreten. Die Pirsch war beendet, dem Wild würde jetzt nicht nur nachgestellt, nein, es würde von nun ab gehetzt werden. Die Jäger würden ihm nicht mehr von der Fährte weichen, bis es erlegt war.

Cyd spürte jetzt ein deutliches Verlangen nach einem starken Espresso. Um ihren lahmen Geist wieder auf Touren zu bringen, entschloss sie sich, die große Espressomaschine zu verwenden. Bereits das zischende, blubbernde Geräusch regte sie an, und als ihr auch noch der wunderbare, aromatische Duft des Mokkas in die Nase stieg, fühlte sie sich von frischer Energie durchströmt, und sie freute sich darauf, ihre Arbeit wieder aufnehmen zu können.

Auf einem kleinen Tablett nahm sie den Kaffee, eine Flasche Mineralwasser und ein Glas Scotch mit viel Eis mit sich ins Studio und setzte sich an ihren Laptop.

Als Erstes gab sie die Suchbegriffe ein. Es gab die übliche Flut von Information, doch Cyd hatte nur vor, ein etwas genaueres Bild von der Bedeutung der Ausdrücke zu bekommen. Schon bald war sie in der Datenfülle gefangen, ein Hinweis führte zum nächsten, und sie merkte erst, wie viel Zeit verstrichen war, als sie einen Schluck Kaffee nahm und dieser auf Raumtemperatur abgekühlt war. Auch das Eis in ihrem Whisky war restlos geschmolzen. Ein Blick auf die Uhr zeigte ihr, dass es nach sieben Uhr morgens war. Sie war seit mehr als zwei Stunden mit ihrer Recherche beschäftigt. Aber sie war sich sicher, die Zeit gut investiert zu haben. Sie hatte nun nicht nur eine klare Vorstellung von dieser Art von psychischen Störungen, sondern auch viele interessante Hintergrundinformationen gefunden, die für den Fall nützlich sein konnten.

Der nächste Schritt war eine andere Art von Networking. Sie würde alle ihre Kontakte im journalistischen und wissenschaftlichen Bereich in Anspruch nehmen, um herauszufinden, wer auf diese Art von seelischen Störungen spezialisiert war. Nachdem es selbst unter Medienleuten als Tabu galt, um sieben Uhr morgens geweckt zu werden, be-

schloss sie, sich selbst etwas Schlaf zu gönnen, damit sie einigermaßen ausgeruht weitermachen konnte.

Sie erwog kurz noch zu duschen, aber verwarf diesen Gedanken ebenso schnell, wie er gekommen war. Ohne sich zu waschen oder die Zähne zu putzen schaffte sie es gerade noch bis zu ihrer Schlafcouch, die nahe an der offenen Terrassentür stand.

Mit letzter Kraft stellte sie den Wecker auf neun Uhr, dann sank sie auf die Matratze und fiel sogleich in einen tiefen Schlaf.

Sie träumte, sie befände sich in einem riesigen Gebäude mit zahlreichen geräumigen Hallen, breiten Treppen und endlos langen Korridoren. Auf beiden Seiten der Gänge waren verschlossene Türen, an denen Namensschilder und kunstvoll gefertigte Klopfer angebracht waren. Sie irrte durch die Räume auf der Suche nach Menschen, klopfte, rief, fand unversperrte Türen zu Abstellkammern und leeren Zimmern, doch was immer sie versuchte, niemand antwortete, keine Menschseele, all ihre Bemühungen waren umsonst. Es war ihr, als wäre sie die einzige Darstellerin auf einer Bühne der Einsamkeit und Verlorenheit, ein zynischer Gedanke in einer grauenhaften Leere, einem grotesken Spiel, das nur einen Inhalt hatte, das große Nichts.

Plötzlich ein schriller durchdringender Ton, der ihr unter die Haut fuhr, ein quälendes, nicht enden wollendes Geräusch, das wie eine feindliche Invasion in Angriffswellen gegen die Orientierungslosigkeit des Erschöpfungszustandes vorstieß. Als sie endlich erkannte, wo sie war und dass es ein Anruf war, der sie aus dem Schlaf gerissen hatte, hetzte sie zum Telefon. Sie riss den Hörer so heftig von der Gabel, dass der Apparat dabei zu Boden fiel.

„Ja, bitte?“ Es fiel ihr schwer, sich mit ihrem Namen zu melden. Keine Antwort, nur das monotone Summen der Freileitung.

In jenem merkwürdigen Niemandsland zwischen Wach- und Schlafzustand wusste sie nicht, was es war, Traum, Phantasie oder Halluzination? War sie wach gewesen, als sie träumte, und täuschten ihre Sinne sie jetzt, wo sie glaubte, wach zu sein? Sie würde nichts davon klären können. Sie war jedoch ausreichend bei Sinnen, um die nächs-

ten notwendigen Schritte zu kennen, die sie aus der Lethargie führen würden. Wie eine Blinde auf einem schwankenden Schiff kämpfte sie sich tastend und stützend zur Dusche im Badezimmer vor.

Es war ein wenig belebendes Rinnsal, das aus dem Brausekopf kam, aber es war Wasser, lauwarm und gleichzeitig erfrischend, zu spärlich um wirkungsvoll ihre Lebensgeister zu wecken und doch voller natürlicher Energie. Nach einigen Minuten begannen sich die Nebel zu lichten, und sie war nun sicher, dass sie jetzt wach war und davor geträumt hatte.

Wieder klingelte das Telefon und sie hetzte aus der Dusche. Diesmal erreichte sie den Apparat rechtzeitig und meldete sich, wie gewohnt, mit ihrem Namen.

„Hi Cyd, was ist los mit dir, ich habe gestern den ganzen Tag nichts von dir gehört? Bist du böse auf mich oder verheimlichst du etwas?“ Der Ton, in dem Ian sprach, zeigte, dass er nur scherzte, doch Cyd spürte, dass beide Vorwürfe in gewissem Maß zutrafen. Es regte sich auch ein wenig ihr Gewissen, weil sie gehofft hatte, es wäre Chambers, der anrief. So gab sie sich versöhnlich und entschied, Conrad in den letzten Stand ihrer Ermittlungen einzuweihen.

„Weder noch, mein Lieber, aber es gibt nun einmal auch Menschen, die arbeiten, während andere ständig auf der Suche nach Lustgewinn sind.“

„Apropos Lustgewinn, wie wäre es, wenn ich heute Abend zu dir käme, um unser Prozedere zu besprechen?“

Cyd lachte. „Ach so nennt man das neuerdings! Prozedere. Da musst du dir schon was Besseres einfallen lassen.“

„Was gibt es Besseres, als eine Beziehung die Fortschritte macht?“, entgegnete er mit nicht zu überhörendem, eindeutigen Unterton.

„Sei bitte einen Moment ernst, Ian, ich habe wichtige Informationen für dich.“

Mit eindringlicher Stimme erzählte sie ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit von ihrem Gespräch mit Dr. Brochart und ihrem Hinweis auf einen möglichen Schuldkomplex.

Ians Begeisterung über diese Spur war unverkennbar. „Das könnte uns tatsächlich weiterbringen. Wir sollten versuchen herauszufinden, wer der beste Experte für Schuldkomplexe ist. Vielleicht gelingt es uns so, das Profil des Täters zu erweitern oder gar neue Hinweise auf seine Identität zu bekommen.“

„Genau das habe ich auch vor. Hast du irgendwelche Kontakte, die uns weiterhelfen könnten?“

„Durchaus möglich. Die Frage ist, was ich dafür bekomme.“

„Lass doch diese blöde Mache und werde endlich erwachsen. Wer von deinen Kollegen könnte da Bescheid wissen?“ Dass ihr Widerstand nur gespielt war, entging ihm nicht.

„Eben weil ich erwachsen bin, erwarte ich mir einen entsprechenden Lohn für meinen Einsatz. Die tägliche gute Tat des Pfadfinders aus Selbstlosigkeit habe ich seit meiner Pubertät hinter mir. Und eines kann ich dir sagen, der Einsatz ist nicht unbeträchtlich. Meine Kollegen sind keine Psychiater mit Erfahrungen in praktischer Kriminologie. Wenn ein Kontakt also etwas nützen soll, muss ich mich selbst umhören und recherchieren. Ich schlage vor, ein gemeinsames Abendessen inklusive Dessert.“

„Einverstanden, den Menüplan bestimme ich, auch das Dessert. Hör dich um und ruf mich an, wenn du fündig geworden bist.“

Cyd mochte Ian und fand diese spielerischen Flirts amüsant, doch spürte sie auch, dass sie sich solche Gespräche mit Chambers wünschte, auch wenn sie intuitiv wusste, dass mit ihm eine oberflächliche Konversation voller Leichtigkeit und Verbalerotik undenkbar wäre.

Conrad überlegte, wer ihm in dieser Angelegenheit weiterhelfen könnte. Es war nicht sinnvoll, irgendeinen entfernten Kontakt einzuschalten. Wissenschaftler haben die Tendenz bei solchen Anfragen

leichtfertig zuzusagen, um dann nie mehr zu reagieren. Seine Quelle müsste mit der Therapeuteszene vertraut sein und darüber hinaus die Bereitschaft aufbringen, sich tatsächlich zu engagieren.

Nach einigem Nachdenken fiel seine Wahl auf einen Dozenten der klinischen Psychologie, der zwar selbst kein Therapeut war, die verschiedenen Richtungen und deren kompetenteste Repräsentanten aber bestens kannte. „Das würde nicht billig werden“, befürchtete er. Dr. Greg Byron war bekannt für seinen extravaganten Lebensstil. Um diesen finanzieren zu können, hatte er zahlreiche Nebengeschäfte laufen, für die er sich gut bezahlen ließ. Ian wählte seine Nummer an der Universität und erreichte Byron auf dem Weg zu einer Vorlesung.

„Rufen Sie mich in zwei Stunden wieder an“, sagte der Akademiker mit gehetzter Stimme.

Conrad beschloss die Zeit für eine Suche im Netz zu nützen. Da es ihm um eine Person und nicht um das Thema ging, schien ihm die Chance für einen Treffer am größten, wenn er sich unter den Autoren von Fachpublikationen umsah. Er loggte sich in die universelle Bibliothek ein und versuchte es mit einer Reihe von Suchwörtern. Die Menge an ausgegebener Literatur war beachtlich. Er führte eine Selektion nach dem Erscheinungsjahr durch und beschränkte sich dabei auf die letzten fünf Jahre. Die Datenmenge war immer noch unüberschaubar. Als er schließlich nur das letzte Jahr abrief, reduzierte sich die Zahl der Einträge auf einige zehntausend. So würde er nicht weiterkommen. Das waren die Grenzen der Anwendbarkeit am Superhighway of Information.

Ungeduldig blickte er auf seine Uhr. Die zwei Stunden waren bereits vergangen. Er beschloss einen zweiten Anlauf zu nehmen. Diesmal wirkte Byron bedeutend ruhiger.

„Nun, lieber Kollege, was haben Sie auf dem Herzen?“, gab er sich übertrieben jovial.

„Ich brauche Ihre Expertise zum Thema Schuldkomplexe. Wer ist der beste Fachmann auf diesem Gebiet?“

„Schuldkomplexe, sagen Sie. Wie schnell brauchen Sie die Informationen?“

„In spätestens zwölf Stunden“, drängte Ian ungeduldig, da er wusste, dass sein Bekannter nur versuchte den Preis in die Höhe zu treiben.

Tatsächlich antwortete dieser mit entwaffnender Offenheit. „Das kostet dann etwas mehr, sagen wir zweitausendfünfhundert?“

„Sagen wir tausend, wenn Sie die Information gleich herausrücken. Sie haben doch ohnedies alles, was ich brauche, im Kopf.“

Der geschäftstüchtige Akademiker sah sich durchschaut und lachte. „Einverstanden. Sind Sie aufnahmebereit? Also vor drei Jahren hätte ich nicht den geringsten Zweifel gehabt, wer für Sie der richtige Experte wäre – Lawrence Young, Psychiater und Dramatherapeut von der Corpus Christi University in San Diego. Er hat sich allerdings aus dem Berufsleben zurückgezogen – ich fürchte, der Ärmste hat sich übernommen und ist abgestürzt. Ich meine damit, wirklich abgestürzt. Kommt in unserem Beruf ja nicht so selten vor. Jetzt soll er auf einer kleinen Insel im Lake Huron in Ontario leben.“

„Haben Sie die Adresse?“

Byrons heiseres Lachen klang wie ein Hustenanfall. „Adresse ist gut. Der Name der Insel heißt angeblich Ithaka. Könnte aber auch ein Scherz sein – oder Teil des Krankheitsbildes.“

„Sie sagten, vor drei Jahren hätten Sie mir Dr. Young empfohlen. Wer ist heute der führende Experte?“

„An Young reicht keiner heran. Der war einsame Klasse auf diesem Gebiet. Aber prinzipiell gehört die Arbeit mit Schuldkomplexen zum Behandlungsalltag aller Psychotherapeuten. Ich kann Ihnen einige hervorragende Praktiker nennen.“

„Danke, ich wollte den Experten, nicht irgendeinen Praktiker“, entgegnete Ian frustriert.

„Dr. Young, schließlich lebt er noch. Ithaka in Ontario.“ Wieder dieses heisere Lachen. „Meine Kontonummer sende ich Ihnen per Mail, werter Freund. Dann bis zum nächsten Mal.“

Ian war sich darüber im Klaren, dass er eben für ein Dessert tausend Dollar ausgegeben hatte. „Ein Grund mehr, gleich das Abendessen mit Cyd fest auszumachen“, dachte er sich.

Cyd ging nicht ans Telefon, als Ians Anruf hereinkam. Sie konnte nicht sagen warum, aber sie hatte im Moment keine Lust, mit ihm zu sprechen. Als er die Ergebnisse seiner Recherche in die Mailbox sprach, war sie nahe daran, sich in die Leitung zu schalten, doch dann ließ sie es doch bleiben. Sie setzte sich direkt an ihren PC und versuchte herauszufinden, was der Grund für Youngs Ausstieg war. Es war seltsam, jede Menge Information über seine Arbeit, akademische Laufbahn und Publikationen, doch kein Wort über den plötzlichen Abbruch. Niemand schien eine Ahnung davon zu haben, warum Young plötzlich alles hinter sich gelassen hatte, um sich in die Einsamkeit des Lake Huron zurückzuziehen.

Cyd dachte kurz nach, dann ging sie zu ihrem Boss.

Jenkins war gerade dabei die Texte für die nächste Nachrichtensendung zu kontrollieren, als Cyd ihn mit ihrem Anliegen überraschte.

„Was versprechen Sie sich davon nach Kanada zu fahren?“, fragte er aus Gewohnheit. Nicht ablehnend, sondern hinterfragend. Um zu sehen, ob die Antragstellerin wirklich hinter ihrem Projekt stand, oder ob es nur eine halbherzige Aktion war.

„Dr. Young könnte der Schlüssel zu diesem Fall sein. Wir wissen, dass er der führende Mann auf dem Gebiet der Schuldkomplexe ist, und wir wissen weiter, dass der Balsamierer wegen dieser Störung in psychiatrischer Behandlung war. Möglicherweise kennt Young sogar den Killer.“

Jenkins konnte diese Argumente annehmen. Er war immer schon ein Fan von Feldarbeit gewesen. Am liebsten hätte er sich selbst auf den Weg gemacht.

„Genehmigt. Wann fahren Sie?“

„Noch heute Abend, Sir“, imitierte Cyd seinen militärisch knappen Stil.

Auf dem Weg zum Flughafen muss ich unbedingt Ian anrufen, um ihm mitzuteilen, dass unsere Verabredung auf unbestimmte Zeit verschoben ist, nahm sie sich vor. Das bin ich ihm schuldig.

Kapitel 12

Ruth war mitten in einer Teamsitzung, als ein Anruf für sie in den Besprechungsraum geleitet wurde. Es war Linda, ihre persönliche Assistentin und Vertraute. „Wichtiger Anruf für dich auf Leitung drei“. „Du weißt doch, dass ich bei den Projektsitzungen keine Anrufe erhalten möchte“, entgegnete sie aufbrausend.

„Diesen Anruf wirst du annehmen wollen, glaube mir“, gab sich Linda überzeugt.

„Ja, bitte?“, fragte Ruth kurz angebunden.

„Hier spricht Chambers. Kommt mein Anruf ungelegen?“

Als Ruth die sanfte Stimme des Mediziners vernahm, liefen ihr Schauer über den Rücken. Sie stand panikartig auf und zog sich in eine entfernte Ecke des Raumes zurück. „Nein, überhaupt nicht“, log sie, „Sie stören nie.“

Chambers schien echt erfreut. „Ich wollte Sie fragen, ob Sie heute Abend mit mir zum Dinner ausgehen wollen. Es gibt da ein vorzügliches französisches Restaurant, Coronado Avenue, Ecke Myrtle Street. Wenn Sie einverstanden sind, hole ich Sie um neun Uhr zu Hause ab.“

Ruth musste sich zusammennehmen, um nicht einen Freudentanz aufzuführen und laut loszubrüllen. Im völligen Gegensatz zu ihren Gefühlen antwortete sie höflich und gefasst. „Vielen Dank, das passt mir ausgezeichnet. Ich freue mich.“

Sie wusste nach der Sitzung nicht mehr, wie sie es geschafft hatte, die Besprechung mit ihrem Mitarbeiterteam zu Ende zu führen. Die Gedanken an Chambers und die Bedeutung dieser Einladung nahmen sie völlig gefangen. Es war das erste Mal, dass sie sich privat treffen würden, ohne die Fahndungsgruppe als Vorwand zu verwenden. Und was am meisten zählte war, dass er die Initiative übernommen hatte. Sie entschloss sich, früher Schluss zu machen, um sich für den großen Abend vorzubereiten.

Pünktlich um neun klingelte es an der Haustür. Ruth warf einen letzten Blick in den Spiegel, dann ging sie nach draußen und begrüßte Chambers mit einem gehauchten Kuss auf beide Wangen. Sie hatte lange überlegt, ob sie diese freundschaftliche, aber doch recht intime Geste riskieren sollte. Schließlich war sie zu dem Schluss gekommen, dass sie seinen überraschenden Schritt mit einer entsprechenden Antwort weiterführen sollte. Chambers nahm die Zärtlichkeit wie eine lang vertraute Geste an. Ruth spürte, wie er im Moment der Begrüßung eine Hand an ihre Hüfte und die andere auf ihre Schulter legte. Es war ein wundervolles Gefühl, das ihr Blut in Wallung brachte. Er führte sie zärtlich am Ellenbogen, als sie zu seinem Wagen gingen.

Das Restaurant erwies sich als das richtige Ambiente für den bedeutungsvollen Anlass. Der Speisesaal des Natursteinhauses bot mit verschiedenen Erkern und Nischen die idealen Voraussetzungen für ein diskretes Dinner zu zweit. Die gedämpfte indirekte Beleuchtung und der Schein zahlreicher Kerzen schufen eine Stimmung von Festlichkeit und Lebendigkeit. Der großzügig bemessene Abstand zwischen den Tischen ermöglichte ein ungestörtes Beisammensein und vertraute Gespräche. Das Personal war aufmerksam, ohne aufdringlich zu sein. Der Geschäftsführer Marc Lelord brachte sie persönlich zu ihrem Tisch vor einem großen Panoramafenster mit Blick auf einen kunstvoll beleuchteten Garten. Er überzeugte sich, dass sie mit seiner Wahl zufrieden waren. Kurz darauf erschien der Küchenchef und gab ihnen einige Empfehlungen für das Menü des Abends. Es gab im „Les Ombres“ keine Karte. Der Mâitre de Cuisine empfahl nach seiner Einschätzung den Gästen eines der abendlichen Menüs mit den entsprechenden Getränken. Er beschrieb ihnen die Speisefolge. Chambers, der bereits öfters im Les Ombres diniert hatte, stimmte vorbehaltlos zu und Ruth schloss sich ihm an.

Das Dinner wurde mit einer Mourtaïrol eröffnet, einer Safransuppe nach einem französischen Rezept aus dem Périgord. Dazu tranken sie Côte de Fontenay, einen Chablis Premier Cru aus der Bourgogne.

Ruth spürte, wie der Wein sie belebte und sie wusste, dass sie auf sich Acht geben musste. Die Atmosphäre dieses Ortes und die Gesellschaft von Chambers übten eine hypnotische Wirkung auf sie aus. Es überraschte sie, wie locker und unterhaltsam er sein konnte. Sie sprachen über dieses und jenes, ohne sich auf ein bestimmtes Thema festzulegen.

Nach einiger Zeit erschien der Weinkellner wieder an ihrem Tisch. Er öffnete gekonnt eine Flasche Château Belair St.-Émilion, schnüffelte kurz am Korken und goss dann ein wenig von dem Wein in Chambers Glas. Dieser kontrollierte die Farbe des Weins gegen das Licht, schwenkte ihn ein paar Mal im Glas und nahm schließlich das Aroma durch die Nase auf. Dann kostete er und nach einer kurzen Pause nickte er dem Garçon zu. „Ein schöner Wein.“ Der Kellner nahm das ungewöhnliche Urteil mit einem leichten Neigen des Kopfes entgegen und füllte ihre Gläser.

Kurz darauf wurde die Hauptspeise serviert. „Voilà, Pintade aux morilles“, verkündete der Maître de Cuisine, während er die Speise servierte. Mit dem Perlhuhn auf Morcheln hatte der Küchenchef genau ihren Geschmack getroffen und das Gericht harmonierte perfekt mit dem Bordeaux.

Chambers sah Ruth schmunzelnd an. „Das Gericht erinnert mich an eine Jagd auf Perlhühner, zu der ich einmal mit anderen Ärzten eingeladen war. Obwohl unsere fidele Jagdpartie aus allen Rohren feuerte, endete der Jagdausflug damit, dass kein einziger Vogel erlegt worden war. Einer meiner Ärztekollegen begründete die Nullstrecke damit, dass Ärzte schließlich darauf eingestellt seien, Leben zu retten und nicht Lebewesen zu töten.“

Ruth hätte sich niemals gedacht, dass ein Mann wie Chambers Teil einer Jagdgesellschaft sein könnte. Sie empfand ihn als so einzigartig und charismatisch, dass sie sich ihn überhaupt nicht als ein einfaches Mitglied einer Gruppe vorstellen konnte. Umso mehr schätzte sie seine bescheidene Art, wenn er sich zurücknahm, und sein Understatement, was seine Persönlichkeit betraf.

Nach der ausgiebigen Hauptspeise entschieden sie sich dazu, den Käse wegzulassen und das Dinner gleich mit dem Dessert zu beenden. Ruth wählte Tarte à l'envers aux abricots, einen Aprikosenkuchen nach Art der Dauphiné, während Chambers dem Far breton, einem Rosinenpudding, den Vorzug gab. Dazu gab es Sauternes Château Guiraud, einen süßen weißen Dessertwein.

Ruth hatte sich lange nicht mehr so wohl gefühlt wie an diesem Ort in der Gesellschaft dieses außergewöhnlichen Mannes.

Chambers beugte sich zu ihr und raunte ihr zu: „Wissen Sie, eigentlich ist mir das ganze Getue mit den Bestellungen in französischer Sprache und dem Aufwand, der hier mit den Speisefolgen und den Weinen betrieben wird, fast unangenehm. Aber hin und wieder zieht es mich dann doch hierher, weil es einfach so gut schmeckt. Dafür nehme ich in Kauf, als Snob angesehen zu werden.“ Ruth lachte und antwortete aus tiefster Überzeugung.

"Das wäre das letzte, wofür ich Sie halten würde. Und selbst wenn, für so einen Abend bin ich auch bereit, mich für einen Snob halten zu lassen."

"Wie wäre es, wenn wir Kaffee und Cognac am Seerosenteich zu uns nehmen, oder ist es Ihnen im Freien zu heiß?"

Ich würde alles mitmachen, wozu er mich bäte, dachte sich Ruth, bevor sie antwortete. „Nein, keineswegs, der Seerosenteich klingt gut.“

Chambers gab dem Maitre ein Zeichen. Dann standen sie auf und Ruth spürte beim Hinausgehen wieder mit Schaudern, wie Chambers Hand leicht ihren Arm berührte.

Sie nahmen am Rand der steinernen Einfassung Platz und ließen die Magie der Sommernacht auf sich wirken. Das Funkeln der Sterne am Firmament, das Zirpen der Zikaden zusammen mit dem Konzert der Frösche. Hin und wieder war das Aufschlagen eines hochspringenden Fisches auf dem Wasser zu vernehmen, dazu kam der betörende Duft von vielerlei Pflanzen und brackigem Wasser. Es war eine Nacht wie am Anbeginn der Zeit.

Wenig später wurde der Espresso in kleinen Tassen serviert. Den Cognac füllte der Kellner nach Augenmaß aus einer Karaffe in die Schwenker. Nachdem er sich überzeugt hatte, dass seine Gäste keine weiteren Wünsche hatten, zog er sich diskret zurück.

Ruth spürte, dass die Stimmung sich auf einmal verändert hatte. Nun war der Zeitpunkt gekommen, wo sie entscheiden musste, wie es mit ihrer beider Leben weitergehen würde.

„Dr. Chambers, es gibt da eine Frage, die mich schon lange beschäftigt.“ Ruth tat sich sichtlich schwer, ihr Anliegen vorzubringen. Irgendetwas in ihr entschied jedoch, dass an diesem Abend kein Weg daran vorbeiführen würde, und so fuhr sie fort. „Ich habe bei meiner Arbeit immer wieder mit extremen Ausprägungen von leidenschaftlichen Gemütszuständen zu tun. Einer Art von Besessenheit in Form krankhafter Liebe, die von der völligen Selbstaufgabe bis zur Verfolgung und Tötung der Zielperson führt. Ich frage mich, ob solche Zustände immer pathologisch sind, oder ob auch gesunde Menschen so starke Gefühle entwickeln können. Und wenn, wie gehen diese damit um. Vielleicht können Sie mir weiterhelfen. Schließlich sind Sie als Arzt ja mit der Psyche des Menschen vertraut, obwohl Ihr Fachgebiet die forensische Medizin ist.“

Verwundert über diese Worte beugte Chambers sich in ihre Richtung, bevor er entgegnete. „Ihre Annahme, dass Ärzte immer wieder mit psychischen Themen konfrontiert werden, kann ich nur vorbehaltlos bestätigen. Sie irren jedoch, wenn Sie in mir nur einen Fachmann für forensische Medizin sehen. Ich habe meine klinische Tätigkeit als Neurologe begonnen und an dieser Fakultät waren die seelischen Erkrankungen allgegenwärtig.“

Ruth konnte ihre Überraschung nicht verbergen. „Aber wie kommt es dann, dass Sie Vorstand der Gerichtsmedizin sind?“

Chambers lehnte sich etwas zurück und ging kaum wahrnehmbar auf Distanz. „Nun, Sie wissen ja, wie das Leben manchmal so spielt. Gewisse Dinge scheinen vorbestimmt zu sein. Doch lassen Sie uns lieber auf Ihre Frage zurückkommen.“

Ruth war nicht klar, wie in seinem Fall das Leben so gespielt hatte. Trotzdem entschied sie sich nicht nachzubohren, sondern ihn einfach sprechen zu lassen. Vielleicht würde er selbst das Thema wieder aufgreifen.

Chambers sprach mit der gewohnt ruhigen Stimme, doch war am leidenschaftlichen Ton erkennbar, dass der so kontrolliert und nüchtern wirkende Wissenschaftler in seinem Leben offenbar tiefgehende emotionale Erfahrungen gemacht hatte.

"Amour fou, Leidenschaft bis zum Wahnsinn, ist ein weit verbreitetes Phänomen – der Stoff für unzählige Werke der Weltliteratur. Wenn Orpheus seine Eurydike so vorbehaltlos liebt, dass er es wagt, nach ihrem Tod in die Unterwelt vorzudringen und Hades die Verstorbene wieder abzurufen, berührt diese Geschichte die meisten Menschen tief in ihrer Seele und kaum jemand stellt sich die Frage, ob der begnadete Sänger aus einem krankhaften Geisteszustand heraus gehandelt hat. Das Edle seiner Tat überdeckt den pathologischen Anteil des Verhaltens. Ich persönlich finde die Frage, ob es sich bei solchen Beispielen um physiologische oder pathologische Verhaltensweisen handelt, ist es nicht wert gestellt zu werden. Ich bin der Meinung, wir sollen vielmehr der Frage nachgehen, was die Betroffenen veranlasst, solche extremen emotionalen Zustände zu empfinden. Emotionen – seelische Notfallsreaktionen, Zustände der Verwirrung, unorganisierte Erregung – es hat in der Psychologie viele Versuche gegeben, dieses Phänomen zu erklären. Wie auch immer, es sind Erscheinungen im Grenzbereich des Selbsterlebens und der Selbstkontrolle.

Vielleicht sollten wir die Bezeichnung Wahnzustände in Rauschzustände ändern. So könnte sich eine völlig neue Betrachtung ergeben. Es scheint, als wären die Entwicklungsgeschichte und später die Kulturgeschichte des Menschen gekennzeichnet von der Suche – um nicht zu sagen von der Sucht – nach Erlebnissen der Bewusstseins-erweiterung und Realitätsflucht.

Die Entwicklung des Bewusstseins muss für die frühen damit ausgestatteten Hominini traumatisch gewesen sein. Die ersten kognitiven Ansätze von Reflexionen der eigenen Existenz im Spiegel der Zeit. Die Grundfragen der menschlichen Existenz – wenn vielleicht auch nur in winzigen Ansätzen – woher kommen wir und wohin geht die Reise – jene ungeheurere Reise ohne vorhersehbares Ziel, ohne erkennbaren Sinn, die Frage nach dem Sein und noch erschreckender nach dem Nichtmehr-Sein, wenn unser Leben zu Ende geht. Ich kann die Suche nach psychotropen Substanzen durchaus verstehen, die in allen Kulturen verbreitet ist. Verständlich auch die Macht, die mit dem Wissen und der Handhabung solcher Substanzen verbunden ist. In allen Kulturen wurden den kundigen Schamanen und Priestern Sonderstellungen eingeräumt. Sie verfügten über das Wissen, wie Rauschzustände erzeugt, Schmerzen gelindert und unerklärliche Sinneseindrücke und Visionen unter Einfluss von Drogen hervorgerufen werden konnten. Ekstase, Trance, Erdentrückung, ja selbst die Gabe, unter dem Einfluss von Schierling oder Psilocybin, wie Geistwesen über die Landschaft zu fliegen, wurde ihnen zugesprochen. Und das betrifft nur die irdische Existenz. Stellen Sie sich vor, welche Macht damit verbunden wäre, den Tod zu besiegen und ewiges Leben anbieten zu können. Im Konzept der Unsterblichkeit vereinigen sich Glaube und Identifizierung mit einer Gruppe von Mitgläubigen, einfacher ausgedrückt, einer Religion.

Ein häufiges Charakteristikum der Liebestollheit – nach meiner Betrachtung besser Liebestrunkenheit oder Liebesrausch – ist die Identifizierung mit dem Objekt der Begierde. Eins werden mit der geliebten Person, verschmelzen, in ihr aufgehen, die eigene Identität ablegen und eine neue annehmen. Die Metamorphose in eine fremde Lebensform.“

Ruth war der magischen Anziehungskraft des Arztes, der ihr mit leiser eindringlicher Stimme seine innersten Gedanken offenbarte, längst erlegen. Wie ein Priester, der die Beichte abnimmt, saß Chambers bei geradem Oberkörper leicht vorgebeugt, während Ruth,

den Kopf ihm zugeneigt, in Erwartung einer rettenden Heilsbotschaft mit ihrem Blick fest an seinen Lippen hing. Sie fühlte mit jedem Satz mehr, dass er von ihnen beiden sprach. Und sie spürte die Gewissheit in sich, dass es ihr Schicksal war, ihr Leben an der Seite dieses Mannes zu verbringen. „Große Liebende“, sie lächelte bei der Vorstellung und empfand, wie ein unbeschreibliches Glücksgefühl sie erfasste und sich in ihrem ganzen Körper ausbreitete. Sie spürte immer deutlicher, wie der Wunsch nach den Zärtlichkeiten dieses Mannes sie durchflutete.

Langsam begann sie sich ihm zu öffnen und persönliche Dinge von sich preiszugeben. Sie erlebte Chambers als aufmerksamen, empathischen Zuhörer, der ihr das Gefühl vermittelte, alles was sie sagte, sei für ihn persönlich bedeutsam. So sprach sie von ihrem Berufstrauma, ihren Ängsten und den Versuchen, diese mit Bogenschießen und Zen unter Kontrolle zu bekommen. Irgendwann an diesem Abend nannte er sie Ruth und sie ihn Chris, und er wurde zum großen Vertrauten ihres Herzens.

Es war weit nach Mitternacht, als sie in seinen Wagen stiegen, um die Rückfahrt anzutreten. Auf dieser Fahrt durch die verwaisten Straßen der nächtlichen Stadt wusste sie, dass sie endlich ihre Mitte gefunden hatte.

Cyd legte einen kurzen Zwischenstopp zu Hause ein, um ihren stets mit dem Nötigsten gepackten Bereitschaftskoffer abzuholen, dann noch ein Halt bei Harringtons Bookstore, wo sie sich ein Fachbuch über Schuldkomplexe besorgte, und schließlich fuhr sie auf dem direkten Weg zum Flughafen.

Da sie kein Ticket reserviert hatte, verging die Taxifahrt mit der hektischen Suche nach der schnellsten Flugverbindung. Es war nicht einfach nach Toronto zu gelangen – sie musste über Huston, von dort nach Newark und schließlich weiter nach Toronto. Mit viel Glück schaffte sie es tatsächlich, einen Platz in der letzten Maschine des Tages zu bekommen.

Die Reise erwies sich als Tortur ohnegleichen, alle drei Maschinen waren voll belegt und die Flugzeuge bis zum Äußersten mit Sitzreihen ausgestattet. Das Wetter in Ontario war stürmisch, was die Passagiere auch deutlich zu spüren bekamen. Beim Anflug auf Toronto wiederholte die Kabinencrew mehrfach die Hinweise auf Notausgänge und die entsprechenden Leuchtmarkierungen auf dem Boden. Cyd litt in keiner Weise unter Flugangst, im Gegenteil, das Durchgerütteltwerden von starken Turbulenzen hatte für sie den Charakter einer vergnüglichen Fahrt mit der Achterbahn. So faszinierte es sie zu sehen, wie sich die Form der Maschine im turbulenten Landeanflug um die Längsachse torquierte. Sie erinnerte sich gelesen zu haben, dass die modernen Fluggeräte so elastisch seien, dass es möglich wäre die Tragflächen nach oben zu biegen, bis sich die Spitzen berührten. Beruhigender Gedanke, dachte Cyd, in so einem Wunderding zu fliegen, auch wenn sie sich nicht sicher war, ob der Artikel nicht reiner Humbug war. Wie auch immer, die Landung war hart und man konnte spüren wie die Piloten kämpften, auf der regennassen Piste die Kontrolle über den Jet zu behalten. Wie zu Pionierzeiten der Luftfahrt applaudierten einige erleichterte Passagiere der Crew.

Angesichts der Wetterbedingungen war Cyd froh, dass sie ihre Reise mit dem Bus fortsetzen würde. Am Terminal verstaute sie ihr Bordcase in der Ablage des Reisebusses und nahm in der vorletzten Reihe am Fenster Platz. Der Bus war nicht voll und sie war glücklich, einen Platz ohne Sitznachbarn gefunden zu haben. Jetzt konnte sie abschalten und sich zurücklehnen. Sie atmete ein paar Mal tief durch, ließ ihren Kopf gegen die Nackenstütze sinken und genoss die Fahrt durch die herbstliche Landschaft. Auch hier wirkten immer wieder starke Böen auf die Fahrzeuge ein, erfassten auch den Reisebus, drückten ihn kurz aus der Bahn, bevor der routinierte Fahrer die Kräfte durch leichte Gegenlenkbewegungen ausglich.

Cyd hatte bereits beim Einsteigen entschieden, dass sie dem Fahrer vertrauen konnte und sie sich in diesem Fahrzeug wohl fühlen würde. Nachdem sie etwa eine Stunde in diesem Entspannungszustand verbracht hatte, begann sie wieder den Antrieb der Ermittlerin in sich zu spüren.

Beim nächsten Stopp besorgte sie sich in der Cafeteria eine detaillierte Karte von Perry Sound und einen großen Becher Kaffee mit Schutzkappe. Nachdem sie sich kurz auf der Karte orientiert hatte und wusste, wo sie hinmusste, nahm sie das Buch aus ihrer Tasche und machte es sich erneut bequem. Eigentlich hatte sie vorgehabt das Buch auf dem Flug zu studieren, doch dafür waren die Widrigkeiten zu groß gewesen. Umso mehr freute sie sich jetzt darauf, einen Einblick in die Welt der Wahnerkrankungen zu nehmen.

Cyd war überrascht, wie viele unterschiedliche Formen von Wahnerkrankungen es gab und wie vertraut ihr diese aus ihrer Umgebung waren. Plötzlich glaubte sie bei fast allen ihren Bekannten, den Kollegen und auch bei sich selbst Anzeichen von Wahnsymptomen zu erkennen.

In dem Fachbuch wurde Wahn als das komplexeste Phänomen seelischer Störungen beschrieben. Es fand sich auch ein Hinweis darauf, dass die meisten Menschen, im Gegensatz zu den Fachleuten, zu wissen glaubten, worum es sich bei diesen seelischen Störungen handelte. In den Augen der Spezialisten, war hier zu lesen, gehörten Wahnerkrankungen zu den schwierigsten Herausforderungen in der Psychiatrie, was Diagnose, Arzt-Patient-Verhältnis und Therapie betraf. Eine Definition beschrieb Wahn als krankhafte Fehlbeurteilung der Realität mit starrer Tendenz daran festzuhalten, auch wenn sie im Widerspruch zur eigenen Lebenserfahrung und zum Urteil gesunder Mitmenschen stünde. Als charakteristisch war auch angeführt, dass der Wahnkranke gar keinen Wunsch hätte, seine wahnhaften Überzeugungen zu verändern. „Er hält unerschütterlich an ihnen fest, während sein übriges Denken und seine sonstige Urteilsfähigkeit auch unauffällig sein können. Trotzdem ist der Patient unfähig

sich diesem subjektiven Bezugssystem zu entziehen, aus seinem ‚Wahngefängnis‘ auszubrechen und den Wahn-Symptomen zu entkommen. In dieser Gefangenschaft ist die Wahnwirklichkeit des Betroffenen die einzige existente Wirklichkeit. Manchmal ist eine Teilnahme an der Realität der Gesunden noch teilweise möglich, doch selbst dann nimmt der Wahn den wichtigeren Teil im Leben der Person ein. Es können aber auch Wahn und Realität nebeneinander bestehen, ohne sich zu stören. Der Betroffene lebt dann in zwei Welten.“

Cyd erappte sich immer wieder dabei, wie sie jede neue Information an sich selbst überprüfte. Dabei erkannte sie eine starke Tendenz, in Fällen von Übereinstimmung auffälliger Verhaltensmuster das Fachwissen sogleich zu verwerfen oder zumindest in Frage zu stellen.

Sie widerstand der Versuchung mit Hilfe des erworbenen Wissens eine tiefergehende Analyse der ihr vertrauten Umgebung vorzunehmen und entschied sich, nur die Formen des Wahnerlebens zu vertiefen, die für den Fall relevant waren. Beim Durchsehen des Inhaltsverzeichnisses fand sie ein Kapitel, das mit Schuldwahn oder Verurteilungswahn bezeichnet war.

„Typisch für dieses Krankheitsbild ist die Überzeugung des Kranken, er habe gegen Gott, göttliche Gebote oder höhere sittliche Gesetze verstoßen. Ob es sich um eine wahnhaft e Einbildung handelt oder um eine maßlose Über-Wertung von tatsächlichen Verfehlungen, die zu pathologischen Schuldgefühlen führt, ist dabei nicht so sehr von Bedeutung. Der Betroffene hält sich für schlecht und minderwertig, von der Gesellschaft geächtet und verdammt. Nicht selten handelt es sich bei seinem Vergehen um eine Unterlassungsschuld, der Betroffene war in entscheidenden Momenten nicht für andere da oder ist in unverzeihlicher Weise seiner Verantwortung nicht nachgekommen. Dabei werden reale Ereignisse aus dem eigenen Leben in den Wahnhalt einbezogen.“

„Liebe Reisende, wir erreichen in Kürze die nächste Station ‚Georgian Bay‘. Passagiere, die hier aussteigen, werden gebeten, ihr Gepäck vorzubereiten und sich fertig zu machen.“ Die angenehm geerdete Stimme des Busfahrers holte Cyd in die Wirklichkeit zurück. Sie war froh, ihre Beschäftigung mit den seelischen Erkrankungen unterbrechen zu können.

Der Busbahnhof war richtig heimelig. Alte Schwarz-Weiß-Fotos aus der Umgebung an den Wänden, Anzeigen von Motels, Guesthouses und Angler-Lodges an der Pinwand der Cafeteria. Am Kiosk wurden Sonderbriefmarken aus der Gründerzeit der Buslinie zum Verkauf angeboten.

Cyd war jetzt auf fremde Hilfe angewiesen. Bei ihrer übereilten Recherche hatte sie lediglich herausgefunden, dass dies der Ort war, von dem aus die Insel des Doktors am leichtesten zu erreichen war. Sie nahm kurz die Atmosphäre der Umgebung in sich auf und fühlte sich auf Antrieb wohl. Sie spürte, dass hier Gastfreundschaft und Nachbarschaftshilfe noch zu den Grundtugenden der Menschen zählte.

Der Betreiber der Cafeteria war ein humorvolles, kanadisches Original, der seine langen grauen Haare als Pferdeschwanz trug und in der landesüblichen Tracht mit Jeans und kariertem Wollhemd gekleidet war.

„Kennen Sie zufällig Doktor Young, den Psychiater, der auf Ithaka lebt?“ fragte Cyd beherzt.

„Ithaka war die Heimat von Odysseus“, entgegnete der belesene Alte mit einem belustigten Lächeln. Am besten fliegen Sie mit den Olympic Airways von Toronto nach Athen und von dort nehmen Sie die Fähre zu den Ionischen Inseln. Doch Vorsicht, die Reise dorthin ist nach Homer mit zahlreichen Abenteuern verbunden und es kann recht lang dauern. Zehn Jahre, um genau zu sein.“

„Oh Gott, nicht schon wieder fliegen“, antwortete Cyd mit gespieltem Entsetzen. „Der Doktor soll auf einer kleinen Insel hier im Perry Sound leben.“

„Da muss ich leider passen“, gab der Mann schmunzelnd zurück. Ich kenne keine Insel dieses Namens hier. Aber fragen Sie doch Phil Jacobi von der Angler Lodge, der kennt hier praktisch jeden. Außerdem ist er auch für den Bootsverleih zuständig.“

„Und wie komme ich zu Jacobi?“

„Warten Sie“, beruhigte er sie, „ich rufe ihn an. Phil ist ein alter Charmeur. Für ihn gibt es nichts Schöneres als eine junge, attraktive Frau persönlich abzuholen.“

„Sie sind ein Schatz, ich mache mich inzwischen ein wenig frisch.“ Aus dem Waschraum konnte Cyd das Telefongespräch mithören.

„Phil, Warren hier, Kundschaft für dich. Genau deine Kragenweite, will nach Ithaka zu einem Doktor Young. Ich habe ihr gesagt, du würdest sie liebend gerne von hier abholen.“

Cyd wusste nicht, was Jacobi ihm geantwortet hatte. Dem Lachen von Warren nach zu schließen, wollte sie es auch gar nicht so genau wissen. Das hatte ihr gerade noch gefehlt – ein angelbegeisterter Aufreißer.

Sie kehrte in den Gastraum zurück, wo Warren zwei Tassen Kaffee vorbereitet hatte. Alternde Männer, dachte sie resigniert. Vielleicht hätte sie den „Schatz“ doch besser weglassen sollen.

„Phil ist schon unterwegs“, versicherte er. Inzwischen können Sie mir bei einer Tasse Kaffee Gesellschaft leisten.“

„Ich wüsste nicht, was ich lieber täte“, sagte sie mit zuckersüßer Stimme. „Ihr kanadischen Eingeborenen seid ja wirklich ein Musterbeispiel an Gastfreundschaft.“

Der Alte ging auf ihr Spiel ein. „Warten Sie nur bis Sie Phil kennen gelernt haben. Dann wissen Sie, was Gastfreundschaft ist. Er ist allerdings kein Eingeborener, er zählt zu den Siedlern – kommt aus der Schweiz.“

„Ah aus der Schweiz – Käse, Schokolade und Bankgeheimnisse“, neckte Cyd.

„Da machen Sie sich mal keine Illusionen, die Geheimnisse von Jacobi sind von ganz anderer Art.“

„Jetzt haben Sie mich aber neugierig gemacht, was könnte das wohl sein?“

„Fischgründe“, sagte Warren mit einem entwaffnenden Lächeln, „ihn interessieren neben hübschen, jungen Frauen nur kapitale Barsche.“

„Na, da kann ich mich ja einigermaßen sicher fühlen. Mit einem kapitalen Huron-Barsch kann ich auf keinen Fall mithalten.“

Bald darauf signalisierte ein lautes Hupen die Ankunft des Schweizers.

Er war ein freundlicher, brünetter Herr in den Fünfzigern. Im Gegensatz zu Warren trug er sein Haar kurz, aber auch er war mit Jeans und Lederblouson lässig gekleidet. Nach den üblichen Begrüßungsfloskeln fand sie ihn durchaus sympathisch. Ein bisschen zu charmant für ihren Geschmack, aber ebenso nett wie harmlos.

„Ich bin dafür, dass wir gleich aufbrechen. Wir haben Sturmwarnung und wenn es los geht, fliegt hier alles Mögliche durch die Luft. Wir sollten alles Weitere in der Lodge besprechen.“

Sie verabschiedeten sich von Warren und stiegen in den alten Pickup, dessen Ladefläche mit allen möglichen Geräten beladen war. Im Inneren roch es nach Fisch und Diesel.

Die Fahrt dauerte nur wenige Minuten. Phil hatte nicht übertrieben. Die unberechenbaren Böen wirbelten Plakatwände, Äste, Dosen und jede Menge Müll durch die Luft.

Die Lodge war ein Musterbetrieb, genau auf die Bedürfnisse von angelbegeisterten Urlaubern und Wassersportlern zugeschnitten.

Abgesehen vom massiven steinernen Haupthaus, gab es eine ganze Reihe von bequemen Lodges, die mit allem ausgestattet waren, was man brauchte, um sich wohlfühlen.

Jacobi begleitete Cyd zu ihrer Hütte. „Ich schlag vor, Sie richten sich erst einmal häuslich ein und kommen dann in die Lobby. Wir besprechen alles beim Abendessen und einer guten Flasche Wein.“

Cyd war dankbar für die Möglichkeit sich zurückziehen zu können. Obwohl sie sich danach sehnte allein zu sein, nahm sie Jacobis Einladung zum Abendessen an. Sie war sich darüber im Klaren, dass er eine wertvolle Informationsquelle sein könnte. Gleichzeitig verfluchte sie ihren Beruf, der es mit sich brachte, eigene Bedürfnisse hintanstellen zu müssen und Menschen mit Informationswert vorzuziehen.

Nachdem sie heiß geduscht und frische Kleider angezogen hatte, fühlte sie sich bereit für den nächsten Schritt ihrer Recherche. Auf dem kurzen Weg zum Haupthaus bekam sie wieder eine eindrucksvolle Demonstration der Wetterverhältnisse an den großen Seen. Zum Wind hatte sich ein feiner Sprühregen gemischt und Cyd schaffte es, im Laufschrift, einigermaßen trocken in der Lobby des Haupthauses einzutreffen.

Jacobi hatte sie dort offenbar schon erwartet. Er breitete bei ihrem Eintritt begeistert die Arme aus und zauberte ein strahlendes Lächeln auf seine Lippen.

„Was für ein Glanz in dieser bescheidenen Umgebung.“, legte er los, nicht wissend, dass Cyd für solche Sprüche nicht das Geringste übrig hatte. Doch sie beschloss das Spiel mitzuspielen, schließlich ging es um ihre Arbeit.

„Ihr Kompliment nehme ich gerne an. Aber die bescheidene Umgebung muss ich zurückweisen. Ich kann Ihnen nur gratulieren. Sie haben hier ein beeindruckendes Werk geschaffen.“

„Danke, na ja ich bin offen gestanden auch ganz zufrieden mit dem, was nach jahrelanger Arbeit herausgekommen ist. Sie hätten die Anlage vor zwölf Jahren sehen sollen, als ich sie von meinem Vorgänger übernommen habe.“

Mit einer besitzergreifenden Geste nahm er Cyd am Ellenbogen und führte sie in den Speisesaal. Auch hier bestach das Ambiente durch Naturverbundenheit und Gediegenheit. Tische und Stühle aus massivem Fichtenholz, weite Fenster, die den Blick auf den See und die Bäume am Ufer freigaben.

Eine Wand wurde von einem mächtigen steinernen Kamin beherrscht, in dem ein wohligh wärmendes Feuer brannte. An den Wänden zeugten zahlreiche Fotos von erfolgreichen Anglern und ihren Trophäen. Rechts und links vom Kamin waren einige besonders kapitale Beutestücke als Präparate ausgestellt.

Sie nahmen an einem Tisch in der Nähe des Kamins Platz und sogleich erschien ein junger Mann und servierte das Abendessen. Als der Kellner die Vorspeise auftrug, merkte Cyd, wie hungrig sie war. Als Vorspeise gab es ein seltsames Nudelgericht, das sie noch nie zuvor probiert hatte. Flache Vollkornnudeln mit Spinat und Kartoffelstücken, das Ganze mit Käsestücken verschmolzen und mit Salbeigewürzter Butter übergossen. Die richtige Speise für kaltes, stürmisches Wetter.

„Das schmeckt ja köstlich, so etwas habe ich noch auf keiner Speisekarte gefunden“, kommentierte sie ohne die geringste Verstellung.

„Pizzoccheri“ erklärte er stolz, „eine Spezialität aus meiner alten Heimat. Doch probieren Sie auch den Wein. Zu dieser Vorspeise gehört unbedingt ein Inferno, das ist ein herber Rotwein aus Norditalien.“

Danach gab es dicke, saftige Filetsteaks mit Kräuterbutter und Schnitten von reschem Weißbrot.

Cyd war von der Speisefolge begeistert und teilte das ihrem Gastgeber auch mit. „Wie Ihr Ressor, naturverbunden und alles von höchster Qualität“.

„Tja, ich finde ein gutes Essen gehört einfach dazu“, verkündete der joviale Schweizer stolz. Und langfristig gesehen zahlt es sich aus, wenn man seinen Gästen nur das Beste bietet.“

Cyd konnte ihm nur recht geben. Sollte sie jemals einen Angler als Mann haben und seiner überdrüssig werden, würde sie ihn hierher ins Exil schicken. Umso mehr wunderte sie sich, dass keine Gäste im Speisesaal waren. Als ob der Besitzer des Ressor ihre Gedanken gelesen hätte, brachte er diesen Umstand zur Sprache.

„Unsere Klientel setzt sich praktisch ausschließlich aus Anglern und auch aus einigen Wassersportlern zusammen. Vor drei Tagen wurde eine Schlechtwetterfront angekündigt. Was das hier am Lake Huron bedeutet, werden Sie ja noch selbst erleben. Die letzten Gäste sind heute Nachmittag abgereist.“ Er hob resignierend die Schultern, entschärfte die Geste aber gleich durch ein verständnisvolles Lächeln. „Ich halte das für ganz vernünftig. Das kommt auch mir entgegen. Es gibt nichts Schlimmeres als einen Haufen frustrierter Gäste, die mich ständig mit der Frage nach der letzten Wetterprognose nerven. Wir haben hier gelernt, mit der Natur zu leben.“

„Das scheint mir eine gesunde Einstellung zu sein. Dort wo ich herkomme, sind die Menschen nicht immer so vernünftig.“

„Lassen Sie mich raten“, unterbrach er sie in kindhafter Weise. „New York?“

„Kalt“ erwiderte sie, „ganz kalt“.

„Dann kann es nur die Westküste sein, L.A., habe ich recht?“

„Lauwarm, aber immer noch weit daneben.“

Er hob die Hände. „Dann muss ich passen“, sagte er mit gespielter Frustration.

„Die Stadt in Sonora. Ich bin Reporterin bei einem Fernsehsender. Meine vorwiegenden Aufgaben sind Recherchen für die tägliche Sendung ‚Life Events‘. Das kann manchmal ganz schön hektisch sein. Wir arbeiten und senden nämlich bei allen Wetterbedingungen.“

„Wow, eine Reporterin aus dem Süden!“ Jacobi schlug die Hände zusammen und Cyd konnte sich vorstellen, wie der Geschäftsmann in ihm erwachte und er sich überlegte, welche Art von Publicity für sein Ressort er von dieser Bekanntschaft zu erwarten hätte. „Da sehe ich eine ganze Reihe von Synergien, die sich aus unserer Bekanntschaft ergeben könnten“, legte er auch gleich los. „Schicken Sie einfach alle genervten Kollegen und Wüstenstadtbewohner zu mir. Auf einen therapeutischen Aktivurlaub sozusagen. Um loslassen zu lernen und bescheiden zu werden.“

Cyd lächelte. „Tja, die meisten, die ich kenne, gehen dafür auf den Golfplatz. Doch Spaß beiseite. Die Idee gefällt mir. Darüber müssen wir uns noch einmal ausführlicher unterhalten.“

Die Augen des Schweizers glänzten bei dieser Ankündigung. Jacobi gab sich wirklich alle Mühe, er war ein perfekter Gastgeber, die Liebenswürdigkeit in Person.

Er brachte eine Flasche ohne Etikett und schenkte die leicht gelbliche Flüssigkeit in zwei Gläser ein. „Grappa, der gehört einfach dazu. Hilft die Pizzoccheri zu verdauen.“ Er stieß auf seine europäische Art mit den Gläsern an. Cyd nippte an ihrem Drink. Es war ein mörderisches Getränk. Aber sie konnte sich vorstellen, dass es sich bekömmlich auf den Nudel-Kartoffel-Käse-Klumpen auswirken würde, den sie im Magen hatte.

Als Jacobi schließlich begann, die wunderbare Lage seines Anglerzentrums zu preisen und den einmaligen Fischbestand im See anzusprechen, wusste sie, dass auch er in ihr nichts anderes sah als einen wertvollen Kontakt und ein gewisses Potential für Publicity.

Sie entschied, das Spiel nach ihren Regeln zu spielen. So hörte sie eine Zeit lang aufmerksam zu und stellte die Fragen, die sie gestellt hätte, wenn das Thema für sie oder besser für ihren Sender von Interesse gewesen wäre.

Dann lenkte sie das Gespräch auf ihre Zielperson. „Doch was mich ursprünglich hierhergeführt hat, ist ganz ein anderes Thema. Ich arbeite an einer wichtigen Sache, für die ich einen Wissenschaftler sprechen muss, der angeblich hier lebt. Dr. Lawrence Young. Er soll auf einer kleinen Insel namens Ithaka leben. Kennen Sie ihn zufällig?“

Jacobi wurde hellhörig, als sie den Namen erwähnte. Er richtete sich auf und runzelte die Stirn. „Dr. Lawrence ist mir bekannt. Seine Insel heißt allerdings Shade Island. Na, vielleicht hat er sie für sich umbenannt. Zutrauen würde ich es ihm. Er ist ein seltsamer Zeitgenosse.“

Jacobi führte Cyd zu einer großen Karte an der Wand, auf der das Gebiet des Perry Sound mit allen nautischen Einzelheiten dargestellt war. „Hier, das ist Shade Island. Es sind etwa 25 Meilen von hier.“ Cyd merkte sich die Koordinaten der Insel, bevor sie mit ihrem Gastgeber zum Tisch zurückkehrte.

"Gehört Dr. Young auch zu Ihren Kunden? Ist er ein leidenschaftlicher Angler oder hat er andere Gründe, in einer so einsamen Gegend zu leben?"

"Na, als Kunde in meinem Ressort kann ich ihn eigentlich nicht bezeichnen. Er kommt hin und wieder vorbei. Üblicherweise legt er mit seinem Boot hier an, wenn er in die Stadt fährt, um Einkäufe und andere Dinge zu erledigen. Manchmal kommt er auch auf einen Drink in die Bar, bevor er wieder ablegt."

Jacobis Stimme drückte tiefes Unverständnis für dieses distanzierte Verhalten aus, gleichzeitig hörte Cyd heraus, dass auch er gerne mehr über den seltsamen Nachbarn wüsste. Der Schweizer hatte ein angeborenes Bedürfnis über seine Mitmenschen Bescheid zu wissen, möglicherweise sogar dafür, sich für sie verantwortlich zu fühlen.

Cyd versuchte mit einem Kompliment die Menschenkenntnis des sozial engagierten Mannes für sich zu verwenden. "Sie sind doch ein weltoffener Mann mit viel Lebenserfahrung, für was für eine Art von Menschen halten Sie ihn?"

An seinem zufriedenen Lächeln erkannte sie, dass sie den richtigen Ton gewählt hatte. Während er seine Stimme senkte und ein Stück näher rückte, wurde sie sich der inneren Erregung bewusst, die den Schweizer bei diesem Thema ergriffen hatte. In leisem Verschwörer-ton begann er das Bild des geheimnisvollen Nachbarn zu zeichnen.

„Für die wenigen Menschen, die mit ihm zu tun haben, ist er ein Eigenbrötler, um nicht zu sagen ein Spinner. Im Vertrauen gesagt, ich halte ihn für einen höchst merkwürdigen Zeitgenossen. Immer höflich, an seinen Umgangsformen ist nichts auszusetzen, aber irgendwie leblos oder nein, ganz extrem angespannt, wie ein Mensch, der unter höchstem Druck steht.“

Manchmal wirkt er auf mich wie jemand, der kurz vor dem Zusammenbruch steht. Richtig unheimlich, ja ich glaube in gewisser Weise macht er mir Angst. So könnte jemand aussehen, der kurz vor einem Amoklauf steht oder vor einem Suizid."

"Haben sie jemals Anzeichen von Gewalttätigkeit bei ihm bemerkt? Oder haben Sie darüber mit ihm gesprochen?"

Der Schweizer wand sich, es schien ihm peinlich zu sein, sich so weit mit seiner Beurteilung vorgewagt zu haben. "Nein, wie gesagt, Dr. Young ist immer höchst kontrolliert. Und unsere Gespräche haben sich immer um Belanglosigkeiten gedreht, aber, jetzt wo sie es erwähnen. Ich habe einmal eine Bemerkung zu einem Korruptionsfall eines regionalen Politikers gemacht, aber er hat sofort das Thema gewechselt. Es war, als ob die Thematik zu schmutzig für den Doktor wäre – oder zu persönlich, um sie mit einem Menschen zu besprechen, den man nur oberflächlich kennt. Seltsam, jetzt erinnere ich mich auch an seinen Blick, als wäre er persönlich betroffen, voller Leid und Abscheu."

Jacobi schüttelte verständnislos den Kopf und schenkte dann vom Grappa nach. "Dabei würde ihm das Angeln so viel Zerstreuung bringen", kehrte er zu seinem bevorzugten Thema zurück. "Wir haben immer wieder Manager hier zu Gast, die sich nach Überlastungssyndromen, Nervenzusammenbrüchen oder Burn-out beim Angeln erholen. Es gibt nichts Besseres für erschöpfte, ausgebrannte Menschen, um wieder zu sich selbst zu finden, als die Angelrute ins Wasser zu hängen und darauf zu warten, dass ein kapitaler Bursche anbeißt."

Das war ein Thema, auf das Cyd sich ganz gewiss nicht mehr einlassen wollte. Da sie erkannt hatte, dass sie aus ihrem Gesprächspartner keine konkreten Informationen bekommen würde, bereitete sie ihren Abgang vor.

"Das kann ich mir gut vorstellen. Ich habe gesehen, dass jedes Cottage auch über einen eigenen Steg mit einem Boot verfügt. Erfordert

die Benützung des Bootes besondere Vorbereitungen oder Kenntnisse?", fragte sie mit professionellem Interview-Ton.

"Nein, keineswegs, die Boote sind aufgetankt und ganz einfach zu bedienen. Ein 12 PS Außenborder mit Elektrostarter. Sobald das Wetter besser wird, können Sie sich selbst davon überzeugen. Für anspruchsvollere Ausfahrten haben wir auch noch ein seetüchtiges größeres Boot mit einem 150 PS Innenbordmotor. Es liegt im Bootshaus. Wenn Sie möchten, begleite ich Sie gerne bei einer Ausfahrt. Seit meine Frau vor drei Jahren gestorben ist, habe ich keine Bootsfahrt mehr mit einer Dame unternommen. Es wäre mir ein außerordentliches Vergnügen, wenn ich Ihr Skipper sein dürfte."

Dass Männer, gleich welchen Alters, jüngere Frauen immer anmachen müssen – Cyd versuchte ihre Missbilligung nicht zu zeigen. Als echter Zeitungsprofi antwortete sie einnehmend und unverbindlich.

"Ich weiß Ihr Angebot zu schätzen, vielleicht komme ich noch darauf zurück, doch jetzt brauche ich meinen Schönheitsschlaf. Rechnen Sie nicht beim Frühstück mit mir. Ich habe einiges an Schlaf nachzuholen und das scheint mir der geeignete Ort dafür zu sein." Um weitere Freundlichkeiten zu unterbinden, stand sie auf und zog sich zurück.

In ihrer Cabin führte ihr erster Weg in die Dusche. Sie brauchte diese Art der Reinigung, um die Heuchelei, die ihr Beruf mit sich brachte, abzuspolen.

Sie wusste, es würde eine kurze Nacht werden. Wetter hin oder her, was sie vorhatte, duldeten keinen Aufschub. Dafür würde sie auch die Enttäuschung oder gar den Zorn ihres Gastgebers in Kauf nehmen.

Die Hütte war in der Tat heimelig und dabei von bestechender Qualität und Funktionalität. Der Gaskamin in der Ecke war auf Knopfdruck aktivierbar und das massive Bett aus gelaugtem Fichtenholz hatte eine Dimension, die auch für Zweimeterkerle bequem ausge reicht hätte. Nach europäischer Art sorgten Steppdecke und Daunenkissen für erlesenen Schlafkomfort. Vielleicht würde sie das Ressort

doch noch journalistisch erwähnen. Sozusagen als kleine Wiedergutmachung für ihre Verlogenheit. Cyd kippte das Fenster, um die würzige Luft hereinzulassen, und stellte den Wecker auf fünf Uhr. Draußen peitschten die Zweige eines Ahornbaums gegen das Dach der Hütte und der Wind heulte im Gebälk. Cyd hatte die Vorhänge offengelassen und konnte ein eindrucksvolles Schauspiel mitverfolgen. Auf dem See türmten sich die Wellen und der Sturm trieb weiße Schaumkronen über das Wasser. Bisweilen waren die Böen so stark, dass sie das Gebäude in den Grundfesten erschütterten und die Vibrationen sich auf die Wände und den Fußboden übertrugen. Cyd genoss die Kühle und Frische der Luftzüge, die die Hütte durchströmten. Trotz der Geräuschkulisse fiel sie kurz darauf in einen tiefen traumlosen Schlaf.

Noch bevor der Wecker läutete, war sie wach. Ausgeruht und voller Energie stellte sie die Kaffeemaschine an, um sich dann im Bad für den Tag fertig zu machen.

Selten hatte ihr ein Frühstückskaffee so gut geschmeckt, wie an diesem stürmischen Morgen am Perry Sound. Mit der Tasse in der Hand betrachtete sie durch das Fenster das grandiose Schauspiel. Der Sturm hatte an Stärke noch zugenommen. Das Wasser des riesigen Sees schien zu kochen und die Baumkronen bewegten sich wie riesige Fächer hin und her.

Nachdem sie sich warm angezogen und ihre Reporterutensilien eingepackt hatte, verließ sie die Hütte. Auf dem Weg zum Steg traf sie der Sturm mit voller Kraft. Vielleicht hatte Jacobi recht und es war tatsächlich nicht möglich, bei so einem Wetter hinauszufahren. Doch ihr Zögern dauerte nur einen Augenblick, sie wusste, dass die Bedingungen für sie günstig waren. Dr. Young würde sie wohl oder übel bei sich aufnehmen müssen. Es wäre undenkbar, jemanden bei solchen Wetterverhältnissen abzuweisen.

Außerdem graute ihr bei dem Gedanken, mehrere Tage in Gesellschaft des Herrn Jacobi zu verbringen. Als White-Water-Spezialistin

waren ihr wilde Wasser schließlich vertraut. Als Zugeständnis an die erschwerten Bedingungen entschloss sie sich, das große Boot von Herrn Jacobi zu leihen. Das Bootshaus war unversperrt und der Zündschlüssel steckte. Cyd sah dies als gutes Omen und gleichzeitig als Einladung ihres freundlichen Gastgebers. Sie hinterließ eine kurze Nachricht im Bootshaus, dann gab sie die Daten der Insel in das GPS ein, startete die Maschine und machte das Boot los.

Viele erfahrene Seeleute und Weltumsegler sind sich darüber einig, dass die schlimmsten Stürme der Ozeane und die verheerendsten Hurrikans im Golf von Mexico nicht mit den mörderischen Wetterphänomenen der großen Seen mithalten können. Auf dem Grund dieser Seen liegen mehr Wracks als irgendwo sonst auf der Welt. Im Herbst, wenn die Kaltfronten von Alaska kommend über die Seen ziehen, kann ganz plötzlich der klare blaue Himmel zuziehen und binnen weniger Minuten kommen die ersten Böen mit Winddrehern, die das Navigieren zum Glücksspiel werden lassen. Gewitter, so heftig, dass auch bei größeren Schiffen das Vorschiff durch die Wasserwände nicht mehr zu erkennen ist. Blitze in nicht enden wollenen Folgen.

Sobald Cyd die geschützte Bucht verlassen hatte, bemerkte sie den Unterschied zwischen einem Paddelboot und einem kleinen Motorboot. Das Paddelboot durchschnitt die Wellen, ihr Boot hingegen wurde von Wind und Wellen wüst durchgeschüttelt. Die Scherwinde machten es unmöglich, einen bestimmten Kurs zu fahren. Die Richtung des Windes und der Wellen wechselte so rasch, dass Cyd keine Möglichkeit fand, die Wucht der Schläge durch gezieltes Anschneiden der Wellen zu dämpfen. Es fiel ihr schwer, das GPS und gleichzeitig die heranrollenden Brecher im Auge zu behalten. Die Erschütterungen waren manchmal so heftig, dass sie glaubte, das Boot müsste in Stücke brechen.

So kämpfte sie sich beherzt durch den frühmorgendlichen See. Nach stundenlanger Fahrt durch das kochende Wasser sah sie die Insel plötzlich vor sich.

„Bitte lieber Gott, lass die Anlegestelle in einer windgeschützten Lage sein.“ Sie sprach die Worte verzweifelt gegen den Wind. Das Schlimmste, was sie sich jetzt vorstellen konnte, war ein misslungenes Anlegemanöver und die Rückkehr ins Anglerressort ohne befriedigendes Ergebnis.

Ihre Bitte wurde erhört. Als sie bis auf etwa hundert Meter an die Insel herangekommen war, erkannte sie eine tief eingeschnittene Bucht, wo sich auch der Anlegesteg und am Ende der Bucht ein größeres Bootshaus befanden. Sie war nun auf der Leeseite der Insel und spürte, wie der See zunehmend ruhiger wurde. Sie brachte Fender aus und legte das Boot beim ersten Versuch am Steg an, wo sie es sicher vertäute. Dann lehnte sie sich einen Augenblick im bequemen Bootsführerstuhl zurück und atmete tief durch.

Durch die beschlagene Frontscheibe blickte sie auf die felsige Insel. Auf einer Anhöhe konnte sie ein Holzhaus erkennen. Aus dem Kamin kam Rauch, der vom Wind sogleich in alle Richtungen verweht wurde. Ansonsten kein Lebenszeichen.

Wahrscheinlich hat er mich gar nicht ankommen hören, versuchte sie sich selbst zu beruhigen. Doch angesichts der Einsamkeit dieses Ortes und im Bewusstsein, dass sie dem Doktor völlig ausgeliefert war, überkam sie ein beunruhigendes Gefühl. Sie spielte mit dem Gedanken, wieder abzulegen, nach Hause zurückzukehren und die Recherchen zu diesem Fall aufzugeben. Zum ersten Mal war es kein Thrill und kein Spiel mehr. Ein warnender Instinkt sagte ihr, dass sie sich hier in Todesgefahr befand. Wieder sah sie zum Haus. Dort sind alle Antworten verborgen, die du brauchst, um den Fall abzuschließen. Bring es hinter dich, sagte die Stimme der Reporterin in ihr. Sie kämpfte die Panik nieder und hängte sich ihre Tasche auf die Schulter. Dann verließ sie das Boot und machte sich auf den Weg zum Haus des Doktor Young.

Wenngleich Gouverneur Cavendish die offene Auseinandersetzung scheute, bekam Jimenez seinen Einfluss zu spüren. Aus Angst vor Jenkins bezog der Politiker nie offen Stellung. Er verstand es aber hervorragend, sein Gift aus dem Untergrund zu versprühen und dem Sheriff das Leben schwer zu machen.

Um die wachsende Unruhe in der Bevölkerung einzudämmen und auch mangels anderer sinnvoller Möglichkeiten beschloss Jimenez, Suchtrupps in die Wüste zu schicken. Es war ein geschickter Schachzug des Sheriffs. Einerseits setzte er damit ein Zeichen, dass er nicht gewillt war, die Gewalttätigkeit gegenüber den jungen Frauen hinzunehmen, andererseits hoffte er auf weitere Depots mit Organen zu stoßen. Und nicht zuletzt schloss er den Gouverneur in seine Aktion mit ein und zwang ihn zur Kooperation mit dem Sheriff Department, indem er von Cavendish mehrere Einheiten der Nationalgarde anforderte, die unter der Leitung des S.D. die Wüste durchkämmen sollten.

Nördlich des Sonora Highway, nahe der Grenze zu Arizona in der Todeszone, dem 'Ground Zero' der gesetzwidrigen Immigration, stießen sie immer wieder auf tote Körper von Immigranten, die beim Versuch in die USA zu gelangen, ihr Leben verloren hatten, Opfer der Coyoten, wie die Schlepperbanden genannt wurden, gestorben vor Erschöpfung, verdurstet, zurückgelassen, möglicherweise auch ermordet und der letzten Habseligkeiten beraubt. Trotz der Warnschilder in spanischer Sprache: „Gehen Sie nicht! Es ist das Leid nicht wert!“, hatten Grenzpatrouillen in den letzten Monaten über fünfhunderttausend UDA – undokumentierte Aliens – aufgegriffen. Wie viele durchgekommen waren wusste niemand. Träume von Arbeitsmöglichkeiten und das Wissen, dass Millionen es vor ihnen geschafft haben, waren ein starker Anreiz.

Im Licht der Sterne ging der Marsch über steile Bergpfade oder Staubstraßen durch die endlose Kakteenwüste oder dorniges Buschwerk. Die Landschaft war streckenweise übersät von Plastikflaschen,

Kleiderresten oder anderen Abfällen, die von der Flut der Immigranten zurückgelassen worden waren. Jenseits des Stacheldrahtverhaus, der Mexiko von den USA trennt, galt es Bewegungsmeldern, Videokameras, Hubschrauberpatrouillen und Beamten mit Wärmedetektoren und Nachtsichtgeräten auszuweichen. In der Hitze des Tages versteckten sich die Immigranten, die oft nichts bei sich trugen als ein Bündel mit Wasserflaschen und einen Müllsack zum Schlafen und zur Tarnung, in den Gräben und Mulden, hinter Hügeln oder unter dünnen Mesquite-Büschen und Palo-Verde-Bäumen. Sie wussten, wenn etwas schief ging, setzten die Coyoten sich ab und überließen sie ihrem Schicksal in der Wüste.

Nach zehn Tagen war die Moral der jungen Nationalgardisten so tief gesunken, dass Jenkins entschied, die Aktion einzustellen. Er hatte sich wenig davon versprochen und noch weniger erreicht.

Die kritischen Bürgerverbände und Medien waren von der Maßnahme unbeeindruckt geblieben. Sie hatten auch keine weiteren Spuren des Balsamierers gefunden.

Cyd klopfte an der Tür und wartete mit Spannung darauf, was auf sie zukommen würde. Aus der Tiefe des Hauses drang leises Klavierspiel nach draußen. Im Rauschen des Windes hörte sie die Musik manchmal deutlich und klar, dann verschwanden die Töne wieder. Jetzt konnte sie auch Gesang vernehmen. Es war keine ausgebildete Stimme, die das Klavierspiel begleitete, und Cyd zweifelte, dass der Komponist des Liedes sich einen Interpreten wie diesen für sein Werk vorgestellt oder gewünscht hätte. Doch es lag eine eigenartige Faszination in der Gelöstheit der Melodie und dem rauen, etwas dissonanten Sprechgesang, der wie eine Improvisation wirkte. Cyd klopfte erneut, doch die Musik spielte unverändert weiter. So entschied sie, das Haus von sich aus zu betreten.

Die Tür war unversperrt, und sie gelangte in einen Vorraum mit Garderobe. Jetzt konnte sie die Musik deutlich vernehmen und klopfte von innen gegen die Tür, um ihr Kommen anzukündigen. Wieder

keine Reaktion. Der Klavierspieler schien ganz in seinem Tun aufzugehen.

Der Vorraum erweiterte sich zu einer Diele, von der verschiedene Seitenflügel abzweigten. Bevor sie sich auf die Suche nach dem Hausherrn machen konnte, wurde Cyds Aufmerksamkeit durch ein faszinierendes Objekt gefangen. In einem Erker der Diele war die lebensgroße Figur eines Mannes im Lotussitz aufgestellt. Was ihren Blick fesselte, war der unbeschreibliche Ausdruck an Gelöstheit und überirdischer Entseeltheit, den das Kunstwerk ausstrahlte. Seltsamerweise schien die Skulptur aus frischem unbehandeltem Ton gefertigt zu sein.

Cyd riss sich vom Anblick los und ging der Musik nach in den Hauptraum des Hauses. Die Wände wurden von Regalen eingenommen, die zum Großteil mit Büchern gefüllt waren. An einer Wand befanden sich der gemauerte Kamin und daneben ein großer Weidenkorb, gefüllt mit Holzscheiten. Im hinteren Drittel des Raumes stand ein schwarzer Konzertflügel. Der Deckel des Instruments war geöffnet und verdeckte die Sicht auf den Pianisten. Ein unheimliches Gefühl beschlich Cyd. Langsam ging sie um den Flügel herum.

Cyd erkannte sogleich, dass sie in dieser Person die Vorlage für die Skulptur von vorhin, in Fleisch und Blut, vor sich hatte. Der Mann blickte auf und lächelte Cyd freundlich zu.

„Guten Morgen.“ Es war ein Gruß an einen vertrauten Menschen. So lächelt man seinen Ehepartner an, wenn man ihm am Morgen begegnet. Es schien den Doktor nicht zu interessieren, wer sie war. Vielleicht machte es für ihn auch keinen Unterschied mehr, ob er in Einsamkeit lebte oder ob er Menschen um sich hatte. So entschied sich Cyd auch nicht nachzufragen, ob er wirklich Doktor Young wäre.

„Guten Morgen. Was spielen Sie da?“

Der Doktor antwortete, ohne sein Spiel zu unterbrechen. „Die Worte des Liedes stammen aus der Feder eines deutschen Dichters, der zwei seiner sechs Kinder durch Krankheit verlor. Der österreichische

Komponist, der die Noten dazu schrieb, musste miterleben, wie sechs seiner elf Geschwister in frühem Alter begraben wurden. Beide lebten im neunzehnten Jahrhundert. Anstatt in ihrem Schmerz wahnsinnig zu werden, hinterließen sie ihrer Nachwelt einige der schönsten Poesien und Lieder.“

„Vielleicht bekamen die beiden durch ihren Schmerz Zugang zu einer tieferen Erkenntnis.“, versuchte Cyd das Thema weiterzuführen.

„Meinen Sie etwa die Erkenntnis, dass Tod und Vergänglichkeit die Grundlage für Geburt und Erneuerung sind?“

Cyd war irritiert über den herablassenden Ton von Doktor Young. „Ja, das meine ich. Ich glaube, niemand wird jemals den Schmerz nachfühlen können, den jemand empfindet, der einen lieben Menschen verliert, ganz gleich, ob durch Tod oder andere Schicksalsschläge. Wer weiß, vielleicht sind die Stärke der Gefühle und der Umgang mit dem Schmerz das, was uns Menschen voneinander unterscheidet.“

Der Doktor ließ seine Hände auf die Tasten fallen und erzeugte so eine wüste Dissonanz.

„Sie haben recht.“ Er blickte ihr nun direkt in die Augen. „Wer kann das wissen?“ Plötzlich umspielte ein leichtes Lächeln seine Lippen und sein Blick wirkte entrückt, als würde er Verse vortragen.

„Da kämpft sich eine junge Frau unter Lebensgefahr durch das schlimmste Unwetter seit langem, um mich aufzuklären über die Sinnhaftigkeit des Sterbens und den Trost, den die Hinterbliebenen finden, indem sie in Würde trauern. Womit habe ich das verdient?“

Cyd hatte Verständnis für die sarkastischen Worte, da sie ahnte, dass eine persönliche Tragödie ungeheuren Ausmaßes der Grund für seine Vereinsamung war. Sie entschied sich, Young direkt mit ihrem Anliegen zu konfrontieren.

„Warum ich hier bin, hat in der Tat mit Tod und Verzweiflung zu tun. Allerdings nicht auf einer philosophischen Ebene. Es gilt einen Serienmörder zu fassen, der seit Monaten, vielleicht sogar seit Jahren

junge Frauen ermordet und ihre Körper konserviert. Ich bin als Vertreterin der Medien in die Ermittlungen eingeschaltet. Wir haben den Psychiatern und Psychotherapeuten ein Täterprofil zukommen lassen. In einem Fall haben wir einen vielversprechenden Hinweis auf einen Kranken erhalten, der unter Schuldwahn leidet. Dr. Stafford, eine Psychotherapeutin aus der Stadt in Sonora, hat angedeutet, dass ihr Patient dem Profil entsprechen könnte. Kurz darauf wurde sie ermordet.“

Der Ausdruck von Dr. Young hatte sich während Cyds Ausführungen zunehmend verändert. Sein Körper verkrampfte sich und seine Augen bekamen einen leeren Ausdruck.

„Arme Karen, Opfer ihrer hingebungsvollen Arbeit.“

In den Ohren der Journalistin klang es fast wie eine Verhöhnung. „Sie haben Dr. Stafford gekannt?“, fragte Cyd überrascht.

„Wir haben unser klinisches Jahr gemeinsam in San Diego gemacht. Sie war eine hervorragende Therapeutin. Doch warum kommen Sie damit zu mir?“ Die Miene des Doktors drückte Unverständnis und Ablehnung aus.

„Doktor, Sie gelten als der beste Spezialist für Wahnerkrankungen. Wenn der Mörder tatsächlich unter Schuldwahn leidet, könnten Sie uns helfen, ihn besser zu verstehen.“

Der Arzt schien nun endgültig die Geduld zu verlieren.

„Wie stellen Sie sich das vor? Wahnerkrankungen gehören zu den komplexesten seelischen Erkrankungen. Sie erwarten doch nicht im Ernst von mir, eine Expertise über einen Kranken abzugeben, den ich nicht persönlich kenne. Ich finde es unerhört, dass Sie hier bei mir eindringen und mich in Ihre Spielereien verwickeln wollen.“ Die Stimme des Doktors war zunehmend heftiger geworden und hatte einen schneidenden Tonfall angenommen.

„Ich muss mich jetzt ausruhen. Die Nachricht von Karens Tod hat mich mitgenommen. Ich zeige Ihnen das Gästezimmer. Sobald die Wetterverhältnisse es erlauben, reisen Sie wieder ab.“

Er stand auf und führte Cyd in einen kleinen Raum auf der anderen Seite der Diele. Dann zog er sich ohne weiteren Kommentar zurück.

Cyd war so frustriert, dass sie am liebsten gleich wieder zurückgefahren wäre. Sie legte sich auf das enge Bett in der spartanisch eingerichteten Kammer und überlegte, wie sie weiter vorgehen sollte. Aufgrund ihrer langjährigen Erfahrung wusste sie, dass eine erste Zurückweisung in ihrem Beruf nicht allzu viel bedeutete. Auf der anderen Seite hatte sie so viel Hoffnung in dieses Unternehmen gelegt, dass sie die Niederlage nicht so leicht wegstecken konnte.

So ein arroganter Snob, dachte sie mit Tränen in den Augen. Dem werde ich es noch zeigen. Jetzt machten sich auch die Anstrengungen der letzten Tage bemerkbar. Sie entschloss sich etwas Schlaf nachzuholen. Verunsichert von der unheimlichen Atmosphäre in diesem Haus schien es ihr besser, auf Nummer sicher zu gehen. Da die Tür kein Schloss hatte, schob sie einen Stuhl unter den Türknauf, zog sich aus und legte sich auf das harte Bett. Cyd fragte sich noch, warum der Doktor so heftig reagiert hatte, doch sie konnte den Gedanken nicht weiterverfolgen, denn kurz darauf fiel sie in einen tiefen, erschöpften Schlaf.

Sie wusste nicht, was sie geweckt hatte. Sie war sich jedoch sicher, dass der Grund nicht darin lag, dass sie ausgeschlafen war. Sie fühlte sich nämlich gerädert. Ein Blick auf ihren Reisewecker sagte ihr, dass sie etwa zwei Stunden geschlafen hatte. Eine seltsame Spannung, die sie nicht einordnen konnte, lag in der Luft. Waren es Anzeichen einer drohenden Gefahr oder stand der Durchbruch im Fall des Balsamierers unmittelbar bevor? Cyd hoffte natürlich, es wäre letzteres. Vielleicht konnte sie Doktor Young doch noch dazu bewegen, sein Wissen preiszugeben. Sie spürte deutlich, dass es da etwas gab, worüber er nicht sprechen wollte. Cyd beschloss sich frisch zu machen und dann einen zweiten Anlauf zu wagen.

In der Diele fiel ihr Blick als erstes auf die Skulptur von Youngs Doppelgänger. Es war seltsam. Von der himmlischen Gelöstheit, die

sie bei ihrer Ankunft fasziniert hatte, war nichts mehr zu erkennen. Die Haltung des Mannes war aufrechter und strahlte Anspannung aus. Und obwohl keine Details verändert schienen, war auch das Gesicht der Statue im Ausdruck verändert. Verunsicherung, Ablehnung möglicherweise sogar Angst schien die Grundstimmung der Skulptur auszudrücken. Cyd überlegte, ob sie den Doktor nach der Bedeutung seines Gegenbildes fragen sollte.

Vielleicht sollte ich es besser ihm überlassen, dieses Thema anzusprechen, überlegte sie. Es war anzunehmen, dass diese Statue für Young eine besondere Bedeutung hatte, möglicherweise stellte die künstlerische Arbeit an der Figur des Doppelgängers sogar eine Form von Eigentherapie dar, und sie wollte den Doktor auf keinen Fall noch mehr vor den Kopf stoßen.

Auf dem Weg vom Badezimmer hörte sie, wie jemand in der Küche werkte. Der Hausherr stand am Herd und war mit der Zubereitung einer Speise beschäftigt, die einen köstlichen Geruch verbreitete.

„Entschuldigen Sie, dass ich hier einfach so eindringe, aber ich habe Geräusche aus der Küche gehört und wollte meine Hilfe anbieten.“

„Hi Cyd, konnten Sie etwas schlafen? Sie sahen schrecklich müde aus!“ Dr. Young schien gut gelaunt und lächelte sie freundlich, wenn auch etwas unsicher, an. Er war offensichtlich nicht gewohnt, Gäste zu haben.

„Ja, Doktor, ich habe tief und fest geschlafen. Jetzt fühle ich mich besser.“

„Ach lassen Sie doch diesen Doktor“, sagte Young mit einer wegwerfenden Handbewegung, „ich heiße Lawrence.“

Aus irgendeinem Grund fiel es Cyd schwer, diesen Mann mit dem Vornamen anzusprechen. Doch sie wusste, wenn sie ihn mit ihrem Anliegen erreichen wollte, musste sie eine gute Beziehung zu ihm aufbauen.

„Schön, Lawrence, teilen Sie mich ein. Was riecht denn da so köstlich?“

„Ein Fischeintopf nach Cajun Art. Habe ich als Student gegessen, wenn ich es mir leisten konnte, in den Docks von San Diego.“ Er schaute sich kurz um. „Ich habe uns eine Baguette dazu gebacken, die können Sie aufschneiden, und dann brauchen wir Weißwein. Dort im Kühlschrank, der Flaschenöffner liegt schon bereit.“

Es wurde eine Mahlzeit wie unter alten Freunden, mit oberflächlichem Geplauder und viel Gelächter. Als sie dann beim Kaffee saßen, änderte sich plötzlich Lawrence' Stimmung. Er starrte Cyd an und fragte geradeheraus.

„Was wollen Sie von mir wissen?“ Überrascht von der plötzlichen Wendung suchte sie nach den richtigen Worten.

„In welchem Zusammenhang könnte das Motiv des Mörders mit seiner Krankheit stehen. Dr. Stafford sprach von Schuldwahn beziehungsweise Versündigungswahn im Zusammenhang mit religiösem Wahn mit Heilsauftrag.“

„Religiöser Wahn mit Heilsauftrag“, Dr. Young schüttelte abwehrend den Kopf. „Wie oft habe ich selbst diese Diagnose gestellt. Heute frage ich mich, liegt wirklich eine Wahnerkrankung vor, wenn das Verhalten eines Menschen, gemessen am Mittelmaß seiner Umwelt, pathologische Züge angenommen hat? Hat nicht jedes Individuum das Recht, seine Überzeugungen so zu leben, wie es der eigenen Persönlichkeit entspricht? Ist das Bedürfnis angesichts von Leid und Schmerz Heilung zu spenden, den Mitmenschen Gutes zu tun, zwangsläufig als Heilswahn oder religiöser Wahn mit Heilsauftrag eine Sonderform des Größenwahns? Entspricht nicht das Streben nach Erneuerung den Grundeigenschaften des Menschen? Wenn eine Person glaubt, Schuld an Ereignissen zu tragen, die ihr nicht wirklich angelastet werden kann – am Hunger und an der Armut in der Welt beispielsweise, wird dies als Schuldwahn bezeichnet. Und wenn dies in der Überzeugung geschieht, sich versündigt zu haben, oder gegen göttliche oder moralische Prinzipien verstoßen zu haben, wird dies als Versündigungswahn bezeichnet. Was nun, wenn ein Mensch sich tatsächlich gegenüber anderen auf unverzeihliche Weise versündigt,

ist dann das natürliche Empfinden von Schuld und der Wunsch nach Sühne Teil seines pathologischen Verhaltens und Ausdruck seiner psychischen Labilität?

Ich habe in meiner Arbeit die Erfahrung gemacht, dass Schuldwahn sich besonders in Situationen entwickelt, wo jemand als natürliche Reaktion auf vermeintlich schwerste Verstöße gegen sittliche oder ethisch-moralische Wertvorstellungen Schuld empfindet, auch wenn die gesetzlichen Wertvorstellungen keine Schuldhaftigkeit erkennen lassen. So werden das Verlassen eines Ehepartners, ehelicher Betrug, seelische Grausamkeiten und soziale Kälte aller Art vielfach als Bagatelldelikte gesehen. In einer Umkehrung der Betrachtung könnte man ebenso die Tatsache, dass eine Mutter ihr Kind verlässt, um in den Armen eines neuen Partners Erfüllung zu finden, als Wahnsinn bezeichnen.

Für Menschen mit Schuldwahn gibt es keine Sühne oder Wiedergutmachung. Nach ihrem ‚kranken‘ subjektiven Empfinden kann ihre Schuld so tief gehen, dass mehr Sühne notwendig ist als nach den Maßstäben der Umgebung.“

Cyd war zunehmend unruhig geworden. Sie gewann immer mehr die Einsicht, der Doktor würde seine Patienten in Schutz nehmen, anstatt der Schnittstelle zwischen ihrer Krankheit und der Mordlust nachzuspüren.

„Unser Mörder tötet junge Frauen und konserviert ihre toten Körper“, warf sie mit bebender Stimme ein, „warum tut er das? Doch nicht aus Sühne.“

„Sie verwechseln Symptome mit der Krankheitsursache. Der Täter findet aufgrund seines Krankheitsbildes möglicherweise nichts dabei, andere Menschen zu töten, vielleicht möchte er sich aber auch an einer bestimmten Personengruppe rächen. Er kann es mit seinen Taten auf eine Institution abgesehen haben, genauso gut wäre es vorstellbar, dass sich sein Hass gegen das zufriedene Bürgertum, das Establishment oder die Frauen richtet. Es stellt sich die Frage, welches die Ursachen für diese Motive sind. Wenn Dr. Stafford mit ihrer

Diagnose recht hatte, hat der Mörder zu einem bestimmten Zeitpunkt seines Lebens tiefe Schuld auf sich geladen. Danach sollten Sie suchen.

„Es tut mir leid Doktor, damit kann ich wenig anfangen. Ich kann die Zusammenhänge nicht erkennen. Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, welche Schuld stark genug sein könnte, um aus einem Menschen einen Serienmörder zu machen.“

„Liebe Cyd, ich werde Ihnen eine Geschichte erzählen, vielleicht verstehen Sie dann, wovon ich spreche.“

Dr. Young nahm einen Schluck von seinem kalten Kaffee, dann richtete er sich in seinem Stuhl auf und setzte sich so hin, dass er wie ein Märchenerzähler seine Körpersprache zur Geltung bringen konnte.

„Es war einmal ein Arzt, der hatte eine wunderschöne Frau, die als junge Medizinerin gemeinsam mit ihm am High Sierra Hospital eine Anstellung angenommen hatte. Während er eine Facharztstelle an der psychiatrischen Abteilung angetreten hatte, machte sie ihre Spezialisierung als Internistin. Es gelang dem jungen Akademiker, einige Fachartikel in wichtigen medizinischen Journalen zu publizieren und bereits nach kurzer Zeit war er zum Star des Krankenhauses avanciert. Seine Frau freute sich mit ihm und unterstützte ihn, wo immer sie konnte. Doch mit dem Erfolg zog der Hochmut in die Seele des Doktors ein. Er vernachlässigte seine Frau und zog es vor, seine Zeit mit berühmten Fachkollegen auf Kongressen zu verbringen. Judith, seine Frau, hoffte, dass er sich ändern würde, wenn sie ein Kind bekämen, und so bemühte sie sich, von ihrem Mann schwanger zu werden. Als sie ihrem Mann freudestrahlend die Nachricht überbrachte, wurde dieser wütend. Er beschimpfte seine Frau und warf ihr vor, sein Vertrauen missbraucht zu haben und seine Karriere zerstören zu wollen. Wütend verließ er das Haus und ging in die nächste Bar, wo er sich sinnlos betrank. Schließlich ließ er sich mit einer Prostituierten ein, die ihn überredete, mit zu ihr nach Hause zu kommen. Auf dem Weg zu ihr verursachte er einen Unfall, bei

dem eine junge Frau und ihre neunjährige Tochter schwer verletzt wurden. In Folge verlor er seine Anstellung und wurde zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt. Sein Haus und alle Rücklagen gingen für Anwalts- und Gerichtskosten auf. Judith zog in das Haus ihrer Mutter und tat alles, um ihm Rückhalt zu bieten. Sie verteidigte ihn vor Gericht, erklärte ihm ihre immerwährende Liebe. Er hingegen verweigerte jeden Kontakt zu ihr und erging sich in wüsten Schuldzuweisungen gegen sie.

Die Monate im Gefängnis begannen den jungen Mann endgültig zu verändern. Die Gewalttätigkeiten und Gemeinheiten des Gefängnisalltags machten ihn sensibel und verwundbar. Erst als sein bester Freund ihn besuchte und ihm die Augen darüber öffnete, mit wie viel Einsatz und welcher Verzweiflung Judith sich für ihn eingesetzt hatte, erkannte er endlich, was er ihr angetan hatte. Er hatte nur noch ein Ziel, Judith um Verzeihung zu bitten und mit ihr und dem Kind an einem anderen Ort völlig neu anzufangen.

Am Tag seiner Entlassung führte ihn sein erster Weg zum Haus von Judiths Mutter. Dort musste er erfahren, dass sie seit einer Woche verschwunden war. Er fuhr zum Büro des Sheriffs, dieser erklärte ihm, dass alle notwendigen Maßnahmen eingeleitet worden seien, doch da es keine Hinweise auf ein Gewaltverbrechen gäbe, wären die Möglichkeiten der Behörden beschränkt. Schließlich sei es verständlich, dass sich Judith, bei allem was er ihr angetan habe, nach seiner Entlassung zurückgezogen habe. Der Mann gab sich nicht damit zufrieden. Mit seinen letzten verbliebenen Freunden organisierte er Suchmannschaften, um die Wälder in der Umgebung abzusuchen. Er selbst schloss sich einer Gruppe mit Fährtenhunden an.

In diesen Stunden, als er sich durch das Unterholz kämpfte, ging er buchstäblich durch die Hölle. Er flehte zu Gott, ihm seine Frau wiederzugeben. Ein Bild begleitete ihn bei seiner Suche. Er konnte den verzweiferten Blick von Judith bei ihrem letzten Besuch im Gefängnis nicht mehr vergessen, als er sie mit einer besonders gehässigen Äußerung zurückgewiesen hatte.

Seine Gebete wurden nicht erhört. Auf einer kleinen Lichtung zwischen den Büschen fanden sie die Leiche seiner Frau. Der Körper war bereits in Verwesung übergegangen und zudem von wilden Tieren angefressen worden. Zwischen den Beinen der Frau war ein ballonartiges Gebilde zu erkennen und davor der zersetzte Körper eines Fötus. Mit Grauen erkannte der Mediziner, dass die Leichengase den Uterus seiner Frau herausgetrieben hatten, wodurch auch das ungeborene Kind nach außen gedrückt worden war.

In seinem Schmerz schlug er verzweifelt immer wieder mit seinem Kopf gegen den Stamm eines Baumes, bis die Männer des Suchtrups ihn schließlich festhielten und ruhigstellten.

Seit diesem Moment hatte ihn keiner mehr ein Wort sagen hören und nach einigen Tagen war er aus dem Ort verschwunden.“ Dr. Young lehnte sich zurück, als wäre er froh, dass die Geschichte zu Ende war. „Verstehen Sie jetzt, was ich meine?“

Cyd konnte nicht verhindern, dass ihr bei der Erzählung die Tränen über die Wangen liefen. Sie schämte sich ihres Mitgefühls nicht. Es fiel ihr schwer die Frage zu stellen, doch sie musste es tun. „Waren Sie der Arzt?“

Die Verwandlung, die im Gesicht von Dr. Young vorging, war so grauenvoll, dass Cyd ihren Blick abwenden musste. Zuerst nahm sein Blick einen hilflosen, ungläubigen Ausdruck an, dann schwellen die Adern an den Schläfen an und schließlich begann sich sein Gesicht zu einer hasserfüllten Fratze zu verzerren. Mit keuchender, heiserer Stimme fuhr er sie an.

„Sie wagen es, in mein Reich einzudringen und mich auszufragen. Sie haben jahrelange Arbeit zunichte gemacht. Wie sieht es mir Ihrer Schuld aus, Ms. Alexander? Sie verwenden Menschen für ihre profanen Zwecke und es kümmert Sie nicht im Geringsten, was für eine Spur der Verwüstung Sie hinterlassen. Auch Sie werden Ihrer Strafe nicht entgehen!“

Abrupt stand er auf und verließ das Haus, um im Halbdunkel des stürmischen Abends zu verschwinden.

Cyd war schockiert über den Ausbruch des Doktors. Der Mann war zutiefst gestört und gefährlich. Als ihr erst bewusst wurde, welche Drohung der Doktor zuletzt ausgesprochen hatte, lief es ihr kalt über den Rücken. Sie musste so rasch wie möglich weg von der Insel. Angesichts des Zustandes von Dr. Young wagte sie nicht, das Haus zu verlassen. Sie konnte nur abwarten, bis sich der Doktor beruhigte. Später würde sie versuchen heimlich zum Boot zu gelangen.

Sie schob wieder den Stuhl unter den Türknauf und rollte sich in die Decke gehüllt auf dem Bett ein, als ob sie sich gegen eine unsichtbare Gefahr schützen wollte.

Nach einiger Zeit hörte sie Schritte und das Schlagen der Haustür. In den nächsten zwei Stunden konnte sie verschiedene Geräusche aus der Diele und dem Hauptraum vernehmen. Cyd entschloss sich abzuwarten, wie sich die Dinge entwickeln würden. Sollte der Doktor einlenken wollen, würde er von sich aus Kontakt mit ihr aufnehmen. Wenn nicht, würde sie in der Nacht einen Fluchtversuch unternehmen.

Zum Sturm hatte sich ein Gewitter gesellt. Grelle Blitze erleuchteten immer wieder durch das Fenster den kargen Raum.

Sie musste eingenickt sein. Der Klang von Klaviermusik und Gesang drang durch die geschlossene Tür. Dieses Lied hatte nichts Gelöstes oder Verklärtes an sich. Ein wildes gehämmertes Staccato wurde von der gepressten Stimme des Doktors begleitet.

Cyd entschloss sich die Flucht zu wagen, solange der Doktor sich seiner Musik hingab. Vorsichtig öffnete sie die Tür und schlüpfte in die Diele. Es brannte kein Licht, doch das Feuer im Kamin des Wohnzimmers warf sein flackerndes Licht nach außen, so dass sie sich umsehen konnte. Mit Grauen fiel ihr Blick auf das Alter Ego des Doktors. Die Statue glich einem wilden Tier, die entstellte Fratze verzerrt, in Hockstellung die Hände zwischen den Beinen aufgestützt, bereit zum Sprung. Cyd musste sich zwingen nicht laut aufzuschreien. Grelle Blitze und explosionsartige Donnerschläge durchdrangen immer wieder das Dunkel des Hauses. Die Musik war laut

und klar zu hören, dazwischen mischten sich vereinzelte Donner-
schläge. Die Sinne aufs höchste angespannt, bemühte sich Cyd, laut-
los die Tür zu erreichen. Dann geschah etwas Unglaubliches. Ein
Blitz schlug in das Haus ein und als der Donnerschlag ausklang,
glaubte Cyd ihre Sinne würden ihr einen Streich spielen. Spiel und
Gesang verzerrten sich zu einem grotesken, gezogenen Laut, der
schließlich immer tiefer werdend ganz erlosch. Cyd waren diese
Geräusche vertraut. So klang es, wenn man ein Tonbandgerät mit
den Händen drehte, oder wenn bei einem Stromausfall das Gerät
auslief. Mit einem Mal wurde ihr die ganze Bedeutung ihrer Wahr-
nehmung klar. Der Doktor hatte nicht selbst gespielt und gesungen,
er hatte die Musik mit einer Bandaufnahme inszeniert, damit sie sich
sicher fühlen sollte.

Angst durchflutete sie, so starke Angst, dass sie fast gelähmt war.
Wo steckte Young? Cyd bewegte sich weiter in Richtung Tür, den
Kopf ständig in alle Richtungen drehend, um nur ja keine lebensnot-
wendige Information zu verpassen. Als sie mit dem Rücken zur Sta-
tue stand, veranlasste ein Gefühl der Gefahr sie, den Kopf zu drehen.
Ungläubig bemerkte sie aus den Augenwinkeln, wie die gebückte
Figur sich aufzurichten begann, die Arme sich in ihre Richtung
streckten, um sie zu fassen. Sie sprang zurück und stieß dabei mit
ihrer ganzen Kraft gegen das hohe Bücherregal, das als eine Art
Raumteiler den Hauptraum von der Diele abtrennte. Das Regal
krachte zu Boden und die Bücher fielen auf den Fußboden. Jetzt fiel
ihr Blick auf den Feuerhaken, der an einer schmiedeeisernen Vor-
richtung hing, gleichzeitig bemerkte sie, dass der Psychiater ihren
Blick und auch die Waffe gesehen hatte.

Ohne den anderen aus den Augen zu lassen, bemühten sich beide,
an die Waffe heranzukommen.

Plötzlich setzte Young zu einem Sprung an, der ihn in Richtung
Feuerstelle bringen sollte. Beim Absprung trat er jedoch auf eines
der herumliegenden Bücher, so dass er die Kontrolle über seine Be-
wegung verlor. Sein Aufprall auf dem Boden war fürchterlich. Er

schlug mit dem Kopf an der Kamineinfassung auf und blieb besinnungslos liegen.

Cyds erster Impuls war, ihm zu helfen. Doch dann erinnerte sie sich an den Ausdruck in seinem Gesicht und entschied sich, die Flucht zu ergreifen.

Wie im Moment einer Blitzlichtaufnahme prägte sich das Bild – der Raum im Schein des Feuers, die Gestalt des Doktors zwischen den verstreuten Büchern auf dem Boden, dahinter der Flügel – in Cyds Bewusstsein ein, dann war sie aus dem Haus. Sie hetzte den Weg zur Anlegestelle hinunter und sprang ins Boot. Überall vermeinte sie Schatten und den mörderischen Blick des Wahnsinnigen zu sehen. Sie startete die Maschine und machte die Taue los. Während sie den Gashebel nach vorne drückte und das Boot durch die tosenden Wellen beschleunigte, warf sie einen Blick zurück.

„Finden Sie die Schuld des Täters, dann haben Sie sein Motiv“. Dieser Satz war ihre ganze Ausbeute.

Gillardi hasste anonyme Mitteilungen. In den meisten Fällen kamen sie von Wichtigmachern, Spinnern oder Verrückten. Manchmal auch von Saboteuren oder den Tätern selbst. In der Flut von Hunderten von Nachrichten und Hinweisen, die täglich eingingen, machten sie etwa drei Prozent aus. Viele seiner Kollegen hatten es sich zu Eigen gemacht, anonyme Hinweise zu ignorieren und ungelesen zu entsorgen. Gillardis Maxime war es, jeden Hinweis ernst zu nehmen und zu dokumentieren. Immer mit dem Vorbehalt, dass Quellen unbekannter Herkunft mit besonderer Vorsicht zu genießen waren.

An diesem Morgen befand sich in der Post ein handgeschriebener Brief ohne Absender. Das Schreiben war in fester, gleichmäßiger Handschrift mit nachtblauer Tinte auf hochwertigem Papier verfasst.

„Sehr geehrter Herr Gillardi, Sie kennen mich nicht und dabei möchte ich es auch belassen. Was Sie von mir wissen sollten, ist meine besondere Veranlagung. Ich verfüge seit meiner Kindheit über die Fähigkeit zur Hellsichtigkeit und habe diese Gabe mehrfach zum

Nutzen meiner Mitmenschen eingesetzt. Ich strebe nicht nach Aufmerksamkeit oder Ruhm und habe auch keine finanziellen Interessen. Warum ich mich an Sie wende, hat folgenden Grund: Vor zwei Tagen trat ich während einer Séance mit einem verstorbenen Verwandten einer Klientin in Kontakt. Dieser teilte mir eine Botschaft mit, die ich an Sie weitergeben sollte.

Die Nachricht lautet: Sie sind dem Täter bereits begegnet. Ich hoffe, Sie können damit etwas anfangen. Meinen Segen und weißes Licht gegen die Mächte der Finsternis.“

Einmal mehr wünschte sich Gillardi, er könnte den Brief in den Papierkorb werfen und müsste sich keine Gedanken mehr darüber machen. Seine jahrzehntelange Erfahrung als Ermittler sagte ihm, dass es sich hier mit mehr als neunundneunzigprozentiger Wahrscheinlichkeit um einen schlechten Scherz oder eine Verrücktheit handelte. Er wusste aber auch, dass bei dem weniger als einem Prozent alles möglich war. Er hatte parapsychologische Phänomene erlebt, die so unglaublich waren, dass er mit niemandem jemals darüber sprach. So wurde ihm diese Erfahrung zur Bürde. Sein Unterbewusstsein würde in den nächsten Stunden und Tagen alle Details der letzten Zeit auf der Suche nach einer möglichen Zielfigur durchforsten. Natürlich war er auch gleich bemüht, mit Hilfe bewusster Erinnerungen Hinweise zu finden. Doch die Angaben waren so vage, dass er damit nicht weiterkam. Mit eiserner Disziplin konzentrierte er sich auf die weitere Post.

Am nächsten Morgen wachte Gillardi schweißgebadet auf. Im Traum war ihm der seltsame Alte von Conrads Vorlesung erschienen. Er hatte ihm zugnickt und ihn höhnisch angegrinst. Jetzt erinnerte er sich auch wieder an den stechenden Blick der grauen Augen, die ihn abschätzend angesehen hatten, so als ob es darum ging, herauszufinden, mit wem er es zu tun hatte. Gillardi fragte sich, was der so auffällig aufgemachte Alte in der Vorlesung zu suchen gehabt hatte. Interesse am Thema, ein Hinweis auf die Präsenz des FBI oder die

Suche nach potenziellen Opfern? Das konnte eine heiße Spur sein. Er musste der Sache nachgehen.

Seit Cyds Rückkehr waren zehn Tage vergangen. Sie hatte sich in Kanada noch mit dem wütenden Jacobi auseinandersetzen müssen.

Mit viel Geduld und Fingerspitzengefühl gelang es ihr, den Schweizer wieder so weit zu beruhigen, dass er ihr nicht mehr böse war und sie sich in ‚Freundschaft‘ trennen konnten.

Ihr Bericht wurde von Jenkins und später von der Taskforce mit gefasster Enttäuschung zur Kenntnis genommen. Offenbar hatte niemand allzu große Erwartungen in das Projekt gesetzt. Cyd spürte eine eigenartige Frustration über diese Haltung. Sie selbst hatte an der Wichtigkeit ihrer Reise nie den geringsten Zweifel gehabt. Es wunderte sie, dass es ausgerechnet Ruth war, die sie beschwichtigte und versuchte ihr Trost zu spenden.

„Mach dir nichts draus, Cyd. Du weißt ebenso gut wie ich, dass solche Aktionen selten direkt zielführend sind. Erfolgreiche Polizeiarbeit besteht nun einmal aus konsequenter, minuziöser Kleinarbeit. Ich habe das Andenprojekt auch wieder aufgegeben. Ich glaube nicht, dass wir in diesem Fall durch Reisen in exotische Länder weiterkommen.“ Cyd war gerührt von den Worten ihrer bisherigen Kontrahentin.

„Danke für dein Verständnis, Ruth. Es ist eine schöne Erfahrung, dich auf meiner Seite zu sehen.“ Dann wechselte sie unvermittelt den Ton, war wieder ganz Reporterin. „Heißt das, die Position für die Reise nach Peru ist vakant?“

Ruth lachte auf. „Du bist wirklich unverbesserlich. Ich glaube, dich kann so leicht nichts unterkriegen. Ja, wenn du die Reise übernehmen möchtest, meinen Segen hast du. Ob du Jenkins’ Segen allerdings auch so einfach bekommst, möchte ich bezweifeln.“

Ihr Boss erwies sich in dieser Sache tatsächlich als harte Nuss. Alle Versuche, ihn von der Notwendigkeit dieser Reise zu überzeugen, waren bislang erfolglos geblieben. Doch Cyd spürte, dass sie sich,

nach dem was geschehen war, nicht so ohne weiteres wieder in das Team würde integrieren können. Sie hatte sich durch ihre Initiative zu weit von den anderen entfernt, um noch dazu zu gehören. Sie war auch fest davon überzeugt, dass das Team sie nach ihrer eigenmächtigen Aktion ablehnte. Gleichzeitig konnte sie aber gerade jetzt, nach den traumatischen Erlebnissen in Kanada, ihr Engagement in dem Fall nicht einfach so aufgeben. Es blieb ihr also keine andere Wahl als die Ermittlungen auf ihre Weise, losgelöst vom Verband der anderen, in größtmöglicher Entfernung und völliger Eigenständigkeit weiterzuführen.

Am Ende der Woche – Jenkins war freitags meistens etwas weniger aufgeladen – unternahm Cyd erneut einen Versuch, das Andenprojekt bei ihrem Boss durchzubringen. Kämpferisch argumentierte sie, dass die Arbeit des Ermittlungsteams stagnierte und es keine neuen Hinweise und keine Spuren gäbe, die zu untersuchen es sich lohnte.

„Es ist eine Chance, das Einzige, was wir noch nicht ausprobiert haben, nicht mehr und nicht weniger“, sagte sie trotzig. „Ich finde, wir sollten diese Möglichkeit nicht leichtfertig außer Acht lassen und bevor ich hier herumsitze, kann ich ebenso gut Prof. McBride interviewen.“

Der Medienmagnat blickte verärgert auf. „Von Herumsitzen kann überhaupt keine Rede sein, es gibt jede Menge Routineaufgaben, die erledigt werden müssen.“

„Ich weiß schon, aber die können ebenso gut unsere Volontäre erledigen. Mich jetzt von diesem Fall abziehen oder auch nur meine Aufmerksamkeit mit Papierkram zu binden, würde ich als maßlose Vergeudung von Ressourcen bezeichnen.“

„Könnte es sein“, meinte Jenkins kopfschüttelnd, „dass Sie sich selbst zu wichtig nehmen? Das klingt ja, als ob das FBI bei der Bearbeitung dieses Falls auf Ihre besonderen Fähigkeiten oder Kenntnisse angewiesen wäre. Oder halten Sie etwa etwas zurück, von dem ich nichts weiß?“

„Nein, keineswegs“, beeilte sich Cyd zu versichern. „Ich habe nur so viel Zeit, Energie und Engagement in diesen Fall investiert, dass er für mich eine ganz besondere Bedeutung erhalten hat. Und ich möchte Sie auch daran erinnern, dass ich von Ihnen die Chance bekommen habe, mich zu rehabilitieren. Auch daran liegt mir sehr viel.“

„Schon gut, ich weiß Ihren Einsatz durchaus zu würdigen, und Sie haben bisher auch bemerkenswerte Beiträge geliefert. Wenn Sie so fest davon überzeugt sind, dass wir McBride unter die Lupe nehmen sollten, tun Sie das. Aber behandeln Sie den Mann mit Fingerspitzengefühl. Er gilt zwar in vielen Kreisen als Exzentriker und als psychisch absonderlich, aber er ist wissenschaftlich immer noch eine große Autorität auf seinem Gebiet, die mit Respekt behandelt werden sollte. Und sprechen Sie sich mit dem Ermittlungsteam ab. Ich wünsche keine Heimlichkeiten gegenüber dem FBI.“

„Danke, Boss“, sagte Cyd, „ich wusste, auf Sie ist Verlass.“

Als Cyd beim nächsten Treffen ihre Absicht mitteilte, nach Chile zu reisen, um Professor McBride zu interviewen, hatte sie mit Ablehnung und Widerstand von verschiedenen Seiten gerechnet. Überraschenderweise erhielt sie ausgerechnet von den Personen Unterstützung, von denen sie es am wenigsten erwartet hätte.

Gillardi allerdings gab sich erwartungsgemäß skeptisch. „Wie kommen Sie auf Chile? Ms. Clark wollte nach Peru und jetzt plötzlich Chile. Wir haben bereits mehrfach versucht, McBride zu kontaktieren, um ihn in der Angelegenheit zu befragen. Es scheint aber niemand zu wissen, wo er sich gegenwärtig aufhält. Nach Auskunft der Behörde für Emigration hat er das Land nicht verlassen. Das will aber nichts heißen. Wir wissen, dass er bei seinen Grabungsfahrten immer wieder mit seinem Geländewagen die Grenze nach Mexiko überschreitet und sich tagelang dort aufhält. Wie es scheint, nimmt der Professor es mit den Grenzformalitäten nicht sehr genau. Es kann aber genauso gut sein, dass er sich irgendwo in der Wüste von Texas

oder Neumexiko aufhält. Der Mann passt in kein Schema. Er ist oft monatelang für Grabungen im Gelände unterwegs. Wie wollen Sie ihn also aufspüren, und wo haben Sie überhaupt die Absicht, nach ihm zu suchen?“

Cyd deutete auf ihre Unterlagen, als sie vorsichtig antwortete. „Er könnte in Chile sein. Jedenfalls habe ich die Absicht, in der Atacama Wüste mit meiner Suche zu beginnen.“

Überraschte Bemerkungen von den anderen Teammitgliedern wurden laut.

„Wie zum Teufel kommen Sie auf die Idee, dass er sich in der Atacama befindet?“ fragte Spencer dazwischen.

„Ich habe mit der mexikanischen Frau gesprochen, die sich um das Haus kümmert. Die hat mir den Hinweis gegeben, nachdem ich lange genug gebohrt hatte.“

„Die Frau wird uns einiges zu erklären haben“, warf Spencer verbittert ein. „Uns gegenüber hat sie steif und fest behauptet, sie hätte keine Ahnung, wo der Professor sich aufhalten würde.“

„Ich glaube, sie tun ihr unrecht“, beeilte Cyd sich zu bemerken. „Das Gleiche hat sie auch zu mir gesagt. Erst nach mehrmaligem Nachfragen hat sie mir die Atacama genannt. Wahrscheinlich war es nicht mehr als nur eine Intuition von ihrer Seite. Auf jeden Fall wäre es ein erster Schritt.“

„Ich finde Miss Alexander hat recht“, schaltete Conrad sich ein, „schließlich haben wir nichts zu verlieren. Wir arbeiten zurzeit ohnedies nur mit Spekulationen. Und ich finde, das erhärtet den Verdacht gegenüber McBride. Was für einen Grund könnte er haben, das Land illegal zu verlassen, wenn er nichts zu verbergen hat. Für mich ist er unser Hauptverdächtiger. Ich möchte sogar noch einen Schritt weiter gehen. Vielleicht wäre es eine gute Idee zu überprüfen, wo McBride sich aufgehalten hat, als die Opfer verschwanden.“

Die plötzliche Betroffenheit der Anwesenden nach dieser eindeutigen Aufforderung zeigte, wie gewagt die Vorstellung für die meisten war, der weltberühmte Akademiker könnte der gesuchte Killer sein.

Da meldete sich Dr. Chambers zu Wort und brach das Schweigen. „Offen gestanden finde ich Ihren Vorschlag schockierend, Dr. Conrad, umso mehr, als Sie uns damit bewusst gemacht haben, dass der Professor in vielen Punkten tatsächlich dem Profil des Täters entspricht. Ich bin der Meinung, wir sollten Miss Alexander jede Unterstützung für ihr Vorhaben zukommen lassen.“

„Na gut“, wandte sich Gillardi an Cyd, „nachdem Sie nicht als Vertreterin einer Behörde unterwegs sind, können Sie wahrscheinlich in dieser Angelegenheit mit dem geringsten bürokratischen Aufwand am meisten erreichen. Ich werde Ihnen ein Beglaubigungsschreiben mitgeben, das belegt, dass Sie Ihre Recherchen mit unserem Wissen durchführen. Das ist zwar kein offizielles Rechtshilfeansuchen, aber als Unterstützung Ihrer journalistischen Arbeit könnte es hilfreich sein.“

Cyd konnte nicht glauben, in welcher Weise sich die Dinge plötzlich entwickelten, sowohl Ians Reaktion als auch die Worte von Chambers hatten sie völlig unvorbereitet getroffen. Ian hatte zwar McBride ins Spiel gebracht, aber eher beispielhaft für mögliche Motive eines verwirrten Geistes und nicht als konkreten Verdacht oder gar als Anschuldigung. Auch die Stellungnahme des sonst so vorsichtigen und zurückhaltenden Gerichtsmediziners überraschte sie.

Am meisten verwunderte sie, dass Ruth bei dieser Sitzung überhaupt nicht Stellung bezogen hatte. Immerhin hatte sie das Projekt von ihr gleichsam übernommen.

Plötzlich war das alte Misstrauen wieder wach. Wollten die anderen sie loswerden? Führte das Team etwas im Schilde? Verfolgten die anderen eine Spur, von der sie nichts wissen sollte? Dieses Übermaß an Zustimmung und Einverständnis war ihr zutiefst suspekt. Ich glaube, du entwickelst langsam eine Paranoia, sagte sie zu sich selbst. Wenn es endlich einmal so läuft, wie du es dir vorstellst, fühlst du dich plötzlich verfolgt. Die Wüste wird dir guttun. Vielleicht findest du dort mehr Klarheit.

Die Mitglieder der Taskforce hatten bis auf Jimenez und Gillardi, die immer die Letzten waren, und Conrad, den der Profiler gebeten hatte noch für ein Gespräch zur Verfügung zu stehen, den War Room verlassen. Ian fragte sich, was es wohl noch zu besprechen gäbe. Sobald sie unter sich waren, überreichte ihnen Gillardi eine Personenbeschreibung mit Phantombild und kam ohne Umschweife auf sein Anliegen zu sprechen.

„Es gibt vage Indizien zu einer Person, die uns möglicherweise weiterhelfen könnte. Es handelt sich um einen anonymen Hinweis aus der Bevölkerung. Mehr weiß ich selbst nicht.“

Conrad schüttelte zweifelnd den Kopf. „Ich hätte Sie nicht für einen Mann gehalten, der anonymen Hinweisen nachgeht. Ist das beim FBI so üblich?“

Gillardi vermied es, auf die persönliche Anspielung einzugehen und antwortete betont sachlich. „Bei uns entscheidet jeder Mitarbeiter für sich, welche Bedeutung er seinen Informationsquellen beimisst. Ich vertrete den Standpunkt, dass jede Information entscheidend sein kann. Daher gehe ich auch jeder Spur nach.“ Dann wandte er sich an den Sheriff. „Ich möchte, dass sich Ihre Deputies unauffällig nach dem Alten umsehen. Und wenn ich unauffällig sage, dann meine ich das auch. In den Armenvierteln der Stadt ist die Stimmung am Brodeln. Die Leute sind wütend, weil sie glauben, dass die Polizei die Frauenmorde unter der mexikanischen Bevölkerung ignoriert. Die wohlhabenden Bürger fühlen sich bedroht. Aus dieser Bevölkerungsgruppe stammen die Opfer des Balsamierers, daneben fürchten sie das Gewaltpotential der Slums und Vorstädte. Die Drogenmafia und das organisierte Verbrechen haben immer schon sensibel auf Polizeipräsenz in den Straßen reagiert. Sie mussten in letzter Zeit beträchtliche Einbußen bei ihren Geschäften hinnehmen und wollen das Problem auf ihre Art aus der Welt schaffen. Und als würde das nicht reichen, patrouillieren seit Wochen bewaffnete Brigaden durch die Straßen, die sich selbst als ‚Bürgerwehr‘ bezeichnen und vermutlich über ein hohes Gewaltpotential verfügen. Dazu kommt die Hit-

ze. Ein Funke kann die Situation zur Explosion bringen. Eine offene Fahndung nach einem Verdächtigen würde mit großer Wahrscheinlichkeit zu einer Menschenhatz mit Lynchjustiz führen.“ Wieder blickte Gillardi den Sheriff eindringlich an. „Lassen Sie Ihren Männern die Personenbeschreibung und das Phantombild zukommen, aber schärfen Sie ihnen ein, dass es sich um eine verdeckte Personenerhebung handelt. Der Mann wird für eine Zeugenbefragung und nicht als Verdächtiger gesucht.“

Dann wandte sich der Profiler an Conrad und zeigte auf das Phantombild. „Der Alte ist mir in Ihrer Vorlesung aufgefallen. Er ist sowohl von seinem Aussehen als auch von seiner auffälligen Aufmachung leicht wieder zu erkennen. Haben Sie ihn schon einmal gesehen?“

Conrad schüttelte bedauernd den Kopf. „Meine Vorlesungen werden von so vielen schrägen Vögeln besucht, da habe ich es längst aufgegeben, mir über ihre Motive oder Eigenheiten Gedanken zu machen. Aber in drei Tagen haben Sie die Gelegenheit meine Hörschaft erneut zu beobachten. Freitagabend halte ich einen Vortrag über die Faulleichenkonservierung im alten China. Vielleicht taucht ihr seltsamer kleiner Mann ja auf.“

Gillardi konnte sich einen kleinen Seitenhieb als Strafe für Conrads Bemerkung von vorhin nicht verkneifen. „Faulleichenkonservierung ...! Bestimmen Sie die Titel Ihrer Lehrveranstaltungen eigentlich selbst? Nun, wie auch immer, danke für den Hinweis. Ich werde mir Ihre Gemeinde noch einmal ansehen. Nur, dieses Mal komme ich nicht alleine.“

Kapitel 13

Der Blick aus dem Flugzeug über die endlose Weite des Wüstengebietes, das sich von Chile weit nach Peru hinein erstreckt, ließ in Cyd plötzlich Zweifel über die Durchführbarkeit ihres Unterfangens aufkommen. Wie sollte sie in diesem riesigen Gebiet einen einzelnen Menschen finden? Sie versuchte sich selbst Mut zu machen, indem sie sich sagte, dass es weit einfacher war, einen Menschen in einer wenig besiedelten Gegend aufzuspüren als in einer Großstadt wie New York oder Los Angeles. Trotzdem war ihr Optimismus deutlich gesunken, als die Maschine zur Landung in Arica ansetzte.

Nachdem Cyd ihr Gepäck beisammen hatte, ließ sie mit viel Geduld die Formalitäten der Leihwagenfirma über sich ergehen. Sie hatte ein geländegängiges, wüstentaugliches Fahrzeug reserviert. Offenbar waren die Fahrzeuge dieses Typs alle vermietet oder der Firma standen solche überhaupt nicht zur Verfügung. Jedenfalls versuchte der Mitarbeiter – vermutlich ein Student, der als Aushilfskraft eingesetzt war – hartnäckig, ihr stattdessen einen sportlichen Kombi mit Differentialsperre einzureden. Als Cyd sich schließlich als Reporterin von Life Events auswies und drohte, eine Negativreportage über die Firma zu bringen, rief der mittlerweile verunsicherte junge Mann seinen Chef an, um sich Instruktionen zu holen. Cyd hörte eine zornige, laute Stimme, die bis zu ihr drang und gleich darauf reichte der Angestellte ihr mit einer entschuldigenden Geste den Hörer.

„Ich bitte Sie vielmals für die Inkompetenz meines Mitarbeiters um Entschuldigung“, sagte eine ölige Stimme. Cyd konnte sich den Mann gut vorstellen – klein, fett, schwarzes nach hinten frisiertes Haar, glänzend vor Brillantine, ein richtiger Schleimer. Sie war sich sicher, dass er den jungen Mitarbeiter angewiesen hatte, die Wünsche der Kunden abzulehnen, um die billigsten Modelle zu überhöhten Preisen zu vermieten.

„Selbstverständlich haben wir das Fahrzeug Ihrer Wahl zur Verfügung. Es ist ein Jeep Cherokee mit Sonderausstattung – Zusatz-

scheinwerfer, Sandbleche und motorgetriebene Seilwinde. Der Wagen ist nicht neu, aber in bestem Zustand, der lässt Sie auch unter härtesten Bedingungen nicht im Stich. Die Zufriedenheit unserer Kunden ist mir ein persönliches Anliegen. Ich würde mich freuen, wenn ich Sie nach Beendigung Ihrer Rundfahrt zum Abendessen ausführen dürfte. Sie haben dann sicher viel Interessantes zu erzählen. Und ich könnte Ihnen bei dieser Gelegenheit unsere schöne Stadt zeigen.“

Na, das fehlt mir noch zu meinem Glück, dachte Cyd, ein romantisches Abendessen mit persönlicher Sightseeing-Tour an der Seite eines hiesigen Don Juan. Sie entschied sich jedoch für eine höfliche Entgegnung. „Ich danke Ihnen, aber dafür wird mir wohl kaum Zeit bleiben. Danke jedenfalls, dass Sie die Angelegenheit mit dem Wagen so rasch gelöst haben.“

Als sie dem jungen Mann den Hörer überreichte, drehte sie die Augen kurz nach oben, um ihm zu zeigen, dass sie die Machenschaften seines Vorgesetzten durchschaut hatte und die unbequeme Verzögerung nicht als seine Schuld wertete. Als weitere versöhnende Geste wandte sie sich vertrauensvoll an den jungen Mann: „Sagen Sie, wo gibt es hier einen professionellen Outdoor-Ausstatter? Ich möchte ein paar Tage in der Wüste verbringen, habe aber keine Ausrüstung mitgebracht.“

Der Student war offensichtlich erleichtert auch hilfreich sein zu können und griff nach einem Stadtplan. „Es gibt hier ein bekanntes Geschäft für Sportwaren, Camping und Jagd. Ich zeichne Ihnen den Standort am besten in die Karte ein.“

Wenig später parkte Cyd ihren Jeep auf dem Kundenparkplatz des Sportausstatters ´sin límites´. Von außen stellte der Laden nicht allzu viel dar. Nachdem Cyd jedoch einige Zeit die langen Regalreihen auf der Suche nach der notwendigen Ausrüstung entlang gegangen war, wurde ihr klar, dass sie es hier mit einer höchst professionellen Firma für die Ausstattung von ungewöhnlichen und anspruchsvollen Out-

door-Unternehmungen zu tun hatte. Die Vielfalt des Angebotes überraschte sie, gleichzeitig erkannte sie aber auch, dass sie nicht die geringste Ahnung hatte, was man in dieser Wüste zum Überleben benötigte.

Schließlich gelang es ihr, die Aufmerksamkeit eines Verkäufers auf sich zu ziehen, der sich ihrer freundlich annahm. „Guten Morgen, Miss, wie kann ich Ihnen behilflich sein?“ Die ruhige unaufdringliche Art des jungen Mannes war Cyd auf Anhieb sympathisch. Es stellte sich heraus, dass sie Manolo Guerra Costilero, den Besitzer des Geschäftes, vor sich hatte. Als Extrembergsteiger und Expeditionsausstatter verfügte er nicht nur über ein umfassendes Fachwissen, sondern auch über die praktische Erfahrung im Outdoor-Bereich. „Bitte sagen Sie einfach Manolo zu mir“, ermutigte er Cyd in seiner ungezwungenen Art.

Sie stellte erleichtert fest, dass sie hier an der richtigen Stelle war und stellte sich als Journalistin vor, die eine Reportage über die Feldforschungen von Professor McBride in der Atacama machen wollte. „Der Professor weiß noch nicht, dass ich ihn interviewen möchte. Es gehört zu dieser Art von Reportage, dass wir die Zuschauer durch unsere Suche nach der Zielperson auf die Besonderheiten der jeweiligen Gegend aufmerksam machen wollen.“ Es fiel Cyd nicht leicht Manolo anzuschwindeln und gleichzeitig seinem offenen ehrlichen Blick standzuhalten.

Er nickte nur leicht, als sie geendet hatte. Falls er an ihren Ausführungen zweifelte, ließ er sich jedenfalls nichts anmerken. „Ich kenne Aidan McBride recht gut. Als er seine Grabungstätigkeit hier begonnen hat, war ich die ersten Male als Führer für ihn tätig. Jetzt schaut er meistens vorbei, wenn er in der Gegend ist. Da haben Sie sich aber einiges vorgenommen, Cyd. Aidan ist ein alter Wüstenfuchs. Schwer einzuschätzen und erfahren genug, sich in die entlegendsten Orte vorzuwagen. Es gibt nur ganz wenige Menschen, bei denen ich keine Bedenken hätte, sie für einen Solotrip in die Atacama auszurüsten.

Aidan gehört auf jeden Fall dazu. Haben Sie Informationen darüber, wo er sich derzeit aufhält?“

Cyd legte ihre Stirn in Falten und gab sich hilflos. „Ich hatte gehofft, dass Sie mir weiterhelfen könnten.“

Am zweifelnden Blick des Scouts erkannte sie, dass er ihr die Geschichte von der Reportage nicht abgenommen hatte. „Ich fürchte, da muss ich Sie enttäuschen. Ich habe keine Ahnung, wo sich der Professor befindet. Ich würde Ihnen auch nicht raten, allein in der Wüste herumzufahren. Wenn Sie es wünschen, kann ich einen Begleiter für Sie organisieren.“

„Wären Sie auch bereit, diese Aufgabe selbst zu übernehmen?“

Langsam, als ob er sich die Antwort noch überlegen müsste, schüttelte Manolo den Kopf. „Ich kann gerade nicht weg, aber ich kann Ihnen einen erfahrenen und vertrauenswürdigen Scout vermitteln.“

Cyd spürte, dass Manolo Verdacht geschöpft hatte und deswegen nicht für sie tätig werden wollte. Sie wusste auch, dass sie von ihm keine weiteren Informationen über Professor McBride erhalten würde, selbst wenn er welche hatte. Sie konnte es ihm nicht übelnehmen, er war ein durch und durch offener Mensch, dem jede Art von Verstellung und Unaufrichtigkeit zuwider war. So versuchte sie das verlorene Vertrauen durch ein herzliches Lächeln wettzumachen.

„Vielen Dank für Ihr Angebot, aber ich möchte es lieber doch allein versuchen. Ich werde aber Ihren Rat berücksichtigen und mich nicht allzu weit in die Wildnis hineinwagen.“

Der Geschäftsinhaber nickte leicht und Cyd glaubte den Ansatz eines Lächelns in seinen Augen erkannt zu haben. Sie wünschte sich, sie könnte auch etwas an Zustimmung und Verständnis dabei erkennen. „So wie ich Sie einschätze, werden Sie kein Risiko scheuen, um an Ihre Reportage zu kommen. Ich glaube, Sie sind eine Frau, die nicht nur weiß was sie will, sondern auch, wie sie es bekommt. Na gut, dann werde ich dafür sorgen, dass Sie bei Ihrem Unternehmen wenigstens richtig ausgerüstet sind.“

Nach einigen Stunden Auswahl und Erklärung der Ausrüstung waren die Einkäufe sicher im Jeep verstaut, die Wasser- und Treibstoffkanister gefüllt und Vorräte für einige Tage gebunkert.

Der nächste Weg führte Cyd zur Polizeidirektion von Arica. Nach einigen Versuchen sie abzuwimmeln, wurde sie schließlich in das Büro von Teniente Estevan Saenz geführt. Der Beamte war wenig kooperativ und zeigte sich auch vom Schreiben des FBI in keiner Weise beeindruckt.

Seinen Aussagen zufolge gab es keine Häufung an Vermisstenanzeigen oder Leichenfunden. Cyd bezweifelte allerdings, dass Teniente Saenz es bemerken würde, wenn es zu einer Häufung käme. Aber sie fand es sinnlos, ihm diese Überlegung mitzuteilen. Sie hatte sich von Anfang an wenig von dieser Maßnahme erwartet.

Mittlerweile war es später Nachmittag geworden und die Palmen neben dem Parkplatz der Comisaría warfen lange Schatten auf den glühendheißen Asphalt.

Cyd hatte zwar nicht die geringste Ahnung, wo sie anfangen sollte, aber es reizte sie, endlich mit der Suche nach dem Professor zu beginnen.

Nachdem sie sich durch den dichten Verkehr der Innenstadt gekämpft hatte, nahm sie die Ausfahrtstraße Richtung Azapa Tal. Nach wenigen Kilometern stellte Cyd ihren Jeep auf dem Parkplatz des Museo Arqueológico San Miguel de Azapa ab. Da das Museum kurz davor stand zu schließen, bedurfte es einer kurzen Diskussion mit dem jungen Mann an der Kasse, der ihr klarzumachen versuchte, dass die Besichtigung der hier ausgestellten Kunstschatze mehrere Stunden erfordern würde.

Cyd stellte sich vor und beteuerte, dass sie nur einen Blick auf die berühmten Chinchorro-Mumien werfen wollte.

Zu ihrer Enttäuschung musste sie erfahren, dass diese Exponate nach der Intervention einer Bevölkerungsgruppe, die sich als Nach-

fahren der Chinchorro sah, nicht mehr der Öffentlichkeit zugänglich waren. Als der hilfsbereite Kassier ihre Enttäuschung bemerkte, rief er die Museumsleitung an.

Wenige Minuten später kam ein freundlicher älterer Herr mit dichtem weißem Haar und Vollbart, der sich als Ordoño Manzanillo vorstellte. „Es ist mir eine Freude, für Sie als Vertreterin der Presse eine Ausnahme zu machen und Ihnen eine private Führung anzubieten.“ Cyd schätzte die höfliche unaufdringliche Art des Archäologen und sie dankte ihm mit einem freundlichen Nicken.

„Vielen Dank Señor Manzanillo, ich weiß Ihr Entgegenkommen zu schätzen. Ihr Museum wurde mir von Professor McBride empfohlen, daher war es mir ein besonderes Anliegen, die Mumien zu sehen.“

„Sie kennen Aidan?“ Manzanillo war hoch erfreut, einer Bekannten seines Kollegen eine Gefälligkeit zu erweisen.

„Ja, ich kenne ihn seit vielen Jahren und schätze ihn sehr“, schwindelte sie, wobei sie sich wieder einmal für ihren Beruf schämte. All die Lügen und Halbwahrheiten. Würde sie jemals wieder in der Lage sein mit Menschen offen und unverdeckt zu kommunizieren, ohne Hintergedanken auf journalistische Verwertbarkeit der Gesprächsinhalte? Wie schön musste es sein, sich mit Menschen wie Manzanillo oder auch Manolo ehrlich und unverstellt zu unterhalten. Meinungen auszutauschen, ohne Angst berufliche Indiskretionen zu begehen oder zuviel von sich persönlich preiszugeben. Bei sich zu Hause hatte sie keine Probleme mit Verstellung und Rollenübernahmen. Doch hier in der Wildnis, wo die Menschen mehr aufeinander angewiesen waren, schienen sie auch viel geradliniger miteinander umzugehen.

Sie gingen direkt in den gesperrten Mumienaal, wo die Prunkstücke des Museums aufbewahrt wurden. Und sie wurde nicht enttäuscht.

Obwohl Cyd sich nie besonders für tote Körper interessiert hatte, war sie beim Anblick der mumifizierten Kinder tief ergriffen. Was hatte die trauernden Eltern vor über siebentausend Jahren – noch

zweitausend Jahre vor den ägyptischen Pharaonen – dazu bewogen, ihre verstorbenen Kinder so zu bestatten? War ihr Schmerz so groß, dass sie nicht von den kleinen Körpern lassen konnten oder sollten die allzu früh verstorbenen dadurch eine zweite Lebenschance erhalten? Die flachen bemalten Gesichter mit den schwarzen Tonmasken hatten eine eigenartige Wirkung auf Cyd. Fast schienen sie Wesen von einem anderen Stern.

„Ich fürchte, wir müssen unsere Besichtigung beenden. Das Museum schließt in Kürze und dann wird in allen Schauräumen automatisch die Alarmanlage aktiviert.“ Es schien ihrem Begleiter peinlich zu sein, die Führung abbrechen zu müssen.

Doch Cyd war froh, dass die Stimme des Archäologen sie aus ihrer Selbstversunkenheit gerissen hatte. Es lag etwas Bedrückendes über diesen Exponaten. Vielleicht war es ihre Überzeugung, dass Menschen nach so großen Bemühungen um eine Existenz in der Nachwelt, nicht in der Vitrine eines Museums enden sollten.

Cyd dankte Manzanillo für seine Freundlichkeit und verabschiedete sich mit einem herzlichen Händeschütteln. Sie brachte es nicht übers Herz, den Archäologen nach einem eventuellen Aufenthaltsort von Professor McBride zu fragen. Zu sehr schreckte sie vor der Vorstellung zurück, auch in seinen Augen die Enttäuschung erkennen zu müssen, wenn er den Schwindel durchschaute.

Die Strahlen der Abendsonne, die Cyd beim Verlassen des Gebäudes empfingen, waren wohltuend und heilsam. Nach den Eindrücken im Museum empfand sie das orangerote Licht des Abends als beruhigend und angenehm vertraut. Sie startete den Wagen und fuhr, die untergehende Sonne im Rücken, in die Wüste hinein.

Nach einer Stunde hatte die Finsternis vollständig von der Landschaft Besitz genommen. In den Lichtkegeln ihrer Scheinwerfer war nur noch der Streifen der Fahrbahn zu sehen. In ihren Gedanken kehrte Cyd zurück ins Museum, sah wieder die flachen schwarzen Gesichter der mumifizierten Kinder vor sich. Einmal mehr kam ihr

die Suche nach Professor McBride und ihr Engagement im Fall des Balsamierers absurd vor. Sie brachte nicht die geringsten Voraussetzungen für die Jagd nach einem Serial Killer mit, hatte nie ein Nachtlager in der Wüste eingerichtet und auch nicht den geringsten Anhaltspunkt, wo sie nach McBride suchen sollte. So wie die Nacht die Wüste mit Finsternis und Kälte in Besitz nahm, so umhüllten die Einsamkeit der Atacama und die Zweifel an der Mission ihr Herz und ihren Verstand. Cyd spürte, wie eine tiefe Panik sie ergriff und sich in ihrem innersten Selbst ein Gefühl der Sinnlosigkeit ausbreitete. Die Vorstellung, irgendwo im Dunkel der Nacht anzuhalten und ein Lager aufzuschlagen war plötzlich undenkbar. Lieber wollte sie solange fahren, bis die Strahlen der aufgehenden Sonne sie von ihren Ängsten erlösten.

Gerade als sie sich in Gedanken auf eine lange Nachtfahrt eingestellt hatte, wurde die Landschaft hinter einem Hügel durch eine kleine Gruppe von Häusern erhellt. Eines der Gebäude war eine einfache Posada im landesüblichen Stil. Über dem Eingang leuchtete eine schwache Lampe und lud den Reisenden zum Verweilen ein. Ein unglaubliches Gefühl der Erleichterung durchströmte sie beim Anblick dieser Herberge. Tief in ihrem Inneren flehte sie, dass sie hier unterkommen könnte und nicht alle Zimmer belegt wären. Das Tor war verschlossen.

Sie klopfte mit dem von der Wüstenluft zerfressenen eisernen Ring gegen das verwitterte Holz der Tür. Eine endlos scheinende Zeitspanne war aus dem Inneren kein Laut zu vernehmen. Dann endlich Schritte und das Geräusch des sich öffnenden Riegels im alten Schloss.

Die Tür wurde einen spaltbreit geöffnet und Cyd blickte in das Gesicht eines uralten Mannes mit der typischen Ausprägung eines Hochlandindios.

„Buenas tardes, Señora, wünschen Sie ein Zimmer?“ Nie zuvor hatte eine Begrüßung ihr mehr Freude bereitet.

„Buenas tardes, Señor. Ja, ich hätte wirklich gerne ein Zimmer für diese Nacht.“

Die Unterbringung war einfach, aber sauber und Cyd hatte sich selten irgendwo so wohl gefühlt, wie in diesem weißgetünchten kleinen Raum mit dem knarrenden Bett und dem wackeligen Tisch, auf dem eine gesprungene Porzellanschüssel und ein heller Wasserkrug mit zartblauem Muster standen. Ein frisches Handtuch aus weißem Linen lag sorgfältig zusammengefaltet daneben und schuf so eine Atmosphäre von gastfreundschaftlicher Geborgenheit. An einer Wand hing ein alter handgewebter Teppich mit stilisierten Figuren.

Am nächsten Morgen wurde Cyd durch die Sonnenstrahlen geweckt, die durch die fleckigen Glasscheiben des halbgeöffneten Fensters in den Raum fielen und auf der Wand um den Teppich ein bizarres Muster zeichneten. Sie stand auf und blickte hinaus in die lichtdurchflutete Landschaft. Ein Blick auf die Uhr zeigte ihr, dass es noch früh am Morgen war. Trotzdem war die Kraft der Sonne bereits deutlich zu spüren.

Die Posada war Teil eines kleinen Weilers. Eine Handvoll einfacher strohgedeckter Steinhäuser und eine kleine Kirche lagen etwas abseits der Straße. Die Häuser waren von Reihen aufgelegter Steine umgeben, deren Funktion Cyd unklar war. Als Mauern waren sie zu niedrig, möglicherweise hatten sie die Aufgabe, den vom Wind getriebenen Sand abzuhalten, vielleicht wollten ihre Besitzer aber auch nur festlegen, wo ihr persönlicher Bereich begann. Die Kirche war ebenfalls aus Steinen errichtet und mit Stroh gedeckt. Sie bestand aus einem ebenerdigen Bau und einem etwas höheren Anbau mit zwei halbrunden Fensteröffnungen, in dem Glocken zu sehen waren. Die weiß verputzten Mauern und die zartblau gestrichenen Türen gaben dem Gebäude eine malerische Note. Die Vegetation der durch Erosion zerfurchten steinigen Landschaft war karg und von großen Kandelaberkakteen geprägt.

Cyd spürte, wie ihr Unternehmergeist zurückkehrte und sich der Wunsch in ihr regte, sich auf die Suche nach dem Professor zu begeben. Rasch packte sie ihre Tasche und ging dann in den Gastraum, wo die Frau des Wirts mit den Vorbereitungen für den neuen Tag beschäftigt war.

Die Alte begrüßte sie mit einem herzlichen „Buenas dias“ und lächelte sie an.

„Buenas dias, Señora. Was für ein Glück für mich, dass ich hier bei Ihnen untergekommen bin. Ich habe selten so gut geschlafen wie letzte Nacht.“

Die Alte nahm das Kompliment erfreut entgegen und servierte das Frühstück, das aus einem Linsengericht mit gebratenen Eiern und einem dunklen Getränk, möglicherweise eine Art dünner Kaffee, bestand.

Cyd genoss das Frühstück und plauderte gleichzeitig mit ihrer Gastgeberin. Sie versuchte auch das Gespräch auf Professor McBride zu bringen, es stellte sich aber heraus, dass die Wirtin vom Professor noch nie etwas gehört hatte.

Die Reporterin spürte, dass sie die Depression des Vortages vollständig überwunden hatte. Gestärkt durch das Frühstück und die wärmende Morgensonne brannte sie darauf, die Suche nach McBride aufzunehmen. Rasch verstaute sie ihre Reisetasche sicher im Jeep, füllte am Brunnen noch ihre Feldflasche auf und fuhr nach einer herzlichen Verabschiedung von der Alten ab.

Gillardi wollte auf Nummer sicher gehen. Er hatte die Umgebung des Instituts weitläufig von Polizei und FBI sichern lassen. Jeder Besucher wurde mit versteckten Kameras gefilmt.

An allen Zufahrtswegen standen Fahnder in Fahrzeugen bereit, Verdächtige zu verfolgen. Erstmals wurde an die Hörer auch ein Fragebogen ausgegeben, der – gleichsam als Eintrittskarte – vor Betreten des Hörsaals ausgefüllt abzugeben war. Bei dieser Gelegenheit wurden Aufnahmen von den Besuchern gemacht, die mit dem Code

des Formulars markiert waren. Das Papier war speziell für Fingerabdrücke und DNA präpariert. Immer mehr Besucher strömten in den Hörsaal. Da die meisten Hörer erst im letzten Moment eintrafen, sorgten die Überwachungsmaßnahmen bald für ein gewaltiges Chaos und waren innerhalb kürzester Zeit nicht mehr kontrollierbar. Die Teilnehmer der Lehrveranstaltung drückten den Beamten die zerknitterten, teils mehrfach gefalteten Fragebögen in die Hand und drängten weiter. Diese waren verzweifelt damit beschäftigt den Strichcode einzulesen und gleichzeitig den Zugang zum Hörsaal zu überwachen. Gillardi, Spencer, Foster und die Special Agents Kirby und Martin saßen in einem speziell eingerichteten Nebenraum und überwachten die Monitore.

„Okay, das ist der Mann.“ Gillardis Stimme klang schärfer, als er beabsichtigt hatte. „Zoomen Sie ihn näher heran.“

Der Techniker vergrößerte den Bildausschnitt, sodass Details erkennbar wurden. „Kein Zweifel, er ist es. Heute hat er allerdings sein mexikanisches Outfit zu Hause gelassen.“

Das Bild zeigte den Alten in ausgebleichten Jeans und einer zerschissenen, rehbraunen Lederjacke. Seine weißen Haare wurden von einem dunklen Bandana zusammengehalten.

Gillardi gab die Meldung durch. „Okay Männer, Zielperson in Sektor elf. Helle Jeans, braune Jacke, Kopftuch. Gonzales, Faretta und Pilon, ihr bleibt dran und lasst den Mann nicht mehr aus den Augen, bis das mobile Einsatzteam übernimmt.“

Nach der Vorlesung war es für das Beschatterteam nicht einfach, dem Alten auf der Spur zu bleiben, ohne selbst gesehen zu werden. Das Gedränge war so groß, dass sie ihn immer wieder aus den Augen verloren. Mehrmals kam es beim Versuch, näher an die Zielperson heranzukommen, zu Rangeleien mit den Studenten, was sie eigentlich um jeden Preis vermeiden wollten, um kein Aufsehen zu erregen. Die drei Agenten waren erleichtert, als sie erkannten, welchen

Weg der Alte einschlagen würde, so dass sie die Meldung an den zuständigen Einsatzwagen durchgeben konnten.

Deputy García Costilero und die Police Officer Luca Varetto und Nuola Shane saßen in einem neutralen Überwachungswagen und sahen den Alten kommen. Costilero startete den Motor, um für die Verfolgung bereit zu sein. Die Zielperson ging gemächlich an den Reihen der Parkplätze entlang und weiter auf dem Zufahrtsweg, der aus dem Campus zur Hauptstraße führte. Dort blieb er nach wenigen Schritten an der Bushaltestelle stehen.

„Wagen fünf an Einsatzleitung.“ Officer Varetto wirkte leicht irritiert. „Zielperson steht an der Haltestelle vor der Einfahrt. Scheint auf den Bus zu warten. Bitte um Anweisung.“

Gillardi klang ärgerlich. Daran hatte er nicht gedacht. Er hätte einzelne Beamte für solche Zwecke vorsehen müssen, die einen Verdächtigen auch in einen Bus folgen konnten. Die Beschatter hatten die Zielperson zu früh freigegeben. Ein Wagen, der einem öffentlichen Verkehrsmittel folgte, war auffällig und leicht auszumachen.

„Hängt euch dran, aber haltet Abstand. Ich schicke euch zwei weitere Wagen. Dann könnt ihr euch abwechseln, bis der Alte aussteigt. Sobald er den Bus verlässt, verfolgt ihr ihn zu Fuß. Die beiden anderen Fahrzeuge bleiben mit euch in Kontakt.“

Die Geduld der Beschatter wurde auf eine harte Probe gestellt. Erst an der Endhaltestelle verließ der Verdächtige den Bus. Auf der langen Fahrt hatte der Alte sie womöglich entdeckt, auch wenn sie sich mehrmals beim Beschatten abgewechselt hatten. Jetzt stieg er aus und ging zu einem Imbiss neben der Haltestelle.

Verblüfft beobachteten die Verfolger, dass er am Eingang vorbei auf einen kleinen Parkplatz neben dem Lokal ging. Dort sperrte er ein Motorrad auf, startete die Maschine und brauste los.

Jetzt wurde es eng für die Beschatter. „Wagen fünf an Einsatzleitung. Ranchero hat soeben ein Motorrad gestartet und ist abgefahren. Wir haben nicht allzu viel Verkehr hier draußen. Schwierig, unerkannt zu bleiben.“

Gillardi klang angespannt. „Was ist das für ein Motorrad?“

„Eine leichte Geländemaschine, die Marke konnte ich nicht erkennen, kein Kennzeichen.“

„Eine Geländemaschine ohne Kennzeichen, das klingt nicht gut. Bleiben Sie auf jeden Fall dran. Wenn er Sie bemerkt, können wir nichts daran ändern. Wichtig ist, dass Sie ihn nicht verlieren. Ich versuche eine Polizeistreife zu mobilisieren. Die soll ihn anhalten und seine Personalien aufnehmen.“

Costilero drückte das Gaspedal durch und hängte sich an die Maschine. Nach etwa drei Meilen bremste der Alte und bog auf eine Sandstraße in die Wüste ab. Varetto fluchte. Damit hatte niemand gerechnet. Sie folgten der Maschine, doch schon nach wenigen Metern merkten sie, dass ihr Fahrzeug für dieses Gelände nicht geeignet war. Der Fahrer musste seine volle Konzentration aufbieten, um nicht von der Spur abzukommen oder in den sandigen Senken stecken zu bleiben. Eine Zeitlang konnten sie noch die Staubfahne erkennen, die das Motorrad aufwirbelte, doch dann verschwand auch diese Spur in der einbrechenden Dunkelheit.

Gillardi kochte vor Wut, als die Meldung durchkam. Sie waren so nah dran gewesen. Der Alte hatte sie überlistet. Ein Grund mehr die Fahndung in diese Richtung zu intensivieren.

Bei der Auswertung der Fragebögen erkannten die Fahnder, dass die Studenten den Sinn der Befragung offenbar durchschaut hatten. Sie hatten sich einen Spaß daraus gemacht, die Arbeit der Behörden zu erschweren.

Unter Name und Adresse fanden sich zahlreiche Angaben aus der ägyptischen Mythologie, am häufigsten wurden Ramses der Große oder Echnaton genannt mit Wohnsitz in Theben oder Achet-Aton. Beim Beruf waren die Favoriten der Spaßvögel Balsamierer, Ripper oder Serienkiller. Einige der Formulare waren mit Ketchupflecken, aufgemalten Blutspuren aus rotem Nagellack künstlerisch aufbereitet.

Als Gillardi sich den Fragbogen des Alten vornahm, lief ihm ein Schauer über den Rücken. Die persönlichen Angaben waren in einer krakeligen Schrift verfasst, die er nicht entziffern konnte. Unter Beruf hingegen war deutlich Präparator zu lesen. Aus dem stechenden Blick direkt in die versteckte Kamera schloss der Profiler, dass auch seine Zielperson sich über den Sinn der Maßnahmen im Klaren war. Endlich hatten sie einen Hauptverdächtigen.

Gillardi ordnete an, in einem 110 Grad Sektor von hundert Meilen Radius, von der Stelle beginnend, wo der Alte in der Wüste verschwunden war, eine verdeckte Fahndung in allen Ortschaften des County durchzuführen. Jeder, der dem Alten einigermaßen ähnlich sah, sollte erfasst und beobachtet werden. Es sollten Fahndungsbilder erstellt werden, die den Verdächtigen in verschiedenen Aufmachungen zeigten. Das pittoreske Styling konnten schließlich auch Tarnung gewesen sein. Es war spät in der Nacht, als sich die FBI-Leute zerstreuten. Die Anweisungen an die Suchtrupps waren ausgeschickt, morgen bei Tagesanbruch sollte die Suche beginnen.

Kapitel 14

Ihr ursprünglicher Plan war gewesen, die Teile der Wüste mit bekannten archäologischen Fundstellen zuerst abzufahren. Doch angesichts der riesigen Ausdehnung des Gebietes und der weitgehend fehlenden ausgebauten und kartografisch erfassten Verkehrswege entschied sich Cyd, ihre Strategie zu ändern. Intuitiv spürte sie auch, dass Professor McBride nicht der Typ des Wissenschafters war, der in einer Gegend, die reich an archäologischen Funden war, sein Glück versuchen würde. Er war ein Grenzgänger, der weitab von den Kollegen in unberührter Wildnis Pionierarbeit leistete. So entschloss sie sich, ausgehend von den bekannten Fundgebieten im Grenzgebiet zwischen Peru und Chile, ihre Suche nach Süden auszurichten und dabei die Landschaft in West-Ost-Sektoren zu durchkämmen, sofern die Straßen und Pisten dies zulassen würden. Schon bald wurde ihr klar, dass auch diese Strategie unrealistisch war. Die Entfernungen waren enorm und die nicht oder nur schwer befahrbaren Gebiete einfach zu groß. Ohne eine gehörige Portion Glück war das Unternehmen aussichtslos. Da ihr nichts Besseres einfiel, hielt sie sich trotzdem in groben Zügen an ihren Plan.

Wo immer sie auf Menschen traf, fragte sie nach dem Professor, gab eine Beschreibung seiner Eigenheiten, zeigte Fotos, erkundigte sich nach ungewöhnlichen Menschen oder Vorkommnissen. Sie hielt an zahlreichen erhöhten Stellen, um die Umgebung mit dem Feldstecher nach menschlicher Aktivität abzusuchen.

Immer wieder verließ sie die Straßen und die befestigten Fahrwege, drang tief in die Wüste ein, bis selbst mit dem wüstentauglichen Fahrzeug kein Vorankommen mehr möglich war. Unzählige Male gelang es ihr nur mit Hilfe der Sandbleche oder durch mühevoll Graben und Unterlegen mit Buschwerk, den Jeep wieder flott zu bekommen. Einmal war der Einsatz der Seilwinde, die vorne am Fahrzeug befestigt war und über den Motor angetrieben wurde, notwendig, um den Jeep aus einer sandigen Senke, in der sie in einem

Augenblick der Unachtsamkeit gestrandet war, wieder freizubekommen. Zu ihrem Glück fand sie am Rand des Grabens einen Felsblock, der geeignet war, das Stahlseil daran zu befestigen. Sie vermied bewusst die Vorstellung, was geschehen würde, wenn ihre Mittel einmal nicht mehr ausreichen würden. Doch die Angst war unterschwellig ständig präsent. Besonders in den kalten einsamen Nächten überfiel sie oft Mutlosigkeit und Niedergeschlagenheit. Doch meist machten die Strahlen der aufgehenden Sonne ihr am nächsten Morgen wieder Mut, und so setzte sie ihre Suche unbeirrt über zwei Wochen fort.

Je weiter sie sich von den Landstraßen entfernte, desto seltener wurden auch die Kontakte mit der Landbevölkerung. Hin und wieder traf sie auf einen einsamen Reiter oder auf Wanderer, die aus ihr unbekannten Gründen den Weg durch die Wildnis gewählt hatten. Immer wieder stieß sie auf einsam gelegene Hütten aus Lehm und Kaktusholz, in denen Bauern mit ihren Familien lebten, die es schafften, dem steinigen kargen Boden das Überlebensnotwendigste abzutrotzen.

Cyd spürte in solchen Momenten der überraschenden Begegnung eine seltsame Mischung aus Freude und Angst. Der ersten Reaktion freudiger Erleichterung, ein Exemplar der gleichen Spezies in der Einöde anzutreffen, folgte fast immer ein zurückhaltendes Einschätzen möglicher Gefahren. Waren die Bedenken erst einmal zerstreut, ergaben sich oft Beziehungen, die von aufrichtiger Herzlichkeit geprägt waren. Das Austauschen von kleinen Aufmerksamkeiten, das Teilen von Wasser und Nahrung sowie das Teilhabenlassen an persönlicher Erfahrung und überlebensnotwendigem Wissen waren für Cyd neu. Auf ihren Kajaktouren war sie oft in der Wildnis gewesen, jedoch immer auf sich selbst gestellt.

Ihr wurde bewusst, dass sie sich nach ihrem traumatischen Erlebnis zu einer Einzelgängerin entwickelt hatte, die ihre Mitmenschen als Feinde oder zumindest als Bedrohung wahrnahm. Wenn sie in ihrem Nachtlager allein war, kamen oft seltsame Gedanken und alte Erinne-

rungen auf. Manchmal fragte sie sich, was der Grund sein mochte, dass sie die Reise so forciert hatte, obwohl sie von deren Nutzen keineswegs überzeugt war. Wollte sie Abstand gewinnen – vom Fall, dem Team oder Ian? Oder sich selbst wieder näherkommen?

Bei Ian war sie sich nicht sicher. Einerseits fühlte sie eine ungewöhnlich starke Anziehung, die von ihm ausging. Dann wieder erkannte sie Eigenschaften an ihm, die sie fast abstießen, auf jeden Fall aber ihre Sensoren für Gefahr aktivierten. Wenn die Einsamkeit besonders stark war, wünschte sie sich, er wäre bei ihr, würde sie in die Arme nehmen, sie festhalten, ihr versichern, es gäbe keinen Grund ängstlich zu sein. Wünschte sich, er würde ihr mit der einfachen klaren Sprache des Kindes versichern, alles würde wieder gut.

Eines Nachts, als das Feuer heruntergebrannt war und sie einsam in ihrem Schlafsack lag und staunend beobachtete, wie hell die Sterne über ihr leuchteten, wurden alte Erinnerungen wach, an ihre Zeit in New York und die Liaison mit Rod, einem Bar-Pianisten, den sie in einer Kneipe in Brooklyn kennengelernt hatte. Er hatte sein Studium am Musikkonservatorium abgebrochen, obwohl man ihm eine große Zukunft vorausgesagt hatte.

Rod war der Star der Meisterklasse für Klavier gewesen. Seine Technik galt unter Fachleuten als einzigartig. Wenn er sich an den Flügel setzte, konnte jeder spüren, dass ein begnadeter Künstler am Werk war. Technik und Feeling, jeder Tastenanschlag voller Fragen, Zweifel, Suche nach Perfektion und doch gleichzeitig die Sicherheit und die Bestätigung, diese Geschwindigkeit, diese Intensität, die winzigen Verzögerungen und Beschleunigungen waren in diesem Augenblick die einzig gültige Interpretation. Er hatte nie mit ihr über seine Beweggründe gesprochen. Was sie im Lauf ihrer gemeinsamen Zeit glaubte verstanden zu haben, war, dass er besessen war von der Suche nach Einfachheit und der perfekten Symbiose von Text und Lied. Er war in künstlerischer Hinsicht ein überzeugter Purist.

Einst hatte er ihr ein Lied vorgespielt, dem sie keine besondere Bedeutung entnehmen konnte. Eine einfache, gefällige Melodie, fast wie ein Wiegenlied, mit dem man Kinder in den Schlaf sang.

Rod war kein großer Sänger. Seine Stimme war rau und brüchig von ungezählten Stunden in schmutzigen Bars und verbrannt von hochprozentigem Alkohol. Doch als er ihr dieses Lied vortrug, lief es ihr kalt über den Rücken. Seine ruhige und doch ausdrucksstarke Stimme war eher ein Rezitativ als Gesang, mit dem er die Melodie begleitete, die er dem Klavier in einer an Präzision und Klarheit nicht zu übertreffende Weise entlockte.

Cyd bemerkte seine Ergriffenheit bei den letzten Takten des Liedes an der Stimme und in seinem Ausdruck. Als der letzte Ton verklungen war, fragte sie ihn nach dem Sinn dieser Worte.

Es dauerte eine ganze Weile bis er antwortete. „Der Text sagt: Der Himmel da oben, wie ist er so weit.“

Er, der New York nie verlassen hatte und die meiste Zeit im Rauchdunst und Neon von schummrigen Bars verbracht hatte, konnte aus diesem einfachen Satz die Inspiration für eine große Vision gewinnen. Von grenzenloser Weite, einem reinen, unendlichen Himmel von kosmischen Dimensionen, von Freiheit ohne Fesseln.

Damals hatte sie sich über seine Begeisterungsfähigkeit lustig gemacht. Jetzt überkam sie eine Ahnung, welche Vorstellung er gehabt haben mochte. Von einem Himmel wie dem über der Westkordillere, aus samtigem Nachtblau, funkelnd von Sternen.

Wie treffend hatte der Schreiber des Liedtextes es vermocht, die Schönheit der uns umgebenden Wunder mit diesen einfachen Worten auszudrücken. „Der Himmel da oben, wie ist er so weit“. Sie versuchte sich an die Melodie zu erinnern, die einfache klare Tonfolge, glaubte das Lied in Erinnerung zu haben, doch dann war es wieder weg. Sie wünschte sich in diesem Augenblick nichts sehnlicher, als von Rod dieses Lied vorgetragen zu bekommen, auf die gleiche Weise wie damals in New York, unspektakulär, zurückhaltend, von Her-

zen kommend, ganz nah am Leben. Und sie wünschte sich, sie könnte ihm sagen, „Ja, ich verstehe, was du meinst.“

Am zweiten Tag waren sie fündig geworden. Im Einkaufsladen einer kleinen Ansiedlung hatten sie den Hinweis erhalten. Das Haus des Alten stand einige Meilen entfernt isoliert am Rande eines kleinen Canyons. Es war eine wild zusammengewürfelte Konstruktion aus unbehauenen Felsen, krummen Ästen und Balken mit unterschiedlich großen Fenstern im Gemäuer. Aus dem Dach ragte ein altes angerostetes Abzugsrohr als Rauchfang. Hinter dem Haus stand auf einem Hügel ein Eisengestell mit einem Wassertank aus verzinktem Blech. Der Weg dorthin wies zahlreiche Reifenspuren auf. Offenbar pflegte der Alte das Wasser mit seiner Geländemaschine heranzuschaffen und in den Tank zu füllen. Dafür sprachen auch zwei große Kanister mit Haltevorrichtung, die unter einem primitiven Sonnendach neben dem Motorrad abgestellt waren. Seitlich des Hauses, an der Kante des Canyons, befand sich die Toilette in Form eines kleinen Nebengebäudes. Es war eine überraschend moderne ökologische Ausführung mit Trocken- und Verbrennungsvorrichtung für die festen Ausscheidungen.

Auf der anderen Seite, in einiger Entfernung vom Haus, war ein Depot für gesammeltes Holz und anderes Brennmaterial, das, nach den Spuren im Sand zu schließen, mit dem Motorrad herangeschleift worden war. Dort stand auch ein Baumstamm zum Holzspalten, in dem eine schwere Axt steckte.

Sie hielten das Anwesen bereits seit mehr als sechzehn Stunden unter Beobachtung, als sich das erste Lebenszeichen seines Bewohners zeigte. Am späten Vormittag öffnete sich die Tür und der Alte kam heraus. Über der Schulter trug er ein Gewehr, an seiner Seite baumelte ein Stoffbeutel. Seinen Kopf bedeckte dieses Mal ein Raulederhut mit breiter Krempe. Ohne sich umzusehen, stieg er auf sein Motorrad und brauste davon. Die Maschine war mittlerweile als

Honda 250 cc Military, ein robustes militärisches Dirt Bike für den Einsatz im unwegsamen Gelände, identifiziert worden.

Special Agent Ben Kirby rief den Beobachtungsposten, der die Zufahrtsstraße überwachte. „Die Zielperson ist in eure Richtung unterwegs. Habt ihr ihn im Blickfeld?“

„Positiv, wir sehen die Maschine. Er hat gerade die Straße verlassen und fährt in die Wüste Richtung Südosten.“

„Gut, wir schauen uns seinen Unterschlupf an. Haltet die Augen offen und meldet, wenn er zurückkommt. Der Mann ist möglicherweise ein Killer, wir wollen keine unliebsamen Überraschungen erleben.“ Kirby hatte absichtlich mit Nachdruck gesprochen. Er wusste, dass die Aufmerksamkeit nach stundenlanger Observierung ganz von selbst nachlässt. Das passiert selbst einem Profi. Bei den halbwüchsigen bewaffneten Hilfskräften, die sie in ihrer Mannschaft hatten, trat dieser Effekt meist schon nach kurzer Zeit auf.

Er beauftragte Logan Dillen, der ihnen als Qualified Armed Person zugeteilt worden war, die Umgebung zu überwachen und auch auf mögliche Motorengeräusche zu achten. Dann nahm er einen Koffer mit Spezialwerkzeug und gab Mael Lopez, einem Trainee vom Bureau, ein Zeichen. Gemeinsam gingen sie zur Hütte. Die Eingangstür bereitete ihm keine besonderen Schwierigkeiten. Er hatte sie in wenigen Sekunden geöffnet, ohne Spuren zu hinterlassen. Knarrend schwang die Tür auf. Sie gelangten direkt in einen großen Raum, der gleichzeitig Wohnraum, Kochstelle und Werkstätte war. Der Arbeitsbereich nahm den meisten Platz ein. Ein großer Tisch mit Steinplatte, auf dem allerlei Werkzeug ausgebreitet war, Regale mit verschiedenen Plastikbehältern, Flaschen und alle möglichen Gestelle aus Draht. Daneben stand ein altmodischer Sekretär mit Rollverschluss und zahlreichen Laden. Überall waren ausgestopfte Tiere zu sehen. Im Gebälk, an den Wänden, in Regalen und einige größere Exemplare auf dem Fußboden.

Kirby sah sich die Etiketten auf den Behältern und Flaschen an. „Chemikalien für das Präparieren von Tieren.“

„Auch geeignet für das Balsamieren von menschlichen Körpern?“, fragte Lopez mit lauerndem Unterton.

„Keine Ahnung, ich bin kein Mediziner. Aber vielleicht finden wir in diesem Möbel weitere Hinweise.“

Der Special Agent knackte das Schloss des Sekretärs und blätterte rasch die Papiere durch, die in acht schmalen Holzfächern unter dem Rollverschluss aufbewahrt waren. „Eine Rechnung über acht Kanister Formaldehyd. Die Menge sollte genügen, um einige Leichen zu balsamieren. Hier ist ein Beleg für die Lieferung von Arsen.“

Kirbys Blick fiel auf einen bunten Zettel. Er nahm in hoch und überflog den Inhalt. „Ein Flyer von einem Jagdgeschäft in San Antonio mit einem Foto von unserem Verdächtigen. Die bieten als besonderen Service individuelle Anfertigungen von Trophäen und Tierpräparaten an. Der Bursche ist also tatsächlich ein Präparator. Scheint von den Aufträgen dieses Ladens zu leben.“ Kirby blätterte weiter. Plötzlich hielt er überrascht inne und stieß einen leisen Pfiff aus.

„Was haben wir den hier? Du wirst es nicht glauben, unser Freund war ein Black Beret, Captain der US Rangers. Sein Name ist Callum Malcomson. War 1983 bei der Operation "Urgent Fury" in Grenada dabei. Hat für außergewöhnliche Tapferkeit während des Einsatzes den Silver Star verliehen bekommen.“ Kirby fühlte mit einem Mal die Gefahr, in der sie sich befanden. „Okay, bringen wie die Sache zu Ende. Der Captain kann jeden Augenblick zurückkommen.“

Während Lopez die Belege und Spezialwerkzeuge fotografierte, nahm Kirby von verschiedenen Stellen des Raumes Fingerabdrücke.

Plötzlich hörten die beiden ein Knarren am Eingang. Noch ehe sie reagieren konnten, schwang die Tür auf und der Lauf eines Gewehrs wurde sichtbar. Gleich darauf tauchte der Alte auf und zielte auf die Beamten. Seine raue Stimme ließ keinen Zweifel an seiner Bereitschaft, den Abzug zu betätigen, wenn es notwendig sein sollte. „Und nun meine Herren, strecken sie ganz langsam die Arme nach vorne

aus und gehen Sie zur Wand.“ Der Alte starrte sie aus seinen grauen Augen mit eiskaltem Blick an.

Die FBI-Beamten befolgten ohne zu zögern seine Anweisungen.

„Gut so, und nun lehnen Sie sich vor und stützen sich mit den Händen an der Wand ab. Jetzt machen Sie einen Schritt nach hinten. Gut so. Ich werde Sie jetzt durchsuchen. Bei der geringsten Bewegung drücke ich ab.“ Er klopfte die beiden Agenten fachmännisch ab, nahm ihre Waffen, Funkgeräte und Dienstaussweise an sich und fesselte sie mit ihren eigenen Handschellen. Dann lehnte er sein Gewehr an den Tisch. Nach einem Blick in die Ausweise zog er die Brauen fragend nach oben.

„Warum schnüffelt das FBI hinter mir her?“

Kirby war sich nicht sicher, wie viel er preisgeben durfte, daher versuchte er den Alten hinzuhalten. „Reine Routine“, sagte er mit trockener Stimme. „Wir untersuchen alle isolierten Häuser auf ihre Eignung für Drogendepots.“

Der Alte runzelte ungläubig die Stirn. „Routine? Drogendepots? Das glauben Sie doch wohl selbst nicht. Sie sind seit Freitagabend hinter mir her. In Ihrer tölpelhaften Art waren Sie schon auf der Universität nicht zu übersehen. Und hier in der Wüste fallen Sie auf wie bunte Hunde.“ Er ging drohend auf die Agenten zu und baute sich breitbeinig vor ihnen auf. „Also raus mit der Sprache. Und versuchen Sie nicht, mich für dumm zu verkaufen. Ihren Kindergarten am Rand des Canyons können Sie übrigens vergessen. Den habe ich vorübergehend außer Dienst gestellt. Und der Anfänger vor dem Haus hält ein von mir induziertes Schläfchen.“

Kirby erkannte, dass ihnen nur eine Chance blieb, heil aus dieser Situation zu kommen. Wenn der Alte der Balsamierer war, waren sie ohnedies erledigt. Wenn nicht, konnten Sie ihn wahrscheinlich durch ein Spiel mit offenen Karten besänftigen. „Okay, wenn Sie die Wahrheit wissen wollen, Sie werden verdächtigt der Balsamierer zu sein.“

„Bullshit, wer hat sich diese Idiotie ausgedacht?“ Der Alte schien mehr über die Absurdität der Vorstellung empört als über den schweren Verdacht. „Wie heißt der Oberhampelmann in Ihrem Verein?“

Ohne zu überlegen und zum Entsetzen seines Kollegen antwortete Lopez „Wir haben zwei. Spencer ist der Leiter des Bureaus in Sonora, Gillardi ist Profiler, er leitet die Fahndung“.

Der Alte nahm ein Funkgerät in die Hand. Ungeduldig fuhr er den Agenten an. „Welche Frequenz? Na, sagen Sie schon, wie erreiche ich Gillardi?“

Kirby wusste, jetzt kam es nicht mehr darauf an. „Auf Kanal drei kommen Sie in die Zentrale.“

Das Rufzeichen tönte klar durch den Äther. „Ja?“

„Gillardi?“

„Wer zum Teufel spricht da, machen Sie anständige Meldung, Mann, wenn Sie mich anrufen.“ Aus der Wut in der Stimme des Profilers klang der ganze Frust der letzten Wochen.

„Ich bin Callum Malcomson. Ihre Leute sind auf Ihre Anweisung in mein Haus eingebrochen, weil Sie mich verdächtigen, der Balsamierer zu sein. Sie können Ihren traurigen Haufen bei mir abholen. Am besten bringen Sie ein paar Juristen mit, damit ab sofort alles rechtmäßig abläuft. Wie Sie herfinden, wissen Sie ja.“

Je länger die erfolglose Suche dauerte, desto stärker wurde Cyd gewahr, dass sie dabei war, eine Metamorphose durchzumachen. Mit jedem Tag, den sie im Glutofen der Atacama verbrachte, ging ein weiterer Teil jener dynamischen und zielgerichtet handelnden jungen Frau verloren. Stattdessen spürte sie, wie sie dabei war, die Lethargie eines urzeitlichen Lebensrhythmus anzunehmen, der sich durch eine schläfrige Gleichgültigkeit auszeichnete. Es mochte die Hitze sein oder die Landschaft, vielleicht war es die Unwirklichkeit der Situation, der Umstand, dass ein menschliches Wesen versuchte, ein ihm unbekanntes anderes Wesen in einem Gebiet mit der Ausdehnung von mehr als 260.000 Quadratkilometern aufzuspüren, ohne sich

darüber hinaus im Klaren zu sein, zu welchem Zweck dies geschehen sollte.

Sie hatte es längst aufgegeben mit System vorzugehen. Menschen, die sie befragen konnte, waren immer seltener anzutreffen. Es gab nicht die geringsten Hinweise, dass die Gegend archäologisch bedeutsam sein könnte. Was mochte McBride hier suchen? War er auf der Flucht? Die Antwort auf diese Fragen interessierte sie nur mäßig, es war wie es war, und es würde kommen, was sein sollte. Cyd genoss das Gefühl, sich treiben zu lassen. Loslassen, sich einer höheren Macht anvertrauen, annehmen, was das Leben bringen würde.

Auf ihren mittlerweile planlosen Fahrten durch die Wüste entfernte sie sich immer weiter von den auf den Karten eingetragenen Verkehrswegen. Wer weiß, wie oft sie die Grenze nach Peru überschritten haben mochte. An diesem Nachmittag hatte es sie nach Osten in Richtung des Altiplano verschlagen. Am Horizont schien die fast surreal wirkende Kulisse der schneebedeckten Kordilleren zum Greifen nah. Die Nachmittagshitze brannte unbarmherzig auf die ausgeörrte Landschaft und Cyd entschied sich eine Rast einzulegen. Im Schatten einer brüchigen Felswand mit einem atemberaubenden Blick auf zwei schneebedeckte Vulkankegel schlug sie ihr Lager auf. Sie schaffte es gerade noch das Feldbett aufzustellen, dann sank sie erschöpft nieder und fiel in einen tiefen traumlosen Schlaf.

Als sie erwachte, war die Dämmerung hereingebrochen. Von der Abendkühle geweckt, schlug sie die Augen auf und war plötzlich hellwach. Direkt über sich sah sie ein bärtiges Männerantlitz mit windzerzausten Haaren, ledern gegerbter Haut, von tiefen Falten durchzogen und die blauen Augen, die sie je gesehen hatte, mit eindringlichem Blick auf sie gerichtet. Mit dem Ausdruck eines Raubtiers, das seine Beute taxiert, schien er sie anzustarren. Ihre Panik unterdrückend sprach sie ihn mit brüchiger Stimme an. „Professor McBride, nehme ich an?“

Plötzlich verzog sich das verwitterte Gesicht des Alten zu einem Lächeln von solcher Güte und Herzlichkeit, dass ihr ein Stein vom Herzen fiel.

„Sie leben ja, und ich dachte schon, ich hätte die besterhaltene Mumie aller Zeiten entdeckt!“ Er streckte ihr seine Hand zum Gruß hin und richtete sich gleichzeitig auf, so dass sie sich aufsetzen konnte. „Ja, ich bin McBride. Und Sie sind sicher Miss Stanley“, meinte er mit einem Schmunzeln.

Erleichtert ergriff sie seine Hand und erhob sich von ihrem Feldbett. „Ich bin Cyd Alexander, nicht vom New York Herald, sondern von Life Events in Sonora. Ich bin seit Tagen auf der Suche nach Ihnen. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie froh ich bin, Sie gefunden zu haben.“ Noch während sie diesen Satz aussprach, erkannte sie die Ironie ihrer Aussage. „Oder sagen wir besser, dass Sie mich gefunden haben.“

McBride schien nicht im Geringsten daran interessiert zu erfahren, warum sie ihn gesucht hatte. „Ich war auf halber Strecke zu Ihrem Rastplatz auf der Suche nach Artefakten, als ich die Reflektion der Sonne an ihrer Windschutzscheibe bemerkt habe. Und so habe ich nachgesehen, ob Sie Hilfe brauchen. Ich bin in der Wüste lieber zu Fuß unterwegs als mit dem Auto. Was halten Sie von einer Tasse Tee, Miss Alexander? Mein Lager befindet sich etwa zwei Meilen von hier. Wir könnten Ihren Wagen nehmen und dort ein Gemeinschaftscamp aufschlagen.“

Cyd verstand die Notwendigkeit sofort zu handeln, da die Dunkelheit nun rasch hereinbrach. Unter seiner Anleitung waren sie bald bei seinem Lagerplatz angekommen, wo auch der Land Rover des Professors abgestellt war. Am Aufbau des Lagers erkannte sie sogleich, dass der Archäologe bei weitem mehr Erfahrung im Anlegen von Wüstencamps hatte als sie selbst. Die Stelle war von zwei Seiten durch Felswände geschützt, der Lagerplatz von Geröll befreit und mit einer Feuerstelle und Sonnensegeln funktional hergerichtet.

McBride entfachte mit wenigen Handgriffen ein Feuer und brachte in einem verbeulten Kessel Wasser zum Kochen. Bald darauf saßen sie in bequemen Klappstühlen und tranken starken schwarzen Tee aus Blechbechern. Wenig später erloschen die letzten Sonnenstrahlen und die Wüste verschwand in der Dunkelheit.

Gillardardi war, wie die anderen auch, an einem toten Punkt der Ermittlungen angekommen, auch wenn er dies nie nach außen gezeigt hätte. Der peinliche Zwischenfall mit Captain Malcomson wurde im Sonderdezernat mit keinem Wort mehr erwähnt. Kurz nach dem Anruf des Alten hatte er sich mit einem Hubschrauber zum Haus bringen lassen. Dort gab es ein langes persönliches Gespräch, bei dem er sich gebührend entschuldigte und um Verständnis bat. Nach einem respektvollen Händeschütteln überließ er den Captain seinen Anwälten, die mit ihm eine angemessene Entschädigung wegen der Verletzung seiner Privatsphäre aushandeln sollten.

Jetzt war er mit seiner Geduld am Ende, bereit zum äußersten Schritt, der letzten Maßnahme, die in Polizeikreisen zu Recht als verpönt und unverantwortlich galt. Er beschloss auf seiner Jagd Köder einzusetzen, um den Täter anzulocken. Gillardardi war sich bewusst, dass die Wahrscheinlichkeit, den Täter mit einem oder wenigen gut überwachten Ködern zu stellen, äußerst gering war. Er würde flächendeckend vorgehen müssen. Das bedeutete hohes Risiko. Je mehr attraktive Beamtinnen als Lockvögel aufgestellt wurden, desto weniger qualifizierte Mitarbeiter standen als Rückendeckung für jede einzelne der Frauen zur Verfügung. Auch durften die Mitarbeiter der Taskforce nicht in den Plan eingeweiht werden. Abgesehen von seinem Verdacht, dass es im Team eine undichte Stelle geben könnte, wären die Auswirkungen für das FBI und für alle mit dem Fall befassten Instanzen katastrophal, sollte die Aktion ins Auge gehen. Und selbst im Erfolgsfall würde es mit Sicherheit Besserwisser unter den Kollegen und in der Presse geben, die solche Maßnahmen aus

ethischen Gründen verwerflich fanden. Es war keine Strategie, die man im Beisein der Medien in Erwägung zog.

Er musste eine zweite Front eröffnen. Unter allergrößter Geheimhaltung. Wenn es schief ging, würde er die alleinige Verantwortung übernehmen. Seine Karriere war ihm ohnehin gleichgültig. Es ging hier nicht mehr um Gerechtigkeit oder Pflichterfüllung. Alles was jetzt noch zählte, war, den Killer auszuschalten.

McBride nahm eine viel benutzte Pfeife aus seiner Tasche und stopfte sie mit Tabak aus einem Lederbeutel. Mit einem brennenden Ast gab er sich Feuer. Kurz darauf presste er den aufquellenden Tabak mit dem Ende des Astes fest. Als er mit dem Zug zufrieden war, lehnte er sich zurück und sah Cyd an.

„Nun, Miss Alexander, was führt Sie hierher?“

Cyd hatte sich alle möglichen Strategien zurechtgelegt, wie sie mit dem Professor umgehen würde, doch als sie ihm nun am Feuer gegenüber saß und dem alten Sonderling in die ehrlichen Augen blickte, wusste sie, dass sie mit offenen Karten spielen musste, wenn sie bei ihm etwas erreichen wollte.

„Sie werden verdächtigt, der Balsamierer zu sein.“

Gerade als sie nachsetzen wollte, um diese ungeheuerliche Anschuldigung zu entschärfen, verzog sich das Gesicht des Wissenschafters zu einer Grimasse. Er hob die Augenbrauen, blies die Wangen auf und lachte heraus.

„Also, man hat mir ja schon vieles vorgeworfen, aber das ist der Höhepunkt meiner Karriere. Ich, ein Serienmörder? Wer ist denn auf diese verrückte Idee gekommen?“

Die Spannung der letzten Wochen begann sich in Cyd aufzulösen, als sie seine Reaktion sah. Das war nicht gespielt. McBride war echt belustigt. Und so erzählte sie ihm alle Einzelheiten der Jagd nach dem Killer, beschrieb, wie sie zufällig als Zeugin der Polizeiaktion bei der Schnapsbrennerhütte in den Fall hineingeschlittert war, und was sie seitdem alles erlebt hatte. Sie hielt nichts zurück, weder die

geheimen Teamsitzungen noch die verschiedenen Hypothesen, sie gestand auch die Hilflosigkeit und Frustration ein, die das Ermittlungsteam ergriffen hatte. Der Professor hörte ihr aufmerksam zu, ohne sie auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen. Nur hin und wieder beugte er sich vor, um Feuerholz nachzulegen oder den Zug seiner Pfeife sicherzustellen. Und selbst als sie fertig erzählt hatte, ließ er das Gehörte eine zeitlang auf sich wirken, ohne etwas zu entgegnen.

Schließlich begann er mit leiser Stimme zu sprechen.

„Jetzt werde ich Ihnen eine Geschichte erzählen, Miss Alexander. Diese Geschichte begann hier, vor etwa neuntausend Jahren. Damals gab es an der Küste ein Volk, das von den Archäologen Chinchorro genannt wird. Die Menschen lebten in Dörfern am Meer in schilf- oder fellbedeckten Hütten, fischten und jagten Seelöwen mit kunstvollen Harpunen aus Knochen. Bis jetzt noch nichts Besonderes, eine frühe Andenkultur wie zahlreiche andere.

1980 jedoch wurden an einer Fundstelle sechsundneunzig kunstvoll mumifizierte Körper von einzigartiger Schönheit entdeckt, die im Gegensatz zu den ägyptischen Mumien nicht mit Leinen, sondern mit Ton bedeckt waren. Alle waren mit dem Blick in Richtung Meer ausgerichtet und trugen modellierte Masken, die möglicherweise ihren Gesichtern zu Lebzeiten nachempfunden waren. Es machte den Eindruck, als ob die Verstorbenen nicht begraben, sondern einfach nur hingelegt worden wären, einige dicht nebeneinander, andere verstreut, bis der Sand sie bedeckte.

Die Auswertung der Funde ergab, dass die Körper von kleinen Kindern am sorgfältigsten mit Körperhüllen aus Lehm präpariert und die winzigen Gesichtsmasken besonders kunstvoll angefertigt waren.

Die Herstellung einer Mumie dürfte mehrere Wochen in Anspruch genommen haben. Zuerst wurde der Leiche vorsichtig die Haut abgezogen. Dann wurde der Körper zerlegt und das Fleisch von den Knochen entfernt. Dies bedeutet, dass etwa achtzig Prozent des ursprünglichen organischen Materials nicht erhalten war. Anschließend

wurde das Skelett wieder zusammengefügt und mit Stöckchen stabilisiert. Das entfernte Gewebe wurde durch Auspolstern mit pflanzlichem Material oder Lehm ersetzt und danach zum Modellieren der Körperformen und der Gesichtszüge eine dicke, aschfarbene Paste aufgetragen. Mund und Augen wurden geöffnet dargestellt. Dann wurde die Haut über den Körper gestreift – manchmal wurde dazu auch die Haut von Tieren verwendet – und mit einer blau-schwarzen oder roten Farbe bemalt. Schließlich wurde der Mumie eine Perücke aufgesetzt und der Körper in Schilfmatten gehüllt.

Die Gründe für die aufwendige Behandlung der Toten und die Herkunft des Rituals sind nicht bekannt. Möglicherweise hatten sie den Zweck, über den Schmerz des Verlustes hinwegzuhelfen. Fest steht, dass die Chinchorro diese Form der Totenbehandlung mehr als 3000 Jahre lang praktizierten und im Lauf der Zeit auf alle Personen der Gemeinschaft ausdehnten, unabhängig von Alter und Status."

Der alte Mann hob leicht den Kopf und blickte Cyd mit fragendem Blick in die Augen. Cyd wusste nicht, was sie erwidern könnte und so schwieg sie. McBride lehnte sich wieder zurück und begann erneut zu sprechen.

„Gegen 800 nach Christus wanderte ein Kriegervolk mit Namen Chachapoya aus dem Amazonasgebiet in die höher gelegenen Regionen im Norden des heutigen Peru ein. Ihr Name kommt von der Inka-Bezeichnung ‚sacha puya‘, was so viel wie ‚Wolkenmenschen‘ bedeutet. Tatsächlich ist in ihrem Siedlungsgebiet in den Höhenzügen der Anden der Regenwald meist in eine Nebeldecke gehüllt. Da die Chachapoya keine schriftlichen Aufzeichnungen hinterlassen haben, ist wenig über sie bekannt. Auf jeden Fall ließen sie beeindruckende Bauwerke zurück.

Die Chachapoya unterschieden sich sowohl physisch wie auch in Kunst und Kultur von ihren Nachbarn. Alte historische Schriften der Spanier beschrieben sie als hellhäutig, manchmal blond oder rothaarig und von deutlich größerer Statur als die anderen Bewohner der Andenregion. Einige Archäologen vertreten die Meinung, die

Chachapoya könnten von einem alten mediterranen Seefahrervolk wie den Phöniziern oder Karthagern abstammen, das seinen Weg über den Atlantik und den Amazonas in die Bergwelt der Anden gefunden hat.

Das würde zur Kunst und Architektur dieses Kriegervolkes passen. Sie erinnern stark an die Kultur der alten Karthager. Runde Steinhäuser etwa sind in Südamerika eine Besonderheit, die sich nur bei den Chachapoya findet. Auch dieses Volk pflegte den Ritus, ihre Verstorbenen zu mumifizieren. Bestattet wurden die toten Bergkrieger in unzugänglichen Felsengräbern, oft hunderte Meter über dem Erdboden.

Die Spanier versklavten die Chachapoya genauso wie die Inka und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts hörte die Kultur schließlich gänzlich auf zu existieren.“

Wieder blickte der Professor Cyd tief in die Augen, als wollte er sie zu einer Stellungnahme auffordern. Und abermals zog die Reporterin es vor zu schweigen und den Ausführungen zu folgen, die offensichtlich noch kommen würden. McBride klopfte seine Pfeife aus und stopfte sie mit frischem Tabak. Nachdem er das Ritual des Anzündens hinter sich gebracht hatte und er sich versichert hatte, dass sie gut zog, setzte er fort.

"Wir befinden uns hier im Land der Inka. Ihr Reich erstreckte sich über mehr als 4200 km über die heutigen Staatsgebiete von Ecuador, Peru, Kolumbien und Chile. Der Herrscher an der Spitze des Staates wurde als Sohn der Sonne verehrt. Als Francisco Pizarro 1526 mit seiner 168-köpfigen spanischen Besatzung an der Küste des heutigen Peru an Land ging, war das Reich einerseits durch einen Streit der Halbbrüder Atahualpa und Huascar um die Thronfolge, andererseits durch Kämpfe mit aufständischen Völkern geschwächt. Neben der Skrupellosigkeit der Eroberer und deren Besitz von neuartigen Feuerwaffen lieferten die politische Situation und die verheerende Wirkung eingeschleppter Krankheiten, die sich unter den Andenbewohnern epidemisch verbreiteten, die Erklärung, wie es den spanischen

Konquistadoren gelingen konnte, das riesige Inkareich nach kaum hundertjährigem Bestehen zu Fall zu bringen.

Die Vorstellung vom Weiterleben nach dem Tode spielte, wie bei den meisten Völkern des Andenraums, auch bei den Inka eine bedeutende Rolle. Im ganzen Inkareich gehörte es zu den Todessritten, Leichname – auch gewöhnliche Tote – zu mumifizieren. Die Verstorbenen wurden nicht nur im Rahmen eines Ahnenkults verehrt, sie wurden regelmäßig besucht, man hielt ihre Kleidung in Ordnung und versorgte sie mit Nahrung, Maisbier und Kokablättern.

Besonders hier in der Atacama Wüste und ihren Randgebieten entstanden Jenseitsvorstellungen, die den Tod des Menschen nicht als Ende, sondern als Beginn einer neuen Phase der Existenz betrachtete.

Bei den Inkas hatten die mumifizierten Herrscher mit ihren Familien und dem Hofstaat eigene Paläste zur Verfügung und bei Feierlichkeiten wurden sie auf Sänften durch die Straßen getragen.

Als Pizarro nach der Unterwerfung des Inkareiches in den Sonnentempel einzog, ordnete er die Vernichtung der Mumien an. Am Entsetzen der Inka, die heimlich versuchten die Mumien auf das Land in Sicherheit zu bringen, erkannten die Spanier die Bedeutung der Mumienverehrung. Darauf begann die Geistlichkeit einen organisierten Feldzug gegen diesen Totenkult. Im ganzen Reich wurde nach Mumien gesucht, die dann auf Scheiterhaufen in Lima verbrannt wurden. So sollte den Indios ihr tief verwurzelter Glaube genommen und die Basis für die Zwangskatholisierung geschaffen werden.

Was ich Ihnen damit sagen möchte, Miss Alexander, das ist meine Welt. Seit ich mich erinnern kann, bildet die Frage nach einem Weiterleben im Jenseits meinen Lebensmittelpunkt.

Ich erinnere mich, wie ich als Kind im Alter von etwa drei Jahren eines Nachts durch einen schrecklichen Albtraum aufgewacht bin. Ich träumte, dass mit dem Tode für uns Menschen alles aus wäre. Eine nicht enden wollenden Nacht, immerwährende Finsternis, das große Nichts. Ich habe dieses Erlebnis im Gedächtnis, als ob es gestern gewesen wäre. Seit dieser Nacht bin ich dem Weiterleben nach

dem Tode auf der Spur. Mein Handwerk ist nicht das Töten, ich bin auf der Suche nach dem ewigen Leben in einer anderen Welt."

Cyd begriff, dass die Arbeit des Professors weit über wissenschaftliches Interesse hinausging. Nein, dieser Mann war kein Mörder.

Einem plötzlichen Impuls folgend, rückte sie zu dem Gelehrten und legte ihre Hand auf seinen Arm, um ihm zu zeigen, wie stark sie sich in diesem Augenblick mit ihm verbunden fühlte.

"Ich danke Ihnen, Professor, dass Sie sich mir erklärt haben. Seit dem ersten Moment unserer Begegnung war mir klar, dass Sie nicht der gesuchte Mann sein können. Doch Ihre Erzählung hat mir gezeigt, wie wenig ich mich mit diesen Fragen beschäftigt habe. Und irgendwie beneide ich Sie um Ihr aufregendes Leben. Dieses freie, ungebundene Umherziehen, ohne Termine und Vorgesetzte, die Ihnen sagen, was Sie zu tun haben." McBride stimmte ihr schmunzelnd mit einem Nicken zu.

"Das hat tatsächlich einiges für sich. Immer vorausgesetzt, dass man das einfache Leben schätzt. Und nach einigen Wochen oder Monaten in der Wildnis kann eine Dusche oder ein warmes Bad ein unglaubliches Erlebnis sein." Cyd wusste, er hatte Recht. Sie würde ihre Dusche zu Hause sicher genießen.

"Glauben Sie tatsächlich, dass diese Bergkrieger, die Sie vorhin erwähnten, aus dem Mittelmeerraum über den Atlantik in den Andenraum gekommen sind? Ich kann mir nur schwer vorstellen, wie sie das geschafft haben könnten."

Der Alte lächelte wissend. „Diese Einwände von Laien sind mir vertraut. Wir bewundern zwar Bauwerke wie die Pyramiden von Ghiza, den Palast von Knossos und andere architektonische Wunderwerke der Antike, aber wir trauen den Schöpfern dieser Wunder nicht zu, über die Ozeane gesegelt zu sein und so ihre Kenntnisse weitergegeben zu haben.

Der Vergleich verschiedener Hochkulturen zeigt in essenziellen Fragen so auffällige Ähnlichkeiten, dass es schwer fällt zu glauben, dies könnte durch Zufall entstanden sein. Dazu gehört die Anschau-

ung, dass der Tod nicht das Ende des Individuums bedeutet, sondern nur der Beginn einer anderen Existenz im Jenseits ist. Bei den Ägyptern war der Tod nichts anderes als eine einfache Fortsetzung des Erdenlebens. Ihre Kultur hat so große Übereinstimmungen mit einzelnen Kulturen Vorderasiens und vor allem Altamerikas, dass zufallsbedingte Parallelentwicklungen nur schwer vorstellbar sind. Eine gängige Auffassung in den damit befassten Wissenschaften erklärt das Phänomen, dass China, Indien, Mesopotamien, Ägypten, die Ägäis, Etrurien und Altamerika fast identische Grundlagen des Geisteslebens aufweisen, mit kulturellen Wanderungen. Es gibt allerdings auch Wissenschaftler, die den Ursprung dieses Glaubens in einer versunkenen Kultur auf dem Grunde des atlantischen Ozeans vermuten.“

Cyd war plötzlich aufmerksam gespannt. „Sie sprechen doch nicht etwa von jenem geheimnisvollen Atlantis, auf das so viele Mythen und Legenden Bezug nehmen?“

McBride wiegte bedächtig den Kopf und lächelte milde. „Und wer weiß, es gibt sogar verschiedene ernstzunehmende Quellen, die übereinstimmend berichten, dass in atlantischer Zeit die Menschen über Götterboten in die Geheimnisse ihrer Existenz eingeweiht worden waren.“

Cyd schüttelte energisch den Kopf. „Ich kann einfach nicht glauben, dass Sie solche Aussagen ernst nehmen. Sie stellen mich auf die Probe, Professor, habe ich recht?“

„Manchmal bringt es einen weiter, wenn man die Dinge glaubt, an die all die anderen nicht glauben. Diese Erfahrung habe ich recht früh in meiner wissenschaftlichen Laufbahn gemacht.

Aber welchen Unterschied macht es schon, ob ich an etwas glaube, was für andere absurd ist. Ändert das etwas an der Tatsache, dass wir hier in der Wüste die Nacht gemeinsam verbringen? Mindert das die gegenseitige Wertschätzung, die wir füreinander empfinden sollten?

Warum finden die Menschen Unterschiede in den persönlichen Glaubenssätzen dermaßen bedrohlich? Wer kennt schon den Ur-

sprung von individuellen Überzeugungen, Vorlieben und Interessen. Woran ich mit Sicherheit glaube, ist die Notwendigkeit zu mehr Toleranz und gegenseitigem Vertrauen.“

Obwohl der Professor diese Worte keineswegs belehrend, sondern als ganz persönliches Statement und mit freundlicher Zuwendung an seine Gesprächspartnerin ausgesprochen hatte, fühlte sich Cyd doch beschämt. Was war bloß in sie gefahren, den Wissenschaftler, der auf ein Leben so reich an Forschungen, Erfahrungen und Wissen zurückblicken konnte, mit ihrer Bemerkung in Frage zu stellen?

„Ich glaube, da haben Sie einen meiner wunden Punkte getroffen. Ich bin beruflich konditioniert, Standpunkte zu vertreten, die eine hohe Zustimmung in der Bevölkerung erreichen. Aber ich habe Ihre Botschaft empfangen. Und ich danke Ihnen, dass Sie mir meine Ignoranz auf so liebevolle Weise bewusst gemacht haben.“

Der Blick des Professors zeigte ihr, dass die Dissonanz zwischen ihnen aufgehoben war.

„Wer könnte wohl daran interessiert sein, im Fall des Balsamierers die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken?“ Es war, als ob der Alte zu sich selbst spräche. Dann wünschte er ihr eine gute Nacht und zog sich zurück.

Der nächste Morgen war kalt und ungewohnt nebelig-feucht. McBride kochte Kaffee, den sie gemeinsam am wärmenden Feuer tranken. Der Abschied war kurz, aber herzlich. Cyd umarmte den alten Mann, dann stieg sie in den Wagen und fuhr ab.

Der Drang ein neues Opfer zu finden, wurde für den Balsamierer übermächtig. Er spürte, wie sein Leidensdruck täglich stärker wurde und an den Grenzen des Erträglichen angelangt war. Verzweifelt fragte er sich, wie lange er noch würde widerstehen können. Die Kreation von Übergangsformen schöner junger Frauenkörper war ihm zur zweiten Natur, stärker noch, zum Lebensinhalt geworden.

Wie sollte er ohne dieses belebende Ritual die nächste Zeit überstehen? Er spürte deutlich, wie seine Lebensenergie abnahm.

Seit der Veröffentlichung seiner Vorlieben in den Medien und noch mehr nach der gezielten Aufklärungsarbeit durch die Behörden, die den gefährdeten Frauen die Einhaltung bestimmter Verhaltensregeln dringend nahelegten, waren potenzielle Opfer praktisch nicht mehr alleine anzutreffen. Die Frauen hatten sich organisiert, waren in größeren Gruppen unterwegs, hatten männliche Begleiter dabei oder standen unter dem Schutz von Sicherheitsleuten. Und wenn er nach langer Suche endlich doch eine Frau nach seinem Geschmack entdeckte, die ohne Begleitung unterwegs war, warnte ihn ein Instinkt davor zuzuschlagen, da er eine Falle witterte.

An diesem Abend war er auf der Suche nach Beute wieder stundenlang durch die Straßen gezogen. Schließlich war er auf eine gepflegte junge Frau gestoßen, die selbstbewusst durch die schwach beleuchtete Straße am Stadtrand ging. Er folgte ihr in sicherer Entfernung, wobei er sie immer wieder mit einem starken Nachtklas beobachtete. Jetzt hielt sie kurz an, um sich eine Zigarette anzuzünden. Dann setzte sie ihren Weg fort und ging mit elastischen, federnden Schritten in Richtung Park. Der Balsamierer suchte sorgfältig die Umgebung in allen Richtungen ab. Es gab nicht die geringsten Hinweise dafür, dass es sich bei dieser Frau um einen Lockvogel des FBI handeln würde. Trotzdem war da wieder dieser warnende Instinkt.

Aus langer Erfahrung wusste er, dass er auf seine innere Stimme hören sollte. Er hatte sich immer auf sie verlassen können. Doch angesichts seiner seelischen Qualen wurde er unsicher. Wurde er etwa alt? War der Hinweis auf sein inneres Warnsystem nur eine Ausrede für seine Ängstlichkeit? War er zu feige für seine Aufgabe? Bedeutete sein Zögern nicht Verrat an seinem göttlichen Auftrag? Sie war eine ideale Kandidatin. Er würde ihr den Weg abschneiden und ihr beim Ausgang des Parks auflauern. Dort würde er sie in seine Obhut nehmen. Er spürte die Erleichterung, die der getroffenen Entscheidung folgte.

Plötzlich hielt sie an und schaute sich um. Er wusste, sie konnte ihn aus der Entfernung nicht sehen. Er jedoch konnte durch den Feldstecher jede Einzelheit in ihrem Gesicht erkennen. Ihre Haltung hatte sich verändert und ihre Lippen führten präzise Artikulationsbewegungen aus. Die Hexe gab eine Mitteilung durch. Sie sprach in ein verstecktes Mikrofon.

Auch wenn es seine Stimmung nicht verbesserte, so wusste er doch, dass sein Instinkt ihn nicht getäuscht hatte. Zitternd vor Wut und Begierde zog er sich in das Dunkel der Nacht zurück und machte sich auf den Weg zu seiner Höhle. Es war an der Zeit, sich etwas einfallen zu lassen.

Gillardi hatte die Symptome der psychischen Auflösung bei sich schon seit geraumer Zeit erkannt. Doch in den letzten Tagen hatte der Prozess bedenkliche Ausmaße angenommen. Der Krieg an zwei Fronten war dabei ihn zugrunde zu richten. Umso mehr, als er bei seinen offiziellen Ermittlungen ungewöhnlich viel Aufmerksamkeit darauflegen musste, dem Team nichts von seiner versteckten Armee im Untergrund zu verraten. So überlegte er jeden Satz, jeden Hinweis, war ständig auf der Hut keine unbedachten Äußerungen zu tun.

Auch die getrennten Teamsitzungen machten ihm zu schaffen. Er repräsentierte zwei völlig unterschiedliche Strategien. Eine offizielle und eine verdeckte, deren Illegalität ihm jederzeit das Genick brechen konnte.

Dazu kam als dritte Front sein persönlicher Kampf gegen den Balsamierer. Wie würden seine Mitstreiter reagieren, wenn es zum finalen Showdown kam? Konnte er darauf vertrauen, dass sie sich im entscheidenden Moment zurückziehen würden, um ihm die letzte Entscheidung zu überlassen? Das Thema war nie angeschnitten worden. Seine persönliche Kampftruppe hatte weder irgendeine Legitimation noch einen offiziellen Auftrag für ihre Aktivitäten. Es war ein bunt zusammengewürfelter Haufen aus ehemaligen Polizeikräften, privat angeheuerten Sicherheitsleuten und einer Reihe von Amateu-

ren, die von Gillardi persönlich im Schnellverfahren eingeschult worden waren. Allen gemeinsam war der Hang zum Abenteuer und die Bereitschaft, die Gesetze zu übertreten, wenn es dem eigenen Vorteil diene. Söldner auf der Suche nach dem Kick und schnell verdientem Geld. Es waren durchwegs verwegene Männer und Frauen, die Alkohol schätzten und vielfach auch Drogenerfahrung hatten. Wie lange würde es dauern, bis jemand aus seiner geheimen Jagdgesellschaft etwas ausplauderte?

Er war sich bewusst, dass er den Point of no Return längst überschritten hatte. Der Fall hatte ihn zu einem Outlaw werden lassen, der seinen privaten Krieg führte.

Sein Gegner war allgegenwärtig. Während sich die offizielle Fahnengruppe totgelaufen hatte, kamen von der zweiten Front beunruhigende Berichte. Es verging keine Nacht, in der die Lockvögel und ihre Überwacher nicht von seltsamen Dingen berichteten. Das Gefühl beobachtet worden zu sein, Schatten in der Dunkelheit, die aufstiegen, um plötzlich wieder zu verschwinden und mehrmals wurden Überwacher besinnungslos aufgefunden. Ihr Gegner war wie ein Phantom, das auftauchte, um gleich darauf wieder zu verschwinden, ohne die geringste Spur zu hinterlassen.

Gillardi befand sich in einem seltsamen Zustand der Indifferenz. Er war an seine Grenzen gestoßen, hatte seinen Meister gefunden. Das Einzige was ihm blieb, war die Gewissheit, dass er den Kampf niemals aufgeben würde. Ja, er würde weiterkämpfen, bis einer von ihnen beiden auf der Strecke blieb. Er war jetzt so weit, dass es ihm gleichgültig war, wer das sein würde. Nun gut, es war ein Kampf mit ungewissem Ausgang. Aber noch fühlte er die Bereitschaft und den brennenden Wunsch in sich, diese Fehde zu Ende zu führen, bevor man ihm auf die Schliche kam.

Kapitel 15

Cyd war am frühen Morgen in Chile abgeflogen. Unter sich konnte sie die endlose Ausdehnung des Amazonasgebietes erkennen. Bäume und Wasser, wohin das Auge blickte. Sie spürte ganz deutlich, dass sie nahe daran war, die Lösung zum Fall des Balsamierers zu finden. Alles, was sie brauchte, war in ihrem Kopf. Es ging nur mehr darum, die richtigen Schlussfolgerungen zu ziehen.

„Wer könnte daran interessiert sein, im Fall des Balsamierers die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken?“ Der Satz des Professors ging ihr nicht mehr aus dem Sinn. Das war der Schlüssel. Es waren Ian, Chambers und Ruth, aber letztendlich auch Gillardi, die sie bei ihrem Unternehmen bestärkt hatten. Sie zermarterte sich das Gehirn, aber sie spürte, dass sie zu sehr involviert war. Die Nähe zu den beteiligten Personen verursachte die Blockade. Cyd versuchte sich zu entspannen und es ihrer Intuition zu überlassen, die Antwort zu finden. Doch immer wieder schaltete sich ihr analytisches Denken dazu und störte den Prozess der unbewussten Verarbeitung. Sie versuchte sich auf das Grün des Regenwaldes zu konzentrieren, warf einen Blick aus dem Fenster und lehnte sich dann entspannt zurück, um das Nachbild auf sich wirken zu lassen.

„Wer könnte daran interessiert sein, im Fall des Balsamierers die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken?“ Sie spürte den Satz nur mehr, dachte nicht mehr über ihn nach. Wieder blickte sie aus dem Fenster. Unter ihnen glänzte ein Nebenarm des Amazonas im Sonnenlicht. Sie rief das Bild von den stetig fließenden Wassermassen in ihrer Vorstellung ab und ließ es in sich wirken.

Endlich gelang es ihr, die bewussten Gedanken abzuschalten und in einen Zustand von Trance zu fallen. Sie spürte Gedanken kommen und gehen, hielt nichts fest, ließ einfach alles an sich vorüberziehen. Und dann begannen einzelne Szenen der vergangenen Erlebnisse wie ein Film an ihr vorbei zu ziehen: Die vorbeirasenden Polizeifahrzeuge in den Bergen – der erste Abend mit Ian – Chambers, der die Un-

tersuchungsergebnisse präsentierte – Gillardi mit seinen Worten „denken Sie einfach“ – Ramona Hayes, die behauptete, eine Spur zu verfolgen – Ian, der die Geschichte von McBride erzählte, ihn aber als Verdächtigen ausschloss – die Stimme von Dr. Stafford auf dem Anrufbeantworter – die Markierung ihres Körpers in der Praxis – Dr. Young und sein Alter Ego – Ian, der ‚Crazy Mac‘ erneut ins Spiel brachte – seine und Chambers Verdachtsmomente gegen den Archäologen – und wieder McBride mit seiner Frage.

Als Cyd aufwachte, spürte sie, wie sich ihr Körper in höchstem Alarmzustand befand. Mit einem Mal hatte sie die Antwort klar vor Augen. Und sie erkannte, dass sie schnell handeln musste, wenn sie weitere Morde verhindern wollte. Bemüht, das Gefühl einer aufkommenden Panik zu unterdrücken, wandte sie sich an eine Flugbegleiterin.

„Mein Name ist Cyd Alexander. Es handelt sich um einen Notfall. Ich bin Mitglied einer Spezialeinheit des FBI und muss eine dringende Mitteilung senden. Bitte sprechen Sie mit dem Kapitän, damit ich das Kommunikationssystem benutzen kann.“

Die Flugbegleiterin sah sie gelassen an, „Können Sie sich ausweisen, Miss Alexander?“

Cyd reichte ihr den Reisepass und wartete ungeduldig darauf, dass die Stewardess aufhören würde darin zu blättern.

„Können Sie auch Ihre Position beim FBI mit Dokumenten belegen?“ Entweder war das Kabinenpersonal dieser Airline gut geschult oder die Frau hatte eine Elefantenhaut. Cyd ging der Frage nicht weiter nach. Sie merkte, wie sie die Geduld verlor.

„Hören Sie, wie ich schon sagte, es handelt sich um einen Notfall. Ich habe wichtige Informationen, die ein Gewaltverbrechen verhindern können. Bitte melden Sie das dem Flugkapitän. Wenn er Zweifel hat, soll er meine Aussage von Frank Gillardi, dem Leiter meiner Taskforce, überprüfen lassen. Und jetzt tun Sie bitte, was ich sage.“

Die junge Frau in der schicken Uniform der Trans American Air warf ihr einen zweifelnden Blick zu, bevor sie nach vorne ging und etwas in ein Telefon an der Wand neben dem Eingang zur Pilotenkanzel sprach. Kurz darauf öffnete sich die Tür und ein kräftiger, braungebrannter, uniformierter Mann kam heraus. Die Stewardess sprach auf ihn ein und blickte dann zur Reporterin, worauf dieser nickte und sich zu Cyd begab.

„Ich bin Shapiro de Remba, der erste Offizier. Miss Manzanillo hat mich darüber informiert, dass es einen Notfall gibt.“

Cyd blickte in die grauen Augen des dunkelhaarigen, gutaussehenden Offiziers und wiederholte ihr Anliegen. Zu ihrer Erleichterung zeigte de Remba mehr Bereitschaft auf sie einzugehen als die Flugbegleiterin. Er gab einem jungen Mann in einer der hinteren Reihen ein Zeichen, der sich darauf erhob und zu ihnen kam. Cyd vermutete, dass es sich um einen Sicherheitsbeamten der Airline handelte, der in Zivil mitreiste. Gemeinsam gingen sie nach vorne ins Cockpit.

Der Flugkapitän drehte sich kurz um und nickte der Journalistin als Begrüßung zu. Dann wandte er sich wieder seinen Aufgaben zu. De Remba übergab Cyd dem Bordingenieur, der sie um die gewünschte Rufnummer für die telefonische Verbindung bat. Nach wenigen Augenblicken war die Verbindung hergestellt. Er überreichte ihr den Hörer und wandte sich dann diskret ab, um irgendwelche Daten auf seinen Instrumenten zu überprüfen.

Das Freizeichen von Ruths Mobile klang glasklar durch den Äther. Heb ab, Ruth! Um Himmels willen, heb endlich ab. Ich weiß, dass du mich hörst.

Frustriert gab sie den Hörer zurück, bedankte sich und ging zu ihrem Platz zurück. Sie wusste, dass sie das FBI verständigen sollte.

Doch plötzlich war sie verunsichert. Die Vorstellung in Anwesenheit der Cockpitcrew den Skeptikern vom FBI ihre Thesen erklären zu müssen, war ihr peinlich. Sie würde alle weiteren Anrufe nach der Landung tätigen.

Ruth hatte den Sender früher als sonst verlassen. Sie war mit Chambers zum Abendessen bei ihm zu Hause verabredet. Doch bevor sie mit ihren Vorbereitungen beginnen würde, wollte sie einen Abstecker zu ihrem Kyudo Zentrum der Stadt machen, einer Ausbildungs- und Trainingsstätte für das japanische Langbogenschießen. Der Schießstand war um diese Zeit und bei solchen Temperaturen verwaist, was Ruth nicht verwunderte. Niemand außer ihr schien die Bereitschaft und Härte zu haben, sich unter den sengenden Strahlen der Nachmittagshitze dem Kyudo zu widmen. Sie musste es tun, denn sie wollte Gewissheit haben, ob ihrer Beziehung mit Dr. Chambers Erfolg beschieden sein würde oder nicht.

Das Ritual mit dem asymmetrischen Langbogen war für Ruth seit langem zu einer wichtigen Entscheidungsinstanz – gleichsam ihrem persönlichen Orakel – in essenziellen Lebensfragen geworden. Wenn es ihr gelang nach einer Entscheidungsfrage in den Zustand der Leere und Stille – zum Frieden des Herzens – zu kommen, zeigte dies Zustimmung und Erfolg an. Sollte es ihr nicht gelingen, hieße das Gefahr, Misserfolg und in Konsequenz, besser die Finger von einem Projekt zu lassen.

Ruth hatte die korrekte Technik der präzisen langsamen Bewegungsabläufe mit eiserner Disziplin bis zur Perfektion trainiert. Die entscheidende Frage war jedoch der Einfluss des Geistes. Nur wenn beim Freigeben des Pfeils die Konzentration so verdichtet war, dass sie sich von allen Gedanken befreite, gelangte sie in den Zustand des leeren gereinigten Geistes. Mushin – die Bestätigung für ihr Projekt.

Nachdem sie sich an der Schönheit des Bogens erfreut hatte, stimmte sie sich auf die Umgebung ein und begann mit der Versenkung in sich selbst. Das Ziel war Samadhi, die vollkommene Konzentration auf die Tätigkeit bei gleichzeitigem Loslassen aller Gedanken.

Nach einiger Zeit nahm sie einen Pfeil und legte ihn an der Bogenkante rechts außen auf ihrem Daumen auf. Dann zog sie die Sehne nach hinten. Was Ruth bereits hunderte Male zuvor gelungen war,

wollte sich heute nicht einstellen. Wann immer ihre Konzentration einen gewissen Grad der Verdichtung erreicht hatte, schossen ihr Gedanken wie Blitze aus heiterem Himmel durch den Kopf oder überwältigten Gefühle sie wie eine Naturgewalt. Nach einiger Zeit brach sie ab. Sie hatte keinen einzigen Schuss abgegeben.

Das höchste Gut des Bogenschützen ist der Treffer, hieß es. *Toteki* – der Pfeil trifft das Ziel, *Kanteki* – der Pfeil durchbohrt das Ziel, *Zaiteki* – der Pfeil existiert im Ziel. Ruth wusste nur eines, sie existierte in Chambers. Ohne ihn war sie nichts.

Als sie wieder in ihrem Wagen saß, fühlte sie sich frustriert und verunsichert. Kein Wunder bei dieser Hitze, versuchte sie sich selbst zu beruhigen. Außerdem hat das alles nicht die geringste Bedeutung. Unsere Liebe ist so stark, sie braucht keine Bestätigung. Tief in ihrem Inneren spürte sie jedoch, dass ihre Worte hohl und leer klangen. Eine Ahnung bevorstehenden Unheils ängstigte sie.

Wütend über sich selbst und ihre Abergläubigkeit, startete sie den Wagen und fuhr los. In diesem Moment begann ihr Mobile zu summen. Sie war jetzt nicht in der Stimmung, Anrufe zu beantworten. Ungeduldig warf sie einen Blick auf das Display, um zu sehen, wer in der Leitung war. Die Anzeige verhiess: Unbekannter Teilnehmer. „Das wird nicht so wichtig sein“, sagte sie laut und legte das Telefon auf den Beifahrersitz.

Sie waren für fünf Uhr verabredet. Ruth hatte sich schon den ganzen Tag auf den Moment gefreut, da er sie in die Arme nehmen und sie in seiner Gegenwart die Dämmerung und die hereinbrechende Nacht erleben würde. Die Sehnsucht, die sie empfand, drohte sie zu ersticken. Auf dem Weg zu seinem Haus hatte sie bei einer Vinothek angehalten, um zwei Flaschen Rotwein zu besorgen. Noch vor wenigen Wochen hätte sie es für undenkbar gehalten, den Preis zu akzeptieren, den gute Weine hatten. Doch nun schien es ihr die natürlichste Sache der Welt, eine besondere Stunde ihres Lebens mit einem großen Wein zu würdigen.

Um sicher zu gehen ihn nicht zu enttäuschen, hatte sie sich für einen Montepulciano entschieden. Sie wusste, dass er den samtigen trockenen Geschmack dieses Weines aus der Toskana liebte. In einem italienischen Feinkostladen hatte sie noch Pecorino und frische Rosette besorgt. Sie war üblicherweise eine besonnene Fahrerin, doch an diesem Nachmittag fuhr sie von einer inneren Unruhe getrieben wie eine Wilde über die weiten Straßen in Richtung Skyline Boulevard.

Als sie ihren Lexus vor dem Haus parkte, stellte sie enttäuscht fest, dass der Wagen von Chris nicht vor dem Haus stand. In der Überzeugung, dass der Geliebte gleich eintreffen würde, beschloss sie im Haus auf ihn zu warten. Sie nahm den Schlüssel vom Balken über dem Eingang und sperrte die Eingangstür auf.

Kaum hatte sie den Vorraum betreten, war die Vorfreude wie weggewischt, und sie fühlte, wie ihr ein kalter Schauer über den Rücken lief. Sie merkte, wie sich die feinen Härchen ihrer Haut aufstellten, ihre Atmung flach wurde und ihr ganzer Körper in einen Alarmzustand versetzt wurde. Es war, als ob ein archaisches Sinnessystem sie vor einer drohenden Gefahr warnte. Ihr Geist hingegen war fest entschlossen, sich den Abend nicht verderben zu lassen.

Sei nicht hysterisch, es ist nur die Enttäuschung darüber, dass er nicht vor dir da ist, versuchte sie sich selbst zu beruhigen. Doch tief in ihrem Herzen spürte sie, dass der Abend anders verlaufen würde, als sie es ersehnte.

Die vertrauten Räume mit den heruntergelassenen Jalousien schienen ihr im Zwielicht der untergehenden Sonne mit einem Mal fremd und bedrohlich. Die absolute Stille, die sie umgab, machte ihr bewusst, wie isoliert das Anwesen des Doktors lag. „Wieso ist er für mich plötzlich der Doktor und nicht mehr Chris?“, fragte sie sich verwundert. Sie stellte ihre Einkäufe auf die Küchenanrichte und wollte im Wohnzimmer Platz nehmen.

Doch plötzlich fühlte sie den Drang, das Haus zu erkunden, und wie von einer höheren Macht geleitet, begann sie durch die Räume zu streifen. Die vertraute Umgebung schien ihr jetzt fremd und kalt, eine lebensfeindliche tödliche Bedrohung schien von jedem bekannten Element auszugehen.

"Bitte! Komm, Geliebter, nimm mich in die Arme, sag mir, dass alles in Ordnung ist", sagte sie mit monotoner Stimme vor sich her.

Je mehr die Dämmerung die unbelebten Räume umgab, umso mehr verblassten die vertrauten Erinnerungen und steigerte sich das Gefühl von Verlassenheit und Fremdheit. Sie gelangte an eine Tür, die ihr nie zuvor aufgefallen war. Steinerne Stufen führten in ein altes Gewölbe hinab, das offenbar Teil eines alten Fundaments und Kellersystems war, das die Erbauer des Hauses übernommen hatten. Ruth spürte, wie die kühle abgestandene Luft über ihren Körper strich und ihr Übelkeit verursachte. Immer tiefer führten die Stufen hinab. Im Halbdunkel der trüben Beleuchtung wurden Erinnerungen in ihr wach, an Katakomben und etruskische Totenstädte. Ihr war, als wäre sie dabei, in das Reich des Hades hinabzusteigen. Unten angekommen erweiterte sich der Gang zu einer Art Kellerraum, von dem wieder verschiedene Gänge abzweigten. Ruth entschied sich für den ersten Gang, der sich nach wenigen Metern zu einem weitläufigen Gewölbe ausdehnte.

Es war ein Verlies des Grauens. In schmalen Nischen an den Wänden fanden sich in regelmäßigen Abständen senkrecht aufgestellte offene Sarkophage aus Holz, die bandagierte Körper enthielten. Jede Mumie war mit einer kleinen Holztafel mit Hieroglyphenschrift versehen. Der letzte Körper trug keine Aufzeichnungen.

Ruth trat zögernd näher. Dieser Leichnam schien erst vor kurzem bandagiert worden zu sein. Entsetzen machte sich in ihr breit, doch sie konnte nicht anders. Sie suchte das Ende des Stoffstreifens und begann vorsichtig die Binden zu lösen. Sie handelte wie fremd gesteuert. Was hier geschah, hatte nichts mit der Wirklichkeit zu tun. Es war, als ob sie Akteurin in einem surrealen Stück wäre. Im Be-

reich des Kopfes wurden die Binden schmärer und feiner. Mit jedem Streifen, den sie abrollte, trat die Physiognomie des Gesichtes deutlicher hervor. Als sie der Toten schließlich ins Antlitz blickte, war ihr, als ob die Eiseskälte einer Gruft sie umgab. Tränen schossen ihr in die Augen und sie schluchzte auf. Sie hatte nicht erwartet Ramona Hayes jemals wieder zu sehen. Jetzt blickte sie in ihr bleiches lebloses Gesicht. Sie sah so friedlich aus und doch so traurig.

Plötzlich spürte Ruth, dass sie nicht mehr allein war, doch sie wagte nicht, sich umzudrehen.

Kapitel 16

Ian war in der Hoffnung in das North Park Hospital gekommen, Dr. Chambers anzutreffen, um mit ihm über McBride zu sprechen. Da er ohnedies in der Gegend unterwegs war, hatte er sich nicht angemeldet. Nachdem es sich um nichts Dringliches handelte, wollte er es einfach darauf ankommen lassen. Die Assistentin von Chambers hatte auf ihrer Tür einen Zettel hinterlassen, dass sie für etwa zwanzig Minuten weg sein würde. Da sie keine Uhrzeit angeführt hatte, wusste Ian nicht, ob die zwanzig Minuten eben erst begonnen hatten oder kurz vor dem Ende standen. Er klopfte an das Büro von Chambers, doch auch dort gab es kein Lebenszeichen. Bei einem Anruf auf dessen Mobile wurde er direkt in die Mailbox geleitet. Er zuckte gleichgültig die Schultern und entschied, sich ein wenig die Beine zu vertreten und es dann noch einmal bei Chambers Sekretärin zu versuchen.

Als er am Getränkeautomaten vorbeikam, fiel ihm eine Schwester in mittlerem Alter auf, die ihn anstarrte. Die weiße Tracht stand ihr gut und brachte ihre Figur zur Geltung. Sie war eine gutaussehende Frau mit dem gewissen Etwas, die ihn nun anlächelte und ihm zunickte.

Er hielt an und wandte sich ihr zu. „Kennen wir uns?“, fragte er freundlich und ließ seine Augen interessiert über ihren Körper gleiten.

„Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen zu nahegetreten bin. Ich bin Schwester Helen von der chirurgischen Abteilung. Ich komme aus Phoenix und bin erst seit drei Monaten hier. Sie kennen mich nicht, aber ich kenne Sie. Ich habe neulich Ihre Vorlesung über Totenrituale an der Uni besucht. Ich finde es großartig, wie Sie es schaffen, die Hörer mit Ihrem Vortrag zu fesseln.“

Ian nickte stolz und dankte ihr. „Ja, das ist ein Thema, das unter die Haut geht. Ich habe den Eindruck, ein Teil des Auditoriums kommt nur wegen des Nervenkitzels.“

Die Schwester sah in herausfordernd an. „Also ich könnte mir durchaus vorstellen, dass ein Teil des weiblichen Auditoriums nur Ihretwegen kommt.“

Ian hob fragend die Augenbrauen. „Und aus welchem Grund waren Sie da?“

„Ich bin mir nicht sicher, ob ich Ihnen das sagen soll. Schließlich kennen wir uns doch erst seit einigen Minuten. Da ist es vielleicht zu früh für intime Geständnisse.“

Conrad war hingerissen. „Dann schlage ich vor, dass wir uns etwas näher kennen lernen. Ich warte nur noch auf Dr. Chambers, danach bin ich frei.“

Es war seltsam, wie sich plötzlich ihr Ausdruck veränderte. „Meinen Sie etwa Christopher Chambers, den Neurologen?“, fragte sie neugierig.

„Nun, Christopher heißt er, aber er ist Leiter der Gerichtsmedizin. Warum fragen Sie?“

„Ich wurde während meiner Ausbildung von Dr. Esther Chambers betreut, die mit einem Dr. Christopher Chambers verheiratet war. Er war der Star unserer Klinik in Phoenix. Es war eine so traurige Geschichte.“

Ian war neugierig geworden. Er nahm sie am Arm und führte sie in eine Nische am Gang. „Ich kann mir nicht vorstellen, dass es sich dabei um unseren Dr. Chambers handelt, aber erzählen Sie trotzdem. Was ist denn so Trauriges passiert?“

Schwester Helen schien plötzlich unsicher zu werden. „Ich weiß nicht, ob ich über die Angelegenheit sprechen soll, da sie sehr intime Details aus dem Leben des Ehepaars Chambers enthält. Aber da es sich hier offenbar um einen anderen Chambers handelt, ist wahrscheinlich nichts dabei, wenn ich es Ihnen erzähle. Es war ganz am Anfang meiner Schwesterausbildung, da besuchte ich ein Seminar über Allgemeinmedizin, das von Esther Chambers gehalten wurde. Sie war eine hervorragende Dozentin und Ärztin, bei den Patienten gleichermaßen beliebt wie bei den Studenten. Dann begann sie sich

plötzlich zu verändern. Sie wirkte nervös und war nicht mehr belastbar. Manchmal kam sie mit verweinten Augen in die Vorlesung. Alle konnten sehen, dass ihr etwas schwer zu schaffen machte. Es waren zahlreiche Gerüchte im Umlauf. Alle liefen darauf hinaus, dass ihr Mann sich eine Geliebte hielt und er seiner Frau durch seelische Grausamkeiten das Leben zur Hölle machte. Dann, an einem Sonntag, ich erinnerte mich, weil ich frei hatte und zu Hause fernsah, erfuhr ich in den Nachrichten, dass sie sich das Leben genommen hatte. Ihr Mann brach daraufhin völlig zusammen. Er gab sich die Schuld an ihrem Tod, zündete ihr Haus mit allen persönlichen Sachen drin an und irrte dann völlig verwirrt in der Klinik herum, um jedem, der es hören wollte, zu erzählen, er hätte seine Frau ermordet.

Er verlor seine Stelle an der Klink und wurde in eine psychiatrische Klinik eingewiesen. Seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört.“

Ian hatte der Erzählung ungläubig gelauscht. Seine Unruhe steigerte sich mit jedem Satz. „Sagen Sie, Helen, haben Sie unseren Dr. Chambers jemals kennen gelernt?“

Die Schwester spürte an seiner Stimme, dass sie mit ihrer Geschichte in eine Sache geraten war, die ganz andere Dimensionen hatte, als der Suizid einer Allgemeinmedizinerin. „Nein, ich habe mit der Gerichtsmedizin so gut wie nichts zu tun. Ich muss aber gestehen, dass ich auch Dr. Chambers in Phoenix nur ein paar Mal flüchtig gesehen habe. Ich weiß nicht, ob ich ihn noch wiedererkennen würde.“ Sie war nun stark verunsichert. „Ich werde doch hoffentlich keine Schwierigkeiten bekommen, weil ich Ihnen das erzählt habe?“

Conrad beruhigte sie, so gut er konnte. „Mach Sie sich darüber keine Sorgen. Es ist durchaus in Ordnung, dass Sie mir von diesen Vorkommnissen in Phoenix berichtet haben. Ich muss Sie nur bitten, mich jetzt zu entschuldigen, ich melde mich bei Ihnen.“

Er eilte davon, während Schwester Helen unglücklich und irritiert zurückblieb.

Ian wählte von einem Haustelefon die Nummer der Zentrale. „Hier Dr. Conrad, die Personalabteilung bitte“. Er hoffte, dass es der Mitarbeiterin nicht in den Sinn kam zu überprüfen, ob er berechtigt war, das interne Telefonnetz zu benutzen.

„Verwaltung.“ Seine Bedenken waren überflüssig, kurz darauf hatte er eine Mitarbeiterin der Personalabteilung in der Leitung. Er versuchte den Trick mit dem akademischen Titel noch einmal anzuwenden. „Hier Dr. Conrad, ich bin dabei einen Akt abzuschließen, mir fehlen da aber ein paar Informationen. Bitte sehen Sie nach, welches die letzte Dienststelle von Dr. Christopher Chambers war, bevor er zu uns gekommen ist.“

Am kühlen Ton konnte Ian sogleich erkennen, dass er diesmal kein Glück haben würde. „Wie war noch einmal Ihr Name?“

„Dr. Conrad“, sagte er mit Schärfe in Stimme, „die Sache ist dringend.“

„Sind Sie Angestellter des Park Hospital, Dr. Conrad?“ Ian wusste, wann er verloren hatte. Sanft legte er den Hörer auf.

Er wählte die Nummer von Gillardi, doch dann zögerte er und schickte den Anruf nicht ab. Er war völlig durcheinander. Plötzlich hatten sie ein neues Profil. Und zwar eines, das zu hundert Prozent passte. Es war unbegreiflich. Ausgerechnet Dr. Chambers. Nein, das war nicht möglich. Es musste sich hier um zwei verschiedene Personen handeln. Und wenn nicht ...

Von einer bösen Vorahnung getrieben, entschloss er sich zum Haus des Gerichtsmediziners zu fahren.

Gillardi war dabei, das Profil des Täters von neuem durchzugehen. Um mentale Fixierungen zu vermeiden, bemühte er sich jedes Mal das Profil aufgrund der vorhandenen Daten neu aufzubauen. Seine Maxime war, keine Möglichkeit außer Acht zu lassen. Selbst die unwahrscheinlichsten und absurdesten Varianten wurden ins Auge gefasst, überdacht, dokumentiert.

Die Möglichkeit, dass ein Mitarbeiter der Taskforce der Täter sein könnte, hatte nach seiner Einschätzung seit einiger Zeit einen relativ hohen Wahrscheinlichkeitsgrad. Er schloss nicht einmal sich selbst als Täter aus. Gillardi waren die Phänomene des Geistes, Doppelleben zu führen und dann das Bewusstsein vor den Ich-bedrohlichen Konsequenzen zu schützen, indem diese ins Unterbewusste verlagert wurden, bestens vertraut. Abwehr, Schizophrenie, multiple Persönlichkeiten. Er selbst hatte einst einen Fall aufgeklärt, bei dem der ermittelnde Polizeibeamte der Täter war. Der Captain litt an fortgeschrittener Schizophrenie. Die Existenz des Polizisten war eine seiner Persönlichkeiten, die des Mörders eine andere. Die beiden wussten nichts voneinander. Als er verhaftet wurde, schrie er verzweifelt, sie sollten ihn loslassen, denn er hätte eine wichtige Aufgabe zu erfüllen und müsste einen Mörder fassen.

Nach der Ermordung von Ramona Hayes hatte er von allen Teammitgliedern DNA-Proben nehmen lassen. Die Ergebnisse befanden sich in den Mitarbeiter-Files. Einige Tag zuvor hatte er begonnen seine Fallen auszulegen. Ein Signalton zeigte den Eingang einer E-Mail an. Es war die Auswertung einer Anfrage an das Labor, die zu seiner List gehörte. Beim Lesen der Nachricht verengten sich seine Augen und er spürte, wie sein ganzer Körper von Adrenalin durchströmt wurde.

Gillardi war jetzt eiskalt und vollkommen kontrolliert. Die Zeit der Phantasien und der Leidenschaft war vorbei. Er griff nach dem Telefon und wählte die Nummer von Jimenez. „Es ist so weit, es geht in die Schlussrunde. Wir brauchen für den Einsatz ein SWAT-Team mit Hubschrauberunterstützung. Bitte veranlassen Sie alles. Dringlichkeitsstufe rot.“ Danach wählte er die Nummer von Spencer um ihm mitzuteilen, dass der Killer identifiziert sei.

Während er auf das Eintreffen des SWAT-Teams wartete, das aus taktischen Spezialeinheiten des Sheriff Department und eines nahe liegenden Armeestützpunktes zusammengesetzt sein würde, über-

prüfte er seine Waffe und bereitete Reservemunition und eine kugelsichere Weste aus Kevlar vor. Es war fast unwirklich. Die lange Suche, all die Recherchen und endlosen Überprüfungen von bekannten Verbrechen, ungewöhnlichen Vorkommnissen, Ereignissen mit kleinsten Abweichungen von geläufigen Mustern. Und dann führte eine so triviale Routinemaßnahme zum Ergebnis. Er spürte eine Art von klinischer Abscheu gegen den Täter. Der Wolf im Schafspelz. Seit Beginn der Ermittlungen war er mitten unter ihnen, hatte vom gegenseitigen Vertrauen der Gruppe gezehrt. Hatte er aus Schlechtigkeit gehandelt oder war er einfach nur krank? Darüber mussten andere sich den Kopf zerbrechen. Seine Aufgabe war es, ihn zu fassen und der Justiz zu übergeben. Die Jagd neigte sich dem Ende zu. Was würde er danach anfangen? Vielleicht war es an der Zeit auszustiegen und seine Jagdlizenz zurückzugeben. Er könnte aber auch eine Auszeit nehmen und sich eine Zeit lang angenehmeren Dingen zuwenden. Gillardi hatte immer schon davon geträumt, ein paar Tage in Paris zu verbringen und im herbstlichen Jardin de Bagatelle die Rosen zu sehen. Die Jahreszeit würde passen.

„Ich sehe, du hast dich mit meiner kleinen Gemeinde bereits selbst bekannt gemacht.“ Das war nicht mehr die sanfte, verständnisvolle Stimme des Geliebten, die da sprach. Das war die Sprache eines Fanatikers mit dem lauernden Unterton des gemeingefährlichen Psychopathen. „Unsterblichkeit, Ruth, ewiges Leben. Erinnerst du dich? Die Ägypter hielten die Zeit des Lebens für kurz, die Zeit im Jenseits dagegen für sehr lang. All diese Frauen hatten die Wahl, einige Jahre im Diesseits durch Schönheit zu bestechen, um dann unabwendbar dem körperlichen und geistigen Verfall ausgeliefert zu sein. Oder sich in der Blüte ihres Lebens mit einem frischen jungen Körper auf das Leben im Jenseits vorzubereiten, um dort mit dem Liebreiz der Jugend ein nimmer endendes Dasein zu führen.“

Ruth drehte sich langsam um und zwang sich, Chambers in die Augen zu sehen. „Du hast ihnen doch niemals die geringste Wahl gelassen“, entgegnete sie mit zitternder Stimme.

„Ich habe für sie gewählt.“ Der Doktor schien seltsam unbeteiligt und abwesend. „Das ist das Paradox des Lebens. Zur Zeit der körperlichen Blüte besitzt der Mensch noch nicht die Reife, weit reichende Entscheidungen zu treffen. Also müssen andere für ihn entscheiden.“

„Andere, die reifer sind?“ Sie presste die Worte heraus.

„Wissende, Ruth.“ Chambers taxierte sie mit dem abschätzenden Blick eines Sammlers, der sich nicht sicher ist, ob ein Objekt seine Kollektion bereichern würde. „Eigentlich bist du für die jugenderhaltende Konservierung schon zu alt. Aber weil mein Herz für dich schlägt, will ich eine Ausnahme machen.“

„Bitte Chris, tu es nicht. Sind dir unsere gemeinsamen Stunden denn nichts wert?“ Ruth wich mit weit aufgerissenen Augen vor ihm zurück.

„Doch, ich habe die Zeit mir dir sehr genossen. Du weißt ja, hier im Diesseits ist alles, was wir erleben – so schön es auch sein möge – der unbarmherzigen Einschränkung durch die Zeit ausgesetzt. Aber warte ab, meine Liebe, im Jenseits wird alles anders. Du wirst als schöne und interessante Frau die Reise antreten. Dort brauchst du nichts mehr zu fürchten.“ Chambers folgte jeder Bewegung von Ruth mit langsamen Schritten, wobei er sie keine Sekunde aus den Augen ließ.

Ruth fasste sich ein Herz und startete einen letzten verzweifelten Versuch. „Dann entscheide ich mich als reife Frau dafür, hier im Erdenleben in Würde zu altern und das Leben nach dem Tode in Alter und Gebrechen zu verbringen.“

Chambers schüttelte langsam den Kopf und starrte sie mit einem leblosen Lächeln auf den Lippen an. „Zu spät, Ruth. Als du in diese Räume eingedrungen bist, hast du dich bereits entschieden.“

Ruth schloss die Augen und begann ihre gesamte Wahrnehmung, wie sie es beim Zen gelernt hatte, auf diese eine letzte Sache – ihren Tod – zu konzentrieren. Sie spürte, wie ihr Geist von allen Gedanken frei wurde. Die Enttäuschung über ihre verschwendeten Gefühle schwand dahin und ihre Angst löste sich in Nichts auf. Im Zustand des leeren gereinigten Geistes erwartete sie, dass sich ihr Schicksal erfülle.

Sobald die Maschine ihre Parkposition erreicht hatte, schaltete Cyd ihr Mobile ein und wählte Ruths Nummer. Doch wie schon zuvor wurde ihr Anruf direkt in die Mailbox geleitet. Auf dem Weg zum Taxistandplatz versuchte sie es immer wieder. Das Ergebnis blieb das gleiche. Sie wusste, was zu tun war. Es gab ein geringes Restrisiko, dass sie sich irrte. Doch sie hätte es für unverantwortlich gehalten, jetzt nicht aktiv zu werden. Kurzerhand wählte sie die Nummer von Gillardi.

Der Profiler schien ihren Anruf erwartet zu haben, da er nach dem ersten Läuten abnahm.

„Cyd Alexander hier, Mr. Gillardi, ich habe von Professor McBride entscheidende Hinweise bekommen, ich glaube, ich weiß jetzt, wer unser Mann ist.“ Gespannt wartete sie auf die Reaktion des FBI-Mannes. Zu ihrer Überraschung schien Gillardi weder erstaunt noch besonders interessiert. Er entgegnete hektisch mit kurzen herausgestoßenen Worten.

„Ja, ja, wir wissen es jetzt auch. Unser Spezialteam schließt gerade die letzten Vorbereitungen ab und wir sind im Aufbruch begriffen. Der Einsatz sollte in spätestens 45 Minuten abgeschlossen sein. Wenn Sie das Finale dieses Falls miterleben wollen, kommen Sie in etwa einer Stunde zum Haus des Doktors. Unsere Sicherheitsleute werden Sie durchlassen, sobald dies gefahrlos möglich ist. Doch jetzt muss ich los. Bis dann.“

Cyd entschied sich, direkt vom Flughafen mit dem Taxi zum Einsatzort zu fahren. Sie wollte auf keinen Fall die Schlusszene des Dramas versäumen, das sie solange in Atem gehalten hatte. Sie gab dem Taxifahrer die Adresse und lehnte sich dann ungeduldig zurück.

Gillardi war dabei mit Commander Lewis, dem Leiter des SWAT-Teams, die letzten Details des Einsatzes zu klären. „Ich möchte den Fall möglichst ohne Komplikationen zu Ende bringen. Halten Sie sich also vorerst diskret im Hintergrund in Bereitschaft. Ich fahre mit meinen Leuten am Haus vor und läute an. Wenn Dr. Chambers die Tür öffnet, nehmen wir ihn fest. Leistet er Widerstand, werden wir diesen brechen. Sollte er sich verbarrikadieren, brechen wir die Tür auf und stürmen das Haus. Sollten sich Personen als Geiseln in der Hand des Doktors befinden, gebe ich das Codewort durch und wir stürmen von allen Seiten. Sie übernehmen von den Hubschraubern aus die Terrassen und Räume im Obergeschoß und sichern auch das Grundstück. Es ist ein großes altes Haus und ein schwer überschaubares Anwesen. Möglicherweise gibt es geheime Fluchtwege. Und wir können es uns nicht leisten, ihn entkommen zu lassen. Ab sofort gilt, bei der geringsten Gegenwehr, Schießbefehl! Ich wiederhole, Schießbefehl für alle am Einsatz Beteiligten. Ich gehe davon aus, dass wir Punkt sieben mit dem Einsatz beginnen können.“

Dann wandte sich Gillardi an das Team des FBI. „Wir fahren ohne Sirene und Einsatzlichter und halten Funkstille, bis wir beim Haus des Doktors angekommen sind. Wir wollen doch den Fuchs nicht aus seinem Bau vertreiben.“

Alle Versuche von Cyd, den Taxifahrer zu einer schnelleren Fahrweise zu bewegen, scheiterten am Phlegma und der Gleichgültigkeit des graubärtigen Ukrainers. Als sie endlich in der Nähe von Conrads Lodge angekommen waren, erwartete sie hektische Betriebsamkeit. Doch Haus und Umgebung waren völlig verwaist. Es war offensichtlich, hier würde heute kein Einsatz stattfinden. Und plötzlich fiel es

ihr wie Schuppen von den Augen, wen Gillardi gemeint haben musste, als er vom Doktor sprach.

Ein tiefes Gefühl von Scham überkam sie, als sie an Ian dachte, mit dem sie so viele vertraute und auch intime Momente durchlebt hatte. Wieso war es ihr so leichtgefallen, ihn als Serienmörder in Betracht zu ziehen? Bei Chambers, von dem sie sich lediglich stark angezogen fühlte, mit dem sie sonst aber nichts verband, wäre dies für sie undenkbar gewesen. Was hatte dieser Mann wohl an sich, dass sie so sehr von ihm eingenommen war? Selbst jetzt, angesichts der Tatsachen und der großen Enttäuschung empfand sie weder Ekel noch Abscheu vor ihm. Aus Gründen, die ihr selbst verborgen waren, schaffte sie es einfach nicht, ihn zu verurteilen oder sich von ihm zu distanzieren.

Was blieb, waren Traurigkeit und Wehmut. Es war wie damals, als ihr in jener Nacht der Glaube an Kameradschaft und Mitmenschlichkeit genommen worden war. Heute musste sie ihren Traum von der wahren, reinen Liebe begraben. Das war nicht weniger schmerzhaft. Konnten Gefühle so irren? Zuerst Ian und dann Chris?

Sie beugte sich zu dem regungslos dasitzenden Taxifahrer und gab ihm neue Anweisungen. Jetzt hatte sie alle Zeit der Welt, es ging um nichts mehr. Sie wollte nur noch nach Hause.

Ian hatte auf seiner wilden Fahrt zu Chambers Haus fast jede Verkehrsübertretung begangen, die man begehen konnte. Er wünschte sich sogar von einer Polizeistreife verfolgt zu werden. Denn inzwischen war ihm klar geworden, was er vorhatte. Er war daran, sich in das Haus eines möglicherweise psychopathischen Serienmörders zu begeben, um diesen mit seinen Taten zu konfrontieren. Doch solange nicht feststand, dass Chambers und sein Namensvetter in Phoenix dieselbe Person waren, konnte er den Fall nicht an Gillardi übergeben. Chambers war schließlich ein Kollege, sowohl in der Projektgruppe wie auch in der akademischen Gesellschaft.

„Als du McBride in Verdacht gebracht hast, war dir der akademische Ehrenkodex aber nicht so wichtig“, kam ihm die Erinnerung an sein Handeln schmerzhaft ins Bewusstsein. Die Erkenntnis traf ihn hart. Was mochten seine Motive gewesen sein, Cyd zur Suche nach dem Archäologen zu veranlassen. Eigennützige Motive, die mit ihm und Cyd, vielleicht aber auch mit seinem Interesse an Ruth zu tun hatten, waren die wahrscheinlichste Variante.

„Nachdem jetzt offenbar der Moment der Selbsterkenntnis gekommen ist, könntest du auch gleich die Frage beantworten, was du wirklich damit bezweckst, wenn du allein zu Chambers fährst?“ Er empfand plötzlich eine seltsame Distanz zu sich und seinem Handeln. Glaubte er etwa den Fall selbst zum Abschluss bringen zu können? War es die Hoffnung auf Ruhm und Anerkennung, die damit verbunden waren? Wollte er der glänzende Ritter sein, der versuchte, den gefährlichen Drachen zu erlegen um die Gunst des Burgfräuleins – in seinem Fall die Gunst der beiden Damen – zu erringen? War es Todessehnsucht, Eitelkeit oder ganz einfach seine Art, an ihn gestellte Aufgaben lösen zu müssen, auch wenn er dabei gegen alle Regeln der Vernunft und der Gemeinschaft verstieß? So sehr er sich bemühte, er konnte keine Antwort für sein Verhalten finden. Es war wie ein Prozess, der – einmal in Gang gesetzt – nicht mehr aufgehalten werden konnte. Jetzt umzukehren und das weitere Vorgehen Gillardi zu überlassen, war für ihn schlicht undenkbar.

Er hatte die Geschwindigkeit auf der Suche nach der Miramar Road reduziert und lenkte den Mustang jetzt langsam in die kleine Straße. Auf der Einfahrt zu Chambers Haus ließ er den Wagen ausrollen. Er erkannte den Lexus von Ruth, der neben dem Wagen von Chambers geparkt war.

Entweder würde er sich in den nächsten Minuten schrecklich der Lächerlichkeit preisgeben oder er begab sich in die Höhle des Löwen. Er überlegte kurz, ob er irgendetwas als Waffe gebrauchen könnte, entschied sich dann aber dagegen, Chambers mit einem Schirm oder dem Hebel des Wagenhebers entgegenzutreten.

Auf dem Weg zur Haustür wurde ihm unangenehm bewusst, wie laut das Geräusch war, das seine Schritte auf dem Kies des Weges verursachten.

Beim Eingang angelangt, drehte er instinktiv den eisernen Knauf, ohne die Klingel zu betätigen. Das Tor war nicht verschlossen und ließ sich geräuschlos öffnen. Er trat durch den Vorraum und ging in den Salon. Dort sah er sich um. Die Jalousien waren heruntergelassen und so eingestellt, dass die letzten Strahlen der untergehenden Sonne gedämpft in den Raum fielen. Auf einem Sekretär lagen mehrere Bücher, die ihm seltsam vertraut vorkamen. Fachliteratur über die alten Ägypter, Mumifizierung, Totenkulte und Jenseitsriten. Daneben, wie als Kontrast, ein Band über die Weine der alten Welt.

Ian bewegte sich langsam durch den halbdunklen Raum, seine Aufmerksamkeit vollständig auf Bewegungen und Geräusche ausgerichtet. Die ersten Minuten konnte er nichts Ungewöhnliches wahrnehmen. Erst als sich sein Gehör auf die totale Stille im Haus eingestellt hatte und seine Sinneszellen auf das Erfassen feinsten Geräusche eingestellt waren, konnte er von irgendwoher im Haus eine menschliche Stimme vernehmen. Es war ein seltsam geleieter Sprechgesang, der nun immer deutlicher zu ihm drang. Er versuchte die Lautquelle zu lokalisieren, indem er durch die verschiedenen Räume ging. Als er den Salon verließ und einen Korridor betrat, der vom Eingangsbereich nach hinten wegführte, wurde die Stimme lauter.

Er ging den Gang entlang, wobei er die Türen ignorierte. Die Geräusche kamen eindeutig von vorne. Nach einigen Metern machte der Korridor einen Knick nach rechts und lief in einer dunklen Nische aus. Auf den ersten Blick schien es, als würde es sich um ein totes Ende handeln. Erst als Ian weiter der Stimme nachging, entdeckte er eine in die Vertäfelung eingelassene Tür, die nur angelehnt war. Er hoffte, dass die Angeln gut geölt waren, und drückte sie langsam auf. Der Steinboden führte in unregelmäßigen Stufen nach unten. Ian tastete sich im Halbdunkel die Treppe entlang, bis er im Kellerge-

wölbe des Hauses angekommen war. Am Ende des hohen Raums war ein schwacher Lichtschein zu erkennen.

Vorsichtig schlich er sich bis an die Mauerkannte und spähte in den Nebenraum. Was er dort sah, ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren. Chambers, in der Aufmachung eines altägyptischen Balsamierers, war mit dem Körper einer leblosen Frau beschäftigt. Als er sich etwas vorbeugte, gab er die Sicht auf das Gesicht der Frau frei, und Ian erkannte, dass es sich bei der Toten um Ruth handelte. Chambers machte sich gerade daran, mit einem Haken das Gehirn durch die Nase zu entfernen, als ihn der Entsetzensschrei von Conrad unterbrach. Langsam drehte er den Kopf und sah den Eindringling verwundert an.

„Dr. Conrad, ich bin erstaunt, Sie hier zu sehen. Ich kann mich nicht erinnern, Sie eingeladen zu haben. Ist Ihnen klar, dass Sie durch Ihre Anwesenheit ein bedeutendes religiöses Ritual empfindlich stören?“

Ian trat in den von Fackeln beleuchteten Balsamierungsraum und fuhr den Gerichtsmediziner mit scharfer Stimme an. „Sie Wahnsinniger, sind Sie denn völlig von Sinnen? Ist Ihnen bewusst, was Sie da tun?“

Er trat an den Balsamierer heran, packte ihn mit beiden Händen und schüttelte ihn, als wollte er ihn aufwecken. Chambers befreite sich aus der Umklammerung und machte einen Schritt zurück, wobei er wie beiläufig das Messer aufnahm, das er für die Entnahme der Eingeweide vorbereitet hatte. Er hob beschwichtigend die Hände.

„Beruhigen Sie sich. Ich entschuldige mich auch für die unfreundliche Begrüßung.“

„Es geht hier nicht um Förmlichkeiten.“ Conrad war wütend über die bagatellisierenden Worte. Aber er spürte auch die Todesgefahr und wusste, dass er sehr vorsichtig mit dem Wahnsinnigen umgehen musste.

„Ja, Sie haben recht, es geht um viel mehr als um Förmlichkeiten.“ Die leise salbungsvolle Stimme klang wie in Trance. „Es geht um

das Mysterium des Lebens, das Leben danach, Unsterblichkeit. Sie nennen mich einen Wahnsinnigen. Wie würden Sie die Millionen Ihrer Mitbürger nennen, die ihre lieben Verstorbenen verrotten oder einäschern lassen und ihnen damit jede Möglichkeit des Weiterlebens nach dem Tode nehmen? Das ‚schlechte Gewissen‘ muss überwunden werden, um Schönheit, Seele, Ideale schaffen zu können.“ Mit diesen Worten, die er skandierend vortrug, trat Chambers ganz nah an Conrad heran und sah ihn mit brennenden Augen an. „Verstehen Sie nicht? Das ist meine Bestimmung. Schönheit, Seele, Ideale zu schaffen. Möglichkeiten zu schaffen für das Leben danach, in Schönheit und Würde.“

Chambers spürte, wie seine Worte wirkungslos verhallen. Er sah den Raum und die schöne Frauengestalt verblassen. Dunkelheit legte sich wie ein Schatten über sein Bewusstsein. Dann war sie wieder da, seine Traumvision. Das liebevolle Antlitz der jungen Frau in der Blüte ihres Lebens. Er wusste, was als nächstes kommen würde und stieß einen markdurchdringenden Schrei aus.

Ian hatte nur einen Wunsch, dem Grauen dieser Schreckenskammer zu entkommen. In wilder Panik ergriff er die Flucht. Auf der Treppe hörte er Geräusche von Lederstiefeln auf dem Steinboden. Plötzlich sah er sich in grelles Scheinwerferlicht getaucht.

Verschiedene Stimmen schrien ihn an. „Hände an die Wand!“ „Keine Bewegung!“. Er konnte mit den Befehlen nichts anfangen, war völlig von der Situation überfordert, erstarrte instinktiv in Bewegungslosigkeit. Dann spürte er, wie er von kräftigen Händen gepackt wurde, die seine Arme nach hinten bogen. Schließlich waren seine Hände am Rücken gefesselt und er wurde nach oben gestoßen.

Als sein Blick wieder klar geworden war, konnte er Gillardi erkennen, der den Einsatz koordinierte. Der Profiler ließ ihm die Handschellen abnehmen und schüttelte resignierend den Kopf. „Sie lernen es wohl nie. Warum überlassen Sie solche Aufgaben nicht den Profis? Dafür sind wir schließlich da.“

Conrad sah noch wie Chambers, auf eine Trage geschnallt, hinausgetragen wurde, dann ging er in den Salon. Mit treffsicherem Instinkt fand er die Bar. Er füllte ein Wasserglas mit Scotch und zog sich auf die Terrasse zurück.

Nach drei Wochen trat der harte Kern der Taskforce noch einmal zusammen. Dr. Atkinson, der Leiter der geschlossenen Abteilung des Psychiatrischen Krankenhauses, sollte eine erste klinische Beurteilung abgeben, damit der Fall vom Sheriff Department abgeschlossen werden konnte. Er empfing die Gruppe im Konferenzraum. Auf dem Tisch vor ihm lag eine umfangreiche Krankenakte. Die Unterlagen hingegen, die er während der Präsentation in seiner Hand hielt, bestanden aus nur wenigen Seiten.

„Dr. Chambers befindet sich seit fast drei Wochen auf unserer Station und wir haben in dieser Zeit alle möglichen Maßnahmen getroffen, um uns von seiner physischen und psychischen Situation ein Bild machen zu können. Ich möchte vorausschicken, dass der Patient sich seit seiner Einlieferung in einem Zustand der Katatonie befindet, der es uns unmöglich macht, ihn zu erreichen oder auch nur Kontakt mit ihm aufzunehmen. Die Mitglieder des Einsatzteams haben selbst erlebt, wie Dr. Chambers bei seiner Festnahme in diesen Erstarungszustand gefallen ist. In diesem Zustand verharrt er, seit er bei uns aufgenommen wurde. Wir nennen das einen katatonen Sperrungszustand. Der Kranke ist regungslos erstarrt, antwortet auf keine Frage, folgt keiner Anweisung und lebt völlig von der Umwelt zurückgezogen. Dabei ist er vom Gesichtspunkt seiner zerebralen Aktivierung hellwach.

Die Symptome der Katatonie umfassen drei verschiedene Bereiche. Besonders auffällig sind die motorischen Krankheitsmerkmale. Die Patienten können über Tage oder Wochen in ihrer Haltung verharren und halten mitunter dabei die Arme, Beine oder den Hals in einer Position entgegen der Schwerkraft. Dadurch können bizarre Positio-

nen entstehen. Bei Dr. Chambers besteht die Auffälligkeit in einer starren, aufrechtstehenden Haltung.

Des Weiteren ist die Erkrankung durch starke, intensive und nicht kontrollierbare Emotionen geprägt. Es können extreme Ängste sein, aber auch Aggressionen, Labilität oder emotionale Ambivalenz. Die starken inneren Erregungszustände äußern sich manchmal in Merkmalen wie Grimassieren oder Starren. In diesem Punkt ist Chambers schwer einzuschätzen, da er keinerlei Regungen zeigt. Das heißt aber keineswegs, dass nicht jederzeit ein affektiver Zustand eintreten kann, der für ihn selbst oder seine Umgebung lebensgefährlich ist.

Drittens treten neben den motorischen und emotionalen Merkmalen auch charakteristische Symptome im Verhalten auf. Die Patienten zeigen zum Teil bizarre Verhaltensanomalien. So werden Verhaltensanweisungen teils unhinterfragt befolgt oder es wird das Gegenteil ausgeführt. Die Patienten ziehen sich autistisch zurück und brechen jeden Kontakt zur Umwelt ab. Letzteres ist bei Chambers der Fall. Und da er auf keine Maßnahmen von unserer Seite die geringsten Reaktionen zeigt, ist es schwierig, ihn einzuschätzen. Der kataton Stupor, die Zurückgezogenheit des Patienten, kann wie gesagt jederzeit in einen Raptus, einen katatonen Erregungszustand übergehen, mit wildem Umsichschlagen bis zum Zusammenbruch, wobei es zu Selbstverletzungen oder zu Angriffen auf andere kommen kann. Die Krankheitsphasen können Tage bis Monate andauern und unter Umständen lebensbedrohlich sein.

Katatonie kommt hauptsächlich bei Schizophrenie vor, aber auch bei Hirntumoren oder endogenen Depressionen. Ein Hirntumor konnte bei Chambers durch die klinischen Untersuchungen ausgeschlossen werden. Katatonie wurde auch als ein Subtyp der Schizophrenie eingestuft. Dadurch erlangte dieses psychomotorische Krankheitsbild eine Zwischenstellung zwischen der Schizophrenie und der Depression. Chambers zeigt Anzeichen von beiden Krankheiten.

Möglicherweise haben die unbewältigten Erlebnisse im Zusammenhang mit dem tragischen Tod seiner Frau – Sie können die Einzelheiten im ‚Curriculum‘ nachlesen – erst zu einer tiefen Depression geführt, aus der sich dann eine Schizophrenie entwickelt hat. Allen Anzeichen nach hat Chambers ja versucht, seinen Schmerz durch vermehrte Hingabe an seine Mitmenschen zu kompensieren. Er soll sich nach den berichteten Ereignissen in die Arbeit gestürzt haben, war für jedermann verfügbar und ging mit seinen Patienten und Kollegen auf jeden Fall besser um als mit sich selbst. Das konnte er wiederum nur durchstehen, indem er sich ständig mit Medikamenten aufputschte. Auch das passt in die Krankengeschichte. Wir wissen, dass bei chronischem und hoch dosiertem Substanzmissbrauch produktiv-psychotische Zustandsbilder entstehen können, die von Verfolgungsideen, Wahnbildung, Halluzinationen und irrationalen Verhalten geprägt sind.

Es ist bei Chambers auch nicht wirklich möglich die Form der Katatonie zu bestimmen. Er zeigt einerseits Anzeichen der manierten Form mit dem gezielten, stilisiert wirkenden Verhalten des beharrlichen Schweigens und des Stehens auf einem bestimmten Platz, gleichzeitig gibt es Anzeichen für die perniziöse Form der Katatonie, eine akute, oft tödlich verlaufende Form, bei der sich eine extreme psychomotorische Unruhe bis zur Selbstvernichtung steigern kann. Dies führt in einer späteren Phase oft zum Übergang in eine Bewegungsstarre mit dem Ausdruck höchster innerer Gespanntheit. Und gerade der letzte Punkt scheint mir auf Chambers zuzutreffen. Es könnte also sein, dass er schon länger unter dieser Form gelitten hat und sein exzessiver Arbeitseinsatz der psychomotorischen Phase zuzurechnen war. Erst das Aufdecken seiner Handlungen hat nach dieser Betrachtung zum Übergang in die Erstarrung geführt. Wenn dies zutrifft, befindet sich Chambers in akuter Lebensgefahr.

Typische Symptome einer Schizophrenie, die bei Chambers beobachtet werden konnten, betreffen die Wahrnehmung – die Unfähigkeit zwischen real und unreal Erlebtem zu unterscheiden sowie Hallu-

zinationen. Chambers Alpträume mit realem Wachcharakter, von denen er in seinen Therapiesitzungen berichtet hat, sind Beispiele dafür. Aber auch Denkstörungen in Form von irrationalen religiös-kultischen Fixierungen und die zunehmende Entwicklung von Wahnvorstellungen sind typische Merkmale einer schizophrenen Erkrankung.

Für das Verständnis der Krankengeschichte ist es notwendig, die Hintergründe von Chambers Entwicklung zu kennen. Die meisten Informationen, die uns zur Verfügung stehen, stammen aus der persönlichen Lebensgeschichte des Doktors, die von Dr. Karen Stafford, unter der Bezeichnung „Curriculum Dr. Christopher Chambers“ gespeichert wurden. Es ist den Computerexperten des FBI glücklicherweise gelungen, die gelöschten Daten wiederherzustellen. Ohne diese Aufzeichnungen würden uns wichtige Daten für das Verständnis vom Verhalten des Doktors fehlen. Dieses Curriculum stellt in erzählender Form Chambers Lebensgeschichte dar und ist den Anmerkungen von Dr. Stafford zufolge das Ergebnis einer Behandlung mit der Technik des ‚therapeutischen Schreibens‘. Bei dieser Methode werden in der Therapie wichtige Lebensabschnitte des Patienten aufgearbeitet und dann von diesem als Geschichte niedergeschrieben. So können relevante Ereignisse bewusst gemacht, Abwehrmuster durchbrochen und verdrängte Inhalte aufgearbeitet werden. Wir wissen natürlich nicht, was sich tatsächlich zugetragen hat und was – möglicherweise unter dem suggestiven Einfluss der Therapeutin – der Phantasie des Patienten entsprungen ist. Tatsache ist, dass Dr. Stafford ungewöhnlich sorgfältige Recherchen angestellt hat, um ihrem Patienten Handlungsdetails zur Verfügung stellen zu können. Sie hat dafür zahlreiche Personen aus dem ehemaligen Freundeskreis der Familie Chambers in Phoenix kontaktiert und deren Aussagen aufgezeichnet. Daneben sind Protokolle von Polizei, Eisenbahnpersonal und Feuerwehr, Zeugenaussagen zum Suizid von Esther Chambers, sowie klinische Aufzeichnungen der Akutbehandlung von Dr. Chambers nach seinem Zusammenbruch in Phoenix zu finden.

Dass die Geschichte tatsächlich von Chambers selbst geschrieben wurde, zeigen die Behandlungsprotokolle, aus denen hervorgeht, welche Passagen vom Patienten problemlos bewältigt wurden und wo die Widerstände groß waren. Besonders beim letzten Abschnitt des Curriculums musste Stafford zahlreiche unterschiedliche therapeutische Ansätze anwenden um den Patienten dazu zu bewegen, weiter an dem Thema zu arbeiten.

Die Diagnose von Dr. Stafford geht von der Annahme aus, das psychische Problem von Dr. Chambers läge in unbewältigter Schuld, da er seine Frau in den Tod getrieben habe.

Die Alpträume ihres Patienten und die Tatsache, dass sich trotz einzelner Fortschritte kein Therapieerfolg einstellte, führte die Therapeutin auf eine Fixierung auf das Schulterleben zurück. Wir sollten nicht vergessen, dass sie von der Beschäftigung ihres Patienten mit den Glaubensvorstellungen der alten Ägypter ebenso wenig wusste wie von seinen Gewalttaten. Entsprechend eingeschränkt waren ihre Möglichkeiten, eine Diagnose zu stellen.

Vielleicht war die Tatsache, dass es von Esther Chambers weder einen intakten Leichnam noch irgendwelche Abbildungen, die ihrer Seele ein Fortleben nach dem Tode ermöglicht hätten, das eigentliche Problem des Patienten. Aber auch das wissen wir nicht mit Sicherheit. Und solange er nicht erreichbar ist, wird der Fall wohl ein Rätsel bleiben.

Gillardi und Jimenez dankten Dr. Atkinson und erklärten die Taskforce offiziell für aufgelöst.

Beim Verlassen der psychiatrischen Klinik stieß Ian auf Gillardi, der auf dem Weg zur Klinikleitung war, um den Papierkram zu erledigen. „Sagen Sie, wie sind Sie eigentlich auf Chambers als Täter gekommen? Sie sind ja aktiv geworden, ohne von Cyd oder mir Hinweise erhalten zu haben.“

Der Profiler schmunzelte, als er antwortete. „Stinknormale Polizeiarbeit, mein Freund. Ich habe dem Professor eine Falle gestellt. Wir

haben seinem Labor eine DNA-Probe geschickt, die angeblich aus dem Auto von Ramona Hayes stammte und in kein bekanntes Muster passte. Der Untersuchungsbefund ergab ‚Ergebnis unbekannt‘. Darauf hin haben wir die Probe noch einmal untersuchen lassen und siehe da, unsere DNA war gegen eine andere ausgetauscht worden.“

Ian war verwirrt. „Ja, und?“

Gillardi lächelte hintergründig. „Wir hatten Chambers seine eigene DNA geschickt. Wer außer dem Täter könnte daran interessiert sein, diese verschwinden zu lassen?“

„Ich bin froh, dass wir auf der gleichen Seite stehen“. Mit bewunderndem Grinsen nickte Ian dem Profiler zu.

„Kein Problem, Ihre Reaktion war schließlich unauffällig.“

Conrad blickte irritiert hoch. „Heißt das ...?“

Gillardis Blick war jetzt distanziert. „Selbstverständlich, was haben Sie denn gedacht? So long, Doktor, hat mich gefreut, mit Ihnen zusammen zu arbeiten.“

Kapitel 17

Ian hatte von Gillardi, aufgrund der wissenschaftlichen Relevanz und als Dank für sein Engagement bei den Ermittlungen Chambers Curriculum ausgehändigt bekommen. Er las es sorgfältig durch und war tief betroffen. Er gab die Krankenakte an Cyd mit dem Hinweis weiter, der Text sei nur für ihre Augen bestimmt.

Cyd hatte den Ausdruck mit nach Hause genommen. Es war für sie unvorstellbar, ein so intimes Schriftstück in der hektischen Umgebung ihres Büros zu lesen.

Es war ein heißer, schwüler Abend. Sie setzte sich auf die Terrasse, blendete die tosende Klangwolke der Großstadt aus und begann zu lesen.

Curriculum Dr. Christopher Chambers

Teil 1 – Herkunft

„Chambers stammt aus einfachen Verhältnissen, die Großeltern waren Einwanderer, die – der Armut der Heimat im Südosten Europas entflohen – fest entschlossen waren, sich in den Staaten eine neue Existenz aufzubauen. Sein Großvater Jurin war Realist und wusste, dass einem ungelernten Zuwanderer nur wenige Stellen offenstehen würden. So erkundigte er sich in seiner Umgebung nach den unbeliebtesten Jobs. Fast einhellig wurde die Arbeit der Schlachter als Albtraumjob genannt. Jurin beschloss, eben auf diesem Gebiet Karriere zu machen. Er war so sehr vom Willen nach Erfolg durchdrungen, dass er überzeugt war, den amerikanischen Traum für sich verwirklichen zu können, wenn man ihm nur die Chance dazu bot. Er stand stundenlang vor dem Schlachthof, um auf den Schichtwechsel zu warten. Es war unübersehbar, dass die meisten Schlachter, wie er, Zuwanderer aus der alten Welt waren, die es noch nicht geschafft

hatten, sich gesellschaftlich zu integrieren. Sobald ein Arbeitstrupp das Gebäude verließ, wurde er aktiv. Es war ein Mann in seinem Alter, den er ansprach, dem Äußeren nach hätte er ein Nachbar in seinem Herkunftsdorf sein können.

„Ich bin eben erst hier angekommen und habe keine Arbeit, sag mir mein Freund, was braucht man, um Schlachter zu werden?“

Verwundert über die naive Art der Kontaktaufnahme blieb der Arbeiter stehen und fragte ihn.

„Warum möchtest du ausgerechnet Schlachter werden? Es gibt so viele Berufe, die gut in der Gesellschaft angesehen werden. Schau mich an, die Spuren des Blutes sind immer auf meiner Haut, der Geruch der Eingeweide haftet mir an, so oft ich mich auch wasche. Und nachts wache ich oft auf und hab das Brüllen der Tiere in den Ohren. Meine Frau geht auf Distanz zu mir, als wäre ich ein Gewalttäter, für meine Kinder bin ich jemand, der die armen Tiere tötet. Such dir einen ehrenwerten Beruf, geh zur Müllabfuhr, da hast du's wenigstens mit leblosen Dingen zu tun.“

„Alles was du sagst, schreckt mich nicht. Ich habe mich erkundigt, man hat mir gesagt, dass es immer Bedarf an Schlachtern gibt.“

„Das ist schon richtig, eben weil die Arbeit so hart ist, möchte sie keiner übernehmen. Glaube mir, der Job ist nichts für dich.“

„Glaub du mir, ich habe mich entschieden, beim Schlachthof Karriere zu machen. Wenn du mir helfen willst, dann weist du mich in die wichtigsten Kenntnisse ein, die ein Schlachter haben muss.“

So kam es, dass Jurin am Schlachthof zu arbeiten begann. Der Lärm, den die Leid geplagten Tiere verursachten, war in der Tat grauhaft. Eine ohrenbetäubende Kakophonie aus Brüllen, Grunzen, Quieken, Blöken, Wimmern. Eine makabere Symphonie aus den Todeslauten tausender gequälter Kreaturen. Dazu kamen der stechende Gestank, der ständig präsent war und die tausenden von Ratten, die den Schlachthof bevölkerten. Die Arbeit war nicht nur belastend und anstrengend, sondern auch gefährlich. Juris Hände wiesen zahlreiche Schnittnarben auf.

Viele seiner Kollegen waren durch schwere Verstümmelungen gekennzeichnet, hatten Finger bei der Arbeit verloren. Schon kleinste Verletzungen hatten oft schwere Infektionen zur Folge, die nicht selten zum Tode führten. Krankenstände gab es nicht, wer sich verletzte und nicht mehr arbeiten konnte, musste ausscheiden und sehen, wo er blieb. Es gab weder arbeitsrechtliche Bestimmungen noch wirkungsvolle Gewerkschaften. Die Massen an europäischen Einwanderern, die bereit waren für geringste Löhne zu arbeiten, führten dazu, dass die Zeit bei den Akkordarbeiten ständig verkürzt wurde, um noch mehr Arbeitsleistung aus den Arbeitern herauszupressen.

Doch Jurin machte seine Arbeit gut und war bei seinen Vorgesetzten beliebt und gut angesehen, umso mehr als er bereit war, die unangenehmsten Aufträge zu übernehmen, ohne jemals zu murren. Er hatte nur eines übersehen. Im Schlachthaus gab es keinen Karriereplan. So wurde aus ihm ein verbitterter alter Mann, der einem unerreichbaren Traum nachjagte.

Nur eines seiner vier Kinder überlebte die Kindheit. Georgi war ein zarter, kränklicher Knabe, der von Kindheit an unter Tuberkulose litt. Als seine Eltern starben, hatten sie ihm nicht viel hinterlassen. Eine kleine, düftig eingerichtete Wohnung in den Slums des Einwandererviertels. Doch hatten die Eltern die Bedeutung von Bildung erkannt und das wenige, was sie sich vom Mund absparen konnten dazu verwendet, Georgi zur Schule zu schicken. Während die meisten Kinder seines Alters sich herumtrieben und versuchten, mit kleinen Handlangerdiensten das Familienbudget aufzubessern, bestanden Georgis Eltern darauf, dass er regelmäßig zur Schule ging. Die Entscheidung kam dem schwächlichen Jungen entgegen, der für den täglichen Überlebenskampf auf der Straße nicht die richtigen Voraussetzungen mitbrachte. So stürzte er sich in die Welt der Bücher und gab sein Bestes, um seinen Eltern keine Schande zu machen. Trotz allen Bemühungen schaffte er es nicht, wirklich Fuß zu fassen. Er war zu wenig belastbar und fiel zu häufig durch Krankheit aus, um den Anforderungen des freien Arbeitsmarktes zu genügen.

So schlug er sich mit verschiedenen Jobs mehr schlecht als recht durch. Im Alter von dreiundzwanzig Jahren lernte er seine Frau Anna kennen. Es war nicht die große Liebe, doch die beiden kamen aus ähnlichen Verhältnissen und hatten eines gemein: die Armut und den Überlebenswillen. Gemeinsam, entschieden sie, hätten sie bessere Chancen einen Schritt weiterzukommen.

Anna nahm jede Arbeit an, um etwas zum Haushaltsbudget beizutragen. Sie putzte in billigen Restaurants, reinigte am Abend den Marktplatz von all dem Müll und Unrat, den die Menschen achtlos wegwarfen. Zu Hause bemühte sie sich, Gregor eine gute Frau zu sein. Nach drei Jahren Ehe wurde sie schwanger. In der Freude, endlich ein Kind zu bekommen, arbeitete sie während der Schwangerschaft noch härter als zuvor und trieb so Raubbau an ihrer Gesundheit.

Der Zusammenbruch kam im achten Schwangerschaftsmonat. In einer klirrend kalten Winternacht gebar sie ihren Sohn auf offener Straße, als sie auf dem Heimweg war. Wie immer wollte sie die sieben Kilometer lange Strecke zu Fuß zurücklegen, um Geld zu sparen. Ihr Putzzeug schleppte sie auf einer Rückentrage. Ein zufällig vorbeikommender Arzt veranlasste die Einweisung in eine Klinik. Sie selbst wäre nie auf den Gedanken gekommen, so viel Luxus für sich in Anspruch zu nehmen. Der kleine Junge kämpfte wie die Mutter tagelang um sein Leben. Schließlich setzte sich die moderne Medizin durch. Der behandelnde Arzt teilte der Mutter mit, dass der Junge möglicherweise bleibende Schäden erlitten hätte. Sie selbst würde keine Kinder mehr bekommen können.

So hatte sie sich das neue Glück nicht vorgestellt. Und in diesem Moment wünschte sie sich, ihre Eltern hätten die alte Heimat niemals verlassen. Gregor schalt sie ein undankbares Frauenzimmer, das sich gegen Gott versündigen würde. Allein die Tatsache, dass ihr medizinische Pflege zuteilgeworden war, wäre doch der Beweis, dass sie die richtige Entscheidung getroffen hatten. Doch die Erfahrungen um die Geburt von Christopher hatten Anna dauerhaft verändert.

Sie wusste, sie würde fortan in Georgi keinen Vertrauten mehr haben und sich alleine um Chris Wohlergehen kümmern müssen. Noch nie hatte sie sich so allein gefühlt. Der kleine Chris war von diesem Zeitpunkt an ihr einziger Lebensinhalt. Es gab nichts, das sie nicht bereit gewesen wäre, für ihn zu tun. Ihr geheimster Wunsch war es, dass er die Möglichkeit haben sollte, eine Universität zu besuchen, um Medizin zu studieren. Er sollte einst anderen Menschen wie ein Gott erscheinen, so wie sie selbst in der Stunde der Todesgefahr den diensthabenden Arzt im Spital erlebt hatte.

So wuchs der kleine Chris mit einer Mutter auf, die ihm jeden Wunsch von den Augen ablas, ihn gleichzeitig aber ständig förderte, um seine Entwicklung zum Erfolgsmenschen voranzutreiben. Der verbitterte Vater, der sich von der Frau vernachlässigt fühlte, war sein ständiger Konkurrent und das lebende Beispiel eines Versagers, der keine Aufmerksamkeit verdiente. Irgendwann verließ er das Haus und kam nicht mehr zurück.

Der kleine Junge hatte einen schwerwiegenden Mangel, ihm fehlte die Eigenschaft der Empathie. Er konnte nur nehmen, nicht geben. Er litt furchtbar unter der Diskrepanz seines Götterstatus in den Augen der Mutter und der Ablehnung anderer Kinder, die nichts mit ihm anfangen konnten, da sie ihn als selbstsüchtig und verzogen erlebten. Oft, wenn sie sich über die Arbeit seiner Eltern lustig machten, schämte er sich seiner Familie und verleugnete seine Herkunft. In der Schule war er ein Streber, der versuchte sich bei seinen Lehrern einzuschmeicheln, um deren besondere Aufmerksamkeit zu erlangen. Er schloss die Pflichtschule mit guten Zensuren ab, doch war für jeden ersichtlich, dass diese Zensuren seine Einsatzbereitschaft betrafen, nicht den Menschen dahinter.

Als er am Tag des Abschlusszeugnisses nach Hause kam, lag seine Mutter im Sterben. Auf dem Totenbett erzählte Anna ihm von ihren Plänen.

„... und so habe ich jeden Cent gespart für deine Ausbildung. Aber Gott hat mir nicht genug Zeit gelassen. Das Geld reicht nur für den Schulabschluss. Ich habe dich auf dem Jesuiten-Kolleg angemeldet und die Gebühren bis zum Abschluss bezahlt. Dafür habe ich auch das Geld genommen, das für mein Begräbnis gedacht war. Aber das bedeutet mir nichts. Nur deine Zukunft ist wichtig. Du hast die Möglichkeit, etwas aus deinem Leben zu machen. Dir soll es besser gehen als uns. Bemüh dich und gib dein Bestes! Versuch ein Stipendium für die Universität zu bekommen. Und du wirst Arzt und kommst ganz nach oben.“

Der verwöhnte Junge konnte mit dem Ableben der Mutter nicht viel anfangen. Zum ersten Mal wurde ihm bewusst, dass ihn keinerlei Gefühle mit seinen Eltern verbanden. Was ihm sehr wohl ein angenehmes Gefühl bescherte, war die Vorstellung, als Arzt das Leben in Ansehen und Wohlstand zu führen, von dem seine Eltern immer geträumt hatten.

Teil 2 – Ausbildung

So nahm er seine Chance wahr und beendete die High School im Kolleg als Bester seiner Klasse. Im strengen Glaubensverband der Padres waren seine Anpassung und seine Disziplin sehr wohl Eigenschaften, die zu Anerkennung und Akzeptanz führten. Obgleich sein Hauptinteresse noch immer dem Studium galt, hatte Chris sich auch zu einem sportlich begabten jungen Mann entwickelt. Von der Natur mit einem athletischen Körper und gutem Aussehen ausgestattet, wurde er eine wertvolle Stütze im Ruderteam der Universität und er machte die Erfahrung, dass er bei den Wettkämpfen beim Publikum besonders beliebt war.

Mit der wohlwollenden Beurteilung und der persönlichen Unterstützung seines Klassenleiters fiel es ihm nicht schwer, ein Stipendium an einer der führenden Universitäten zu erhalten.

Teil 3 – Interessen, Beziehungen

Im Alter von neunzehn begann sein neues Leben, das fortan von zwei Leidenschaften geprägt war, der für Medizin und der für Frauen. Chris durchlief das Medizinstudium in Rekordzeit, obwohl er von zahlreichen Kommilitoninnen umworben wurde und kein erotisches Abenteuer ausließ.

Kurz vor seinem Abschluss machte er eine tiefgehende Erfahrung, die ihn für kurze Zeit völlig aus der Bahn warf. Es war ein wunderschöner Spätsommertag, als er auf einer Bank auf dem Campus saß, um die Fragenliste für die Abschlussprüfung durchzugehen. Die Blätter der Blutbuche hinter seiner Bank waren tiefrot gefärbt und raschelten bei jedem Lufthauch. Er empfand die Sonne wohltuend auf seiner Haut und fühlte sich der Welt entrückt. Das Skriptum lag unbenutzt neben ihm auf der Bank und er spürte, wie das Leben in ihm pulsierte.

„Darf ich?“ Die einfache Frage der jungen Frau fügte sich vollkommen in das Geschehen. Er hatte sie nie zuvor gesehen. Doch in diesem Augenblick erkannte er, dass sie etwas Besonderes war.

„Natürlich“ stammelte er, hingerissen von ihrer natürlichen Art. Es war nicht, wie gewohnt, erotische Ausstrahlung, die ihn lockte, es war einfach nur Anziehung. Jetzt verstand er plötzlich die Bedeutung des Wortes Blitzschlag, das ihm mehrmals in Gesprächen mit Studienkollegen oder in der Literatur untergekommen war, und mit dem er nie etwas hatte anfangen können. Das musste Liebe sein. Wie oft hatte er von ihr sprechen hören, sie in den Versen der mittelalterlichen Literatur als hohe Minne verherrlicht erlebt, ohne die geringste Vorstellung, was damit gemeint war. Er spürte die verzehrende Glut

dieser neuen Empfindung in sich brennen, hatte den Wunsch selbstlos alles zu geben und seiner Liebe freien Lauf zu lassen. Im gleichen Moment befahl ihm eine tiefe Angst, das Geschöpf könnte sich erheben und wieder entschwinden wie eine Traumgestalt. Doch das Mädchen saß nur da und lächelte ihn an.

„Ich bin Chris“. Mehr brachte er nicht hervor.

„Ich bin Esther“.

Und so saßen sie eine ganze Weile und liebten sich mit zärtlichen Blicken, zwei Menschen, die nun nicht mehr würden suchen müssen, weil sie das Wichtigste im Leben gefunden hatten.

Erst viel später, als die Sonne sich bereits verfärbte und ein kühler Wind durch ihre Haare und die Baumkrone strich, fragte sie „Sollen wir gehen?“.

Chris fiel die ganze Last des Sprachlosen, der die erlösende Frage nicht aussprechen konnte, von der Seele. In tiefer Dankbarkeit, dass sie die richtigen Worte gefunden hatte, sagte er „Ja, gehen wir.“

Sie nahm ihn mit zu sich. In der folgenden Nacht drehte sich alles nur um sie. Vergessen waren Abschlussprüfung, Karriere, Zukunft. Ihre Liebesnacht war wie eine schweigende Übereinkunft, es gab nicht den geringsten Zweifel, dies würde der Beginn eines gemeinsamen Lebens sein, nichts und niemand würde die beiden aufhalten können. Es war die Erfüllung einer höheren Bestimmung, das Schicksal würde alles Weitere in die Hand nehmen.

Am nächsten Tag schlossen beide ihr Studium mit Auszeichnung ab. Anstatt wie üblich ausgelassen zu feiern, brachte Esther ihn in ein Dorf zwei Autostunden entfernt. Es war ein Weiler am Rand der Wüste, bewohnt von alten einfachen Leuten, die vor dem kargen Leben in der Einsamkeit nicht zurückschreckten. Auf einem Hügel hinter dem Dorf stand eine schlichte kleine Kirche. Esther nahm seine Hand und führte ihn hinein. In einem Erker links vom Eingang befand sich eine schwarze Madonna, die auf einem abgegriffenen Stein thronte.

„Wenn zwei Liebende zu Beginn ihrer Vereinigung diesen Stein berühren, gibt es nichts Böses, das ihnen widerfahren kann.“ Aus ihrer Stimme klang eine so überzeugte archaische Gläubigkeit, dass er tief berührt war.

Gemeinsam legten sie ihre Hände auf den Stein. Und sie spürten, dass ihre Verbindung gottgefällig war. So begann das gemeinsame Leben von Esther und Chris.

Teil 4 – Karriere

Nach seinem exzellenten Abschluss an der Uni erhielt Chambers Angebote von mehreren attraktiven Krankenhäusern, die ihm Möglichkeiten der Spezialisierung unter besten Bedingungen anboten. Nach den harten Jahren des Einsatzes, so schien es, sollte nun ein Leben mit interessanten Herausforderungen, Ansehen und finanziellem Wohlstand beginnen. Es störte Esther auch nicht, dass Christopher die weitaus besseren Angebote erhielt, obwohl sie ihm mit ihrem Abschluss ebenbürtig war. Auch dass er bei allen Überlegungen, die sie gemeinsam besprachen, die eigene Karriere voranstellte, akzeptierte sie ohne Verbitterung. Die ersten Monate waren für das junge Paar das Paradies auf Erden. Sie hatten sich entschlossen Angebote an einer Universitätsklinik in Phoenix anzunehmen. Die Wahl fiel deshalb auf diese Klinik, weil Christopher dort einen der wenigen Ausbildungsplätze für die Spezialisierung zum Facharzt der Neurologie, bei gleichzeitiger Anstellung als Dozent der Universität angeboten bekam. Esther musste sich mit einer Anstellung als Ärztin für Allgemeinmedizin, mit einem unbedeutenden Lehrauftrag an der Schwesternschule, begnügen. Trotzdem stimmte sie zu. Sie wollte ihrem Mann bei seiner Karriere auf keinen Fall im Weg stehen.

Teil 5 – Familie und Heim

Das Krankenhaus stellte ihnen zwar eine Dienstwohnung zur Verfügung, die für Ehepaare recht großzügig dimensioniert und ausgestattet war, doch der Traum der jungen Liebenden war ein kleines Haus mit Garten. Es sollte nicht weit von der Stadt sein, gleichzeitig jedoch in der Abgeschiedenheit, in der sich ihre junge Liebe würde entfalten können. So nützten sie ihre Freizeit dazu, mit dem alten Geländewagen von Christopher in der Umgebung herumzufahren, auf der Suche nach Grundstücken und Immobilien – kleinen Farmhäusern, Lodges, Einfamilienhäusern und ähnlichem. Sie fragten zahllose Farmer, Tankstellenbetreiber und Ladenbesitzer, erkundigten sich in Gemeindeämtern und bei privaten Anwohnern. Nach drei Monaten glaubten sie bereits mit ihrem Projekt gescheitert zu sein. Nach so vielen Stunden des Einsatzes waren sie mutlos geworden, hatten den Glauben an der Realisierbarkeit ihres Vorhabens verloren.

In einer Operationspause brachte Esther es einer befreundeten Kollegin gegenüber auf den Punkt. „Weißt du, Cindy, wir haben so viele Objekte besichtigt, aber immer war irgendetwas, das uns den Kauf unmöglich gemacht hat. Es waren nicht nur Details, die die Lebensqualität eingeschränkt hätten, sondern echte Hinderungsgründe, lärmige Nachbarn, Umweltbelastungen in der Umgebung, zu weit weg vom Arbeitsplatz oder ähnliches. Es gibt einfach bestimmte Kriterien, bei denen wir keine Abstriche machen können, ohne unseren Traum zu verraten. Und das wollen wir nicht, dann doch lieber die Dienstwohnung. Die ist wenigsten billig und praktisch.“

„Beschreib mir dein Traumhaus, dann kann ich meinen Onkel fragen, der betreibt so nebenbei einen halbprofessionellen Maklerservice.“

Esther runzelte die Stirn, als sie Makler hörte. Christopher und sie hatten beschlossen, sich selbst umzuschauen. Eine Eigenschaft, die sie beide Maklern zuzuschreiben pflegten, war, dass diese trotz genauer Wunschlisten, ihren Klienten völlig davon abweichende Ob-

jekte zur Besichtigung anboten und dann penetrant aufdringlich danach strebten, zum Abschluss zu kommen. Doch da sie ihre Freundin nicht vor den Kopf stoßen wollte und auch den Wunsch empfand, ihren Traum erneut zu durchleben, begann sie ihre Schilderung.

„Unser Geschmack ist ganz simpel und gerade deswegen wahrscheinlich so schwierig zu realisieren. Wir wollen ein Grundstück in freier Natur. Es muss nicht allzu groß sein. Wichtig ist allerdings, dass es keine Nachbarn in Hör-, Sicht- oder Geruchsweite gibt. Ich möchte einen Gemüse- und Kräutergarten anlegen, um immer frische Zutaten für meine Küchenkreationen zu haben. Ein paar alte Schatten spendende Pflanzen wären mein Traum, sind aber keine Bedingung. Das Haus selbst, falls vorhanden, sollte einen ausreichend großen Wohnbereich, drei Schlafzimmer, zwei Badezimmer und die entsprechenden Nebenräume haben. Und natürlich die Küche. Ich möchte eine großzügige Küche mit Essbereich und genügend Platz für all das Zeug, das eine gute Köchin braucht. Weißt du, nach fünf Jahren Fast Food und Kantinenessen, möchte ich mich als Meisterin der Kochkunst profilieren. Außerdem halten wir viel von gesunder Ernährung – gesund und wohlschmeckend. Ja, und Chris braucht einen Weinkeller mit Erdboden. Er hat entschieden, dass er einen Teil seines Gehalts in guten Weinen anlegen will. Seit wir in einem italienischen Gourmetrestaurant eingeladen waren, schwärmt er für italienische Weine. Wenn wir ein geeignetes Grundstück finden, sind wir auch bereit das Haus selbst zu bauen. Ja, ich glaube das war's. Was hast du anzubieten?“ Mit ihrem herzlichen Lächeln entschärfte sie die zuletzt vorgebrachte Forderung.

„Ich fürchte, du hast mich soeben mit deiner Vorstellung vom Landleben infiziert. Jetzt weiß ich erst, unter welch erbärmlichen Lebensumständen ich mein Dasein friste. Ich glaube, ich schaue mir die Angebote meines Onkels zuerst an. Und wenn so etwas dabei ist, schlag ich selbst zu. Aber jetzt lade ich dich zur Feier des Tages auf ein Glas Wein in der Kantine ein – echten kalifornischen.“ Ausgelassen lachten sie über die Vorstellung, zwischen zwei Operationen in

der Kantine Wein zu trinken. Und doch spürten beide den Wunsch nach einem Leben in sich, das mehr spontane Ausgelassenheit und weniger Verantwortung und ständige Abrufbarkeit erforderte. Als Ausgleich vereinbarten sie, falls der Onkel etwas anzubieten hätte, dieses Objekt gemeinsam zu besichtigen. Und sie besiegelten ihren Pakt mit einem Glas Perrier.

Nach zwei Tagen erhielt Esther spätabends einen Anruf von Cindy, die ungewöhnlich aufgeregter klang.

„Du, ich glaube ich bin fündig geworden. Mein Onkel scheint tatsächlich etwas für dich zu haben. Er hat mir von einem ‚verrückten‘ Schriftsteller erzählt, der seit fast dreißig Jahren ein Haus in der Nähe besitzt, das er sich als Hideaway zum Schreiben eingerichtet hat. Doch wie es scheint, kommt er selten dazu es zu benutzen, da er in Wirklichkeit ein richtiger Großstadtmensch ist und sich die meiste Zeit in New York oder Miami aufhält. Wenn du willst, können wir es morgen Vormittag besichtigen.“

Esther glaubte ihren Ohren nicht zu trauen. Sollte es ihr Traumhaus tatsächlich geben? „Cindy, das klingt phantastisch. Nur, Chris ist noch in der Klinik und ich weiß nicht, ob er morgen Vormittag frei hat.“

Die Freundin klang eingeschnappt. „Wozu brauchst du Chris? Wir haben doch vereinbart, dass wir beide die erste Besichtigung machen.“

Esther wusste, dass ihre Freundin es nicht so meinte, doch schien ihr das Ritual des gemeinsamen Entdeckens viel zu bedeuten. „Du hast recht, das war unsere Vereinbarung. Dann sag ich ihm am besten gar nichts. Wenn es ein Flop wird, ist er nicht enttäuscht, und wenn nicht, kann ich ihn damit überraschen.“

„Also abgemacht, ich gebe meinem Onkel gleich Bescheid. Aber hör mal, das wollte ich dir schon längst sagen. Ich weiß, wie sehr du Chris liebst und ich weiß auch, dass er dich liebt, aber die Art, wie du dich für ihn zurücknimmst, scheint mir doch übertrieben. Es

kommt mir so vor, als würdest du in eurer Beziehung überhaupt nicht zählen. Warum denkst du nicht auch einmal zuerst an dich?“

„Es ist, ich liebe ihn so. Er ist mein Ein und Alles. Ich kann mir ein Leben ohne ihn einfach nicht vorstellen. Kannst du das verstehen?“

„Du weißt, wie sehr ich dich schätze und wie gern ich dich habe. Deshalb nehme ich mir heraus, mich in dein Privatleben einzumischen. Nein, ich kann das nicht verstehen. Und wenn Liebe so aussieht, bin ich froh, dass ich bislang davon verschont geblieben bin.“ Ihr befreiendes Lachen relativierte ihre Worte. „Nimm es mir nicht übel. Wahrscheinlich bin ich nur eine frustrierte alte Jungfer, die auf euer Glück eifersüchtig ist. Also dann, wir sehen uns morgen früh.“

Kaum hatten sie aufgelegt, begann Esther über das Gehörte nachzudenken. Cindy hatte in einigen Punkten recht. Sie hatte die Eigenschaft, sich für ihren Mann hundertprozentig einzusetzen. Das war etwas, das sie von Chris nicht erwarten konnte. Für ihn war es immer selbstverständlich gewesen, zuerst an sich zu denken. Sein Bevorzugtwerden war für ihn in ihrer Partnerschaft nie ein Thema gewesen. Sie hatte es bisher auch nie als Einschränkung empfunden. So blieb trotz der elektrisierenden Vorstellung, nun doch noch fündig geworden zu sein, ein unangenehmer Beigeschmack, der ihre Freude trübte.

Doch schon am nächsten Morgen war alles wieder im Lot. Chris hatte das Appartement früh am Morgen verlassen. Er hatte Bereitschaftsdienst und würde erst gegen Abend wieder zu Hause sein. Esther saß gerade bei einer Tasse Kaffee und las die Morgenzeitung, als das Telefon klingelte.

„Es wird ernst, in zehn Minuten bin ich bei dir“ und schon war die Leitung tot.

Esther trank aus, zog sich alte Jeans an und fasste ihre Haare mit einem Band zusammen. „Ganz das Wilderness-Girl“, dachte sie. Und tatsächlich auf die Minute pünktlich läutete die Glocke.

„Brauchen wir eine Schrotflinte, ein Buschmesser oder schweres Gerät für die Besichtigung?“ scherzte Esther, als sie ihre Freundin in die Wohnung ließ.

„Ist alles in meinem Wagen, Honey. Ich schlage vor, wir brechen gleich auf. Je eher wir die Sache unter Dach und Fach bekommen, desto früher wirst du Hausbesitzerin.“

„Langsam, langsam, du benimmst dich ja wie die Makler in meinen schlimmsten Albträumen.“ Esther lachte und umarmte ihre Freundin. „Aber wenn du keinen Kaffee willst, ich bin zum Aufbruch bereit.“

„Wer möchte schon einen Kaffee, wenn es gilt Grundstücke und Häuser zu erwerben, Land urbar zu machen, sein Leben auf den Kopf zu stellen!“, scherzte Cindy. Esther war froh, ihre Freundin so gut gelaunt zu sehen. Sie hatte insgeheim befürchtet, dass die Vorbehalte vom Vortag ihre Beziehung getrübt haben könnten. Doch nun, so schien ihr, war wieder alles beim Alten.

Der Weg zum verheißungsvollen Haus war überraschend unkompliziert. Sie waren die Interstate etwa zwölf Meilen Richtung Süden gefahren, als Cindy in eine kleine Nebenstraße abbog. Esther war enttäuscht, wie sollte so nah bei der Großstadt ein Stück Land zu finden sein, das ihren Vorstellungen entsprach. Doch sie täuschte sich, es war ein kleines Stück vom Garten Eden, das sie vorfinden würden.

Nach weiteren drei Meilen zweigte von der Seitenstraße eine kleine unbefestigte Schotterstraße ab, die durch die zerklüfteten Vorberge am Rande der Wüste führte. Dort öffnete sich zwischen zwei Hügeln ein kleiner Canyon, der sich bald zu einer Talsohle in Größe von etwa zwei Hektar erweiterte. Nach vorne zur Wüste hin zog sich die Landschaft etwas zusammen. Überall fanden sich gigantische Felsblöcke, Findlinge, wie von Riesenhand verstreut. Aus wasserhaltigen Felssenen, die den Frühlingsregen speicherten, speisten unterirdische Quellen eine schmale Oase, umgeben von Bäumen mit breiten Blättern. Das Tal erstrahlte in sattem Grün. Nahe dem Talausgang

spendete die riesige Krone einer uralten Arizonaeiche ausgiebig Schatten. Die Talöffnung gab den Blick auf eine Wüstenlandschaft frei, die nur spärlich von Gesträuch bewachsen war. In der Ferne erhoben sich ausgedörrte Berge.

Nahe der Eiche stand das Haus. Es war ein gleichzeitig archaisch und modern wirkender Bau, eine Mischung zwischen Bauhaus und Pueblo, ganz aus gebrannten Ziegeln gefertigt, bestechend durch seine Einfachheit. So schlicht das Haus von außen wirkte, so großzügig präsentierte es sich innen. Der Erbauer des Hauses hatte wahrlich nicht mit Geld gespart. Die Mischung von Stil, Qualität, Funktionalität, Technologie und futuristischem Baudesign ließ sich einfach zusammenfassen – Wohn- und Lebensqualität. Cindy stürzte von einem Begeisterungsausbruch in den nächsten.

„Gütiger Gott, Esther, schau dir nur dieses Studio an! Chris wird begeistert sein.“ Esther freute sich, dass auch ihre Freundin in der Lage war, Chris in ihre Begeisterung mit einzubeziehen.

Cindys Onkel erwies sich als überaus zuvorkommender, geduldiger, älterer Herr, der sich formlos als Jack vorstellte und freundlich jede Frage beantwortete, ohne von sich aus auf die Vorzüge des Verkaufsobjektes hinzuweisen oder in irgendeiner Weise auf sie Druck auszuüben. Darüber hinaus hatte er etwas an sich, das ihn für Esther einfach sympathisch machte.

„Das ist nun wirklich ein Haus nach meinem Geschmack“, lenkte sie auf die Frage nach dem konkreten Erwerb. „Ich fürchte nur, dass so ein Objekt unsere finanziellen Möglichkeiten bei weitem überschreitet.“ Mit einem bedauernden Lächeln sah sie den Makler fragend an. Jack blieb gelassen freundlich und antwortete mit ruhiger Stimme.

„Nun ich weiß natürlich nicht, wie es um Ihre finanzielle Situation bestellt ist, aber ich kann Ihnen versichern, dass der Besitzer einen lächerlich geringen Verkaufserlös erwartet. Er ist einerseits, nach eigenen Worten, überzeugt, dass es für ein solches Objekt nur eine winzig kleine Interessentengruppe gibt, Aussteiger, Künstler, ,schrä-

ge Vögel', Menschen mit beschränkten Mitteln. Andererseits ist es ihm ein Anliegen, Interessenten zu finden, die das Objekt auch zu würdigen wissen. Und letztendlich waren für ihn als gutverdienenden Schriftsteller sämtliche Investitionen steuerlich absetzbar, so dass er in keinem Fall finanzielle Einbußen in Kauf nehmen musste.

Um Sie nicht länger auf die Folter zu spannen, der Kaufpreis beträgt 370.000 Dollar. Ich schlage vor, Sie nehmen sich Zeit, um mit Ihrem Mann darüber zu reden und mit ihm eine zweite Besichtigung vorzunehmen. Ich lasse Cindy die Schlüssel da, Sie können sich dann mir ihr arrangieren. Wenn Sie zu einer Entscheidung gekommen sind, geben Sie mir bitte Bescheid.“

Was dann folgte, sollte für sie und Chris die schönste Zeit ihres Lebens werden. Chris war ebenso wie Esther hingerissen von dem Objekt. Kaum war der Kaufvertrag unterschrieben, begann sie damit, sich ein Heim zu schaffen – die persönliche Ausstattung der Räume, die Gestaltung des Gartens und der Umgebung nach ihren Vorstellungen. Esther legte ihre lang ersehnten Gemüsebeete an, Chris schuf sich mit dem Studio seinen idealen Arbeits- und Rückzugsbereich. Er ließ es sich auch nicht nehmen, seinen Weinkeller selbst zu entwerfen und bei den Umbauarbeiten den Handwerkern durch seine persönliche Aufsicht furchtbar auf die Nerven zu gehen. Wenn sie nach der Arbeit in der Klinik noch bis spät in die Nacht gearbeitet hatten, um dann stolz die Fortschritte ihrer Mühen zu betrachten und erschöpft ins Bett zu sinken, waren sie sich so nah, wie Mann und Frau sich nur sein können. Ein Paar, entschlossen sich ein gemeinsames Leben zu schaffen, bereit mit allen Widrigkeiten und Hindernissen fertig zu werden. Füreinander da zu sein, im anderen aufzugehen.

Die Housewarming Party war ein riesiger Erfolg, und doch spürte Esther ein gewisses Unbehagen, als sie ihr Haus stolz vorführte und die Gäste durch die Räume begleitete. Es war ihr, als wäre die Präsentation ihres Heims als Prestigeobjekt ein Verrat an der wunder-

schönen Zeit des Zusammenwachsens. Ganz anders Chris, er war offensichtlich stolz über die Begeisterungsausbrüche der Gäste, die sich gleich zu Hause fühlten und die ganze Infrastruktur der Anlage ungehemmt für sich in Anspruch nahmen.

Als sie endlich wieder allein waren, wollte Esther sich Chris anvertrauen, doch sie merkte an seinem überdrehten Zustand, dass er ihre Empfindungen nicht würde nachvollziehen können.

Er zählte auf, von wem sie alles Gegeneinladungen erhalten hätten und verkündete begeistert, dass nun die Zeit reif sei für ein intensives Sozialleben, mit einem großen Freundeskreis, wechselseitigen Einladungen und ‚high life‘ im großen Stil. Esther graute bei der Vorstellung, dass ihr geliebtes Heim nun für die Öffentlichkeit freigegeben werden sollte, aber sie zog es vor, nicht darauf einzugehen, in der Hoffnung, dass Chris sich wieder auf die Werte ihres Familienlebens besinnen würde.

Teil 6 – Krisenentwicklung

Doch es kam ganz anders. Es war, als ob sie mit dem vorteilhaften Erwerb einen Fluch auf sich geladen hätten. Bewundert von den einen, beneidet von anderen, umworben, vereinnahmt, geschnitten, isoliert, es schien als ob der Besitz der Immobilie all die natürlichen Beziehungen und unkomplizierten Freundschaften, die ihnen ein sicheres soziales Netz geboten hatten, mit einem Mal unmöglich gemacht hätten. Auch Chris hatte sich verändert. Er betrieb ein intensives, aber selektives Sozialleben mit ständigen wechselseitigen Einladungen innerhalb eines ausgewählten Freundeskreises, wobei für Esther nicht mehr Sympathiewerte ausschlaggebend schienen, sondern Berechnung im Hinblick auf Status und Karriere. Als Folge davon, vielleicht aber auch aufgrund des intensiven beruflichen Engagements, – Chris verbrachte immer mehr Zeit in der Klinik, übernahm immer mehr Verpflichtungen und kam fast nur noch früher

nach Hause, wenn er Gäste mitbrachte – gewann seine Position im Krankenhaus an Bedeutung. Es war unverkennbar, wie sehr er dieses Ansehen genoss. Am meisten Sorge bereitete Esther der Umstand, dass er begann, sich eine Fangemeinde im weiblichen Lager aufzubauen. Esther war ihrem Mann noch zu tief verbunden, um sich einzugestehen, dass er zu einem eitlen Gecken geworden war, der seine alten Freunde und Menschen mit Charakter zunehmend abstieß.

Der wirkliche Untergang begann mit einem Kongress in Chicago. Esther hatte Chris vor seiner Abreise freudestrahlend umarmt und ihm verkündete, dass sie bald nicht mehr zu zweit sein würden. Auf seine Reaktion war sie nicht vorbereitet. „Sag nicht, dass du schwanger bist!“ Mit Abscheu in der Stimme und im Ausdruck stieß er sie zurück. „Wie konntest du mir das antun. Ich habe dir vertraut und jetzt das. Ich will kein Kind, und schon gar nicht von dir.“

Noch nie hatte sich Esther so gedemütigt gefühlt wie an diesem Abend vor seiner Abreise. Sie hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen und hemmungslos geweint. Es hieß, Tränen seien heilsam. Für sie traf dies in jener Nacht nicht zu. Ihr war die Lebensgrundlage entzogen worden. Was blieb ihr noch?

Chris hatte seine Abwesenheit mit fadenscheinigen Argumenten immer wieder verlängert. Eines Abends hielt Esther die Einsamkeit in dem großen leeren Haus nicht mehr aus, und sie rief ihn kurz vor Mitternacht an. Er war merklich verunsichert und versuchte sie mit dem Hinweis, dass sie ihn geweckt hätte und er todmüde wäre, auf den nächsten Tag zu vertrösten. „Wer ist das, Darling? Komm wieder ins Bett!“ Die schrille, vulgäre Frauenstimme war deutlich im Hintergrund zu vernehmen.

Esther wurde schwarz vor den Augen. „Bist du nicht allein, Chris?“, fragte sie verzweifelt, in der Hoffnung, es ließ sich alles noch aufklären, und ihre Sinne hätten ihr einen Streich gespielt.“ „Wir sprechen morgen!“, entgegnete er erbst und hängte auf.

Seit jenem Abend war es zwischen den beiden nicht mehr wie vorher. Esther ahnte, dass sie aus dem Paradies vertrieben worden war. Sie suchte das Gespräch, doch Chris warf ihr nur krankhafte Eifersucht und Unterdrückung vor. „Wie soll ich in meinem Beruf Höchstleistungen bringen, wenn du mir ständig Druck machst. Ich brauche Kontakte nach außen. Ich muss mich unter intelligenten und interessanten Menschen aufhalten, als geistige Anregung. Du bist ja intellektuell nicht gerade eine Leuchte.“ Esther nahm jede Gemeinschaft in Kauf – um der alten Zeiten willen.

Sie schluckte alle Verletzungen und versuchte, weiter sanft auf ihn einzuwirken, obwohl sie wusste, dass ihr Traum ausgeträumt war. In tieferem Wissen, dass nichts jemals Bestand hatte, taufte sie ihr Anwesen in ‚Paradise Lost‘ um. Und sie versuchte ihre verlorenen Träume loszulassen, um ihren Mann nicht noch mehr zu belasten.

Sie hatten gelernt sich zu arrangieren. Es war ein abgestumpftes Nebeneinander. Esther versuchte alles zu vermeiden, wodurch sie sich seinen Zorn hätte zuziehen können, und Chris nahm sie immer weniger wahr. Sie war für ihn nur noch Inventar. Manchmal schämte er sich in seinem Freundeskreis wegen ihrer einfachen bescheidenen Art und er fragte sich, wie er so dumm hatte sein können, eine so unbedarfte Frau zu heiraten.

Eines Tages, als Esther dabei war seine Kleider zu ordnen, fand sie einen Brief voll intimer Anspielungen, in dem eine Kollegin aus Chicago ihre Vorfreude über das baldige Wiedersehen bei einem Workshop in Salt Lake City mitteilte. Als sie Chris damit konfrontierte, wurde er wütend.

„So weit ist es zwischen uns also schon gekommen. Du spionierst mir nach. Solche Bespitzelungsmethoden passen besser in deine alte Heimat als in unser freies Land.“

Esther war tief betroffen vom Hass in seinen Augen. Sie hätte niemals gedacht, dass er so weit gehen würde, ihre Herkunft gegen sie zu verwenden.

„Wenn jemals ein Wort zwischen uns ehrlich war und eine Zärtlichkeit unverstellt und echt, dann bitte ich dich um eines, fahr nicht nach Salt Lake City.“ Esther konnte sich selbst nicht erklären, warum sie diesen Wunsch aussprach. Vielleicht wollte sie nur ein kleines Zeichen, wenn nicht von Liebe, dann doch wenigstens von Respekt.

Zu ihrer Überraschung willigte er ein, und nährte so die Hoffnung, dass ihre Beziehung doch nicht verloren sei. Doch schon wenige Tage später kam er abends nach Hause und teilte ihr entschieden mit, dass er zu dem Workshop nach Salt Lake müsse.

„Wann fährst du ab?“ Sie bemühte sich, ihre Stimme von Anklage und Resignation freizuhalten.

„Morgen früh“, entgegnete er trotzig und wütend darüber, dass sie seinen Wortbruch so einfach hinnahm.

„Gute Reise, mein Liebster.“ Mit diesen Worten zog sie sich zurück.

Teil 7 – Zusammenbruch

Am nächsten Tag brach er früh auf. Mit der rücksichtsvollen Ausrede seine Frau nicht wecken zu wollen, unterließ er es, sich von ihr zu verabschieden. Er fuhr zur Universitätsklinik und parkte seinen Wagen in der Tiefgarage. Von dort nahm er ein Taxi zum Bahnhof.

Etwa zwanzig Meilen nach Phoenix macht die Bahnlinie eine leichte Rechtskurve, die der Zug üblicherweise mit großer Geschwindigkeit durchfährt, die aber aufgrund der dadurch auftretenden Fliehkräfte bei den Reisenden berüchtigt ist.

Kurz vor der Kurve betätigte Lockführer Tim Brailey das Horn. Er spürte, wie die schwere Diesellok durch die beginnende Krümmung der Schienen nach außen gedrückt wurde und gab jetzt noch mehr Schub, um die Maschine aus der Kurve heraus voll zu beschleunigen.

Am Ende der Kurve bot sich ihm das Bild, das der Albtraum jedes Lockführers ist, und von dem er stets gehofft hatte, dass es ihm er-

spart bleiben würde. Er wusste, dass in diesem Moment seine schlimmsten Befürchtungen Wirklichkeit geworden waren. Dieser Anblick würde in seiner Erinnerung haften bleiben, solange er lebte. Kurz nach der Kurve, dort, wo die lange Gerade begann, lag mitten auf den Geleisen eine junge Frau. Tim konnte nicht erkennen, ob sie bewusstlos oder nur tief entspannt war. Was er in diesem Augenblick wahrnahm, war das weiße Kleid mit den Rüschen und der völlig wehrlose unschuldige Ausdruck im Gesicht der Frau, deren Hals auf dem rechten Gleis auflag, so dass ihr Kopf nach hinten weg hing.

Die Szene weckte in ihm Erinnerungen an ein Bild in der Gemäldegalerie, das er einst als Kind staunend betrachtet hatte und eine junge Frau zeigte, die auf einem Altar geopfert werden sollte. Während all diese Gedanken durch seinen Kopf schossen, betätigte er automatisch die Notbremse. Er wusste, dass dies nur ein formaler Akt war. Der Zug würde mindestens dreihundert Meter benötigen, um zum Stillstand zu kommen. Tims Wahrnehmung hatte sich längst auf die Ausnahmesituation eingestellt. Was er nun erlebte, war eine Sequenz aus einzelnen Bildern, jedes einzelne unlöslich in seine Erinnerung eingebrennt. Wie in Zeitlupe bewegte sich das achtundsiebzig Tonnen schwere Ungetüm aus Stahl auf die zarte Gestalt zu.

Aus irgendeinem unerfindlichen Grund versuchte er im letzten Moment ein Lebenszeichen der nun bereits fast unter der Lok liegenden zu erkennen. Einen Blick, der sagte, „Das ist meine Geschichte, dich trifft keine Schuld.“ Dann waren sie darüber hinweg. Tim wusste, was sich zwischen den Gleisen unter den Rädern abspielte. Er hatte sich im Rahmen seiner Ausbildung auch mit solchen Szenarien auseinandersetzen müssen. Er wusste auch, was ihn erwartete, wenn der Zug zum Stillstand gekommen war. Der Kopf würde abgetrennt sein, entweder als Ganzes zur Seite geschleudert oder durch die nachfolgenden Waggons in kleinste Teile zerfetzt, wie der Rest des Körpers auch. Trotz des schweren Schockzustandes, der sich in ihm breit machte, griff er nach seinem Funktelefon und machte Meldung.

Chris saß im Speisewagen beim Frühstück. Auch er kannte die Stelle, wo der Zug mit hoher Geschwindigkeit in die Rechtskurve fuhr, deshalb schenkte er sich nur wenig Kaffee ein, um ein Überschwappen zu vermeiden. Während er Butter auf seinen Toast strich, dachte er in geiler Vorfreude an Beatrice, die in Salt Lake City im Hotel auf ihn warten würde. Die Tagung war nur ein Vorwand. Diese Frau saß ihm einfach im Blut. Es hatte nichts mit Liebe oder Gefühlen zu tun, sie war wie eine Naturgewalt, der man sich nicht entziehen konnte. Der einzige Wermutstropfen war, dass Esther wusste, was er vorhatte.

Sie wusste, dass es keine Tagung gab und sie wusste, dass er die nächsten fünf Tage in den Armen einer anderen Frau im Bett verbringen würde. Und was ihn am meisten störte, war, dass er sich ihrer Kenntnis bewusst war. Es war nicht etwa sein Gewissen, das sich regte, er empfand vielmehr so etwas wie Empörung, dass es ihm nicht zustünde, sich einen kleinen Seitensprung zu gönnen, ohne dass seine Frau ihm das zum Vorwurf machte. Sorgfältig setzte er sein Messer an der Schale des weich gekochten Eis an, um die ‚Kappe‘ abzuheben und während er die Klinge sanft durch das Ei zog, spürte er an der Wirkung der Fliehkraft, dass der Zug in die Kurve raste. Er neigte seinen Körper leicht gegen die auftretenden Kräfte, als ein Ruck durch die Waggons ging.

Durch die Notbremsung wurden die Passagiere unvermittelt nach vorne katapultiert und ungesicherte Gepäckstücke flogen durch die Abteile. Chris, der in Fahrtrichtung saß wurde mit großer Wucht nach vorne geschleudert und dann vom Tisch aufgefangen, wobei er sich mehrere Rippen brach. Erst nach einigen hundert Metern kam der Zug zum Stehen. Aus dem Fenster des Speisewagens sah Chris den Maschinisten nach hinten laufen. Bei seinem Anblick wusste er, den Ausdruck des Grauens im Gesicht dieses Mannes würde er nie wieder loswerden.

Von einer unbestimmten Ahnung getrieben, verließ Chris den Zug und folgte dem Lokführer. Der Bahndamm war übersät mit zerfetz-

ten Körperteilen und je weiter Chris lief, desto mehr setzten sich in seinem Kopf die kleinsten wahrgenommen Einzelheiten zu einem vollständigen Bild zusammen. Muster auf den Kleidungsstücken, ein einzelner Schuh, Knöpfe auf einem Stück Stoff, noch bevor er vor dem völlig unversehrten abgetrennten Kopf seiner Frau stand, hatte er sie längst als das Opfer identifiziert, als sein Opfer. Kein Freitod – ein in den Tod getrieben worden sein.

Und plötzlich lief ihre gemeinsame Zeit wie ein Film vor ihm ab. Das erste Treffen, ihre Frage „Darf ich?“, ihre naive Gläubigkeit an das gemeinsame Glück, wenn sie nur den Stein in der Kapelle berühren würden, die Freude in ihren Augen, als sie ihm das Haus zeigte und ihm ‚sein‘ Studio präsentierte, der verzweifelte Blick, als sie ihn zur Rede stellte, der hoffnungsvolle und zugleich flehende Blick, als sie ihn bat, nicht zu fahren, zuletzt das ausdrucksleere Gesicht, wo dichte Schleier den Zugang zur Seele verdeckt hielten. In diesem Augenblick spürte er den Schmerz, den sie empfunden haben mochte, tausendfach verstärkt und er wusste, dass er ihn verdient hatte. Ein unerträgliches Brennen durchdrang seinen Brustkorb, schnürte ihn ein, raubte ihm den Atem und den Verstand.

Er irrte über den Bahndamm, glaubte unter den zerfetzten Überresten winzigste Teile der ungeborenen Frucht zu erkennen, war sich seiner Tat bewusst, aber seiner Sinne nicht mehr mächtig. Noch bevor die ersten Rettungskräfte eintrafen, hatte er sich zur nahe gelegenen Straße durchgeschlagen.

Wie er nach Hause gelangt war, konnte er nicht sagen. Auf jeden Fall hatte er es irgendwie zur Garage geschafft, dort den Wagen genommen, um nach Hause zu fahren. Im Wahn, seinen Schmerz lindern zu können, indem er alle äußeren Erinnerungen zerstörte, legte er Feuer an das Haus. Es war ein drückend heißer Tag mit aufkommenden Winden aus der Wüste. Innerhalb kürzester Zeit stand das ganze Anwesen in Flammen. Der Wind fachte die Glut zusätzlich an. Durch immer neuen Funkenregen breitete sich der Brand im ganzen

Tal aus. Zuletzt stand die alte Arizonaeiche in Flammen. Die Zerstörung war vollkommen. Als die Feuerwehr eintraf und Chris verzweifelt versuchte die Männer an ihrer Arbeit zu hindern, wurde er gewaltsam vom Brandort entfernt und in die psychiatrische Abteilung des Krankenhauses eingeliefert.

Teil 8 – Aufbruch

Es war eine lange Phase der Rekonvaleszenz, die niemals zur völligen Gesundheit führte. Chambers kehrte Phoenix den Rücken und zog in die junge Wüstenstadt in Sonora. Er beendete auch seine Tätigkeit an der Neurologie und wechselte zur Gerichtsmedizin. Der Tod wurde von nun ab sein ständiger Begleiter. Zum ersten Mal in seinem Leben, wendete er seine Gedanken den essenziellen Fragen des Lebens zu und entschied, dass es an der Zeit wäre, sich auf die Suche nach seinem Gott zu machen.

Cyd war tief bewegt. Erst McBride und jetzt Chambers. Warum hatte sie nie das Bedürfnis gespürt, sich auf die Suche nach ihrem Gott zu machen. Warum hatte sie die Frage nach dem Jenseits immer vermieden. War es ihre Oberflächlichkeit oder die Angst vor der Antwort? Solange sie sich erinnern konnte, hatte sie immer nur nach Einfluss, Anerkennung und beruflichem Erfolg gestrebt. Wozu? Was hatte es ihr gebracht? War dies der richtige Zeitpunkt, den entscheidenden Schritt zu wagen? Aufzubrechen, sich auf den Weg zu machen? Cyd wusste es nicht. Sie war verwirrt, aus dem Gleichgewicht, vom Kurs abgekommen. Alles, was sie empfand, war Leere, sonst nichts.

Als Cyd mit Ian an ihrem Schreibtisch im Redaktionsraum Platz nahm, wurde ihr schmerzhaft bewusst, dass die Geschichte, an der

sie die letzten Monate gearbeitet, ja für die sie gelebt hatte, sich dem Ende zuneigte. Die Erlebnisse hatten sie so tief geprägt, dass ihr die Vorstellung unerträglich war, sich nun wieder mit den üblichen Themen und Routinearbeiten am Sender zu beschäftigen. Der Raum mit den unterschiedlichen Arbeitsplätzen, wo überall hektische Betriebsamkeit herrschte, das Klappern der Tastaturen, die Geräusche von verschiedenen elektronischen Geräten und der Klimaanlage, die Atmosphäre von engagierter Aktivität kam ihr mit einem Mal inhaltsleer und sinnentfremdet vor. Sie musste an Ruth denken, an den leeren Blick von Chambers nach seiner Festnahme. Dann fiel ihr Blick auf Ian. Auch er schien mit seinen Gedanken weit weg.

Werden wir jemals all die unbegreiflichen Dinge verstehen, die wir erlebt haben?, dachte sie. Im Bemühen Ian ihre Verwirrung nicht zu zeigen, übernahm sie die Rolle der Gastgeberin.

„Was kann ich dir anbieten?“, fragte sie mit gespielt lässiger Stimme und öffnete den kleinen Kühlschrank unter ihrem Schreibtisch. „Whisky und Buttermilch habe ich hier. Für andere Wünsche müssen wir in die Kantine gehen.“

An Ians abwesenden Blick merkte sie, dass er mit seinen Gedanken ganz woanders weilte. Sie spürte, dass dies nicht der Moment für aufgesetzte Nonchalance war und wurde wieder ernst.

„Was ist mit uns geschehen? Was ist überhaupt geschehen? Warum und wozu? Gehören wir noch dazu? Sag es mir, Ian.“

Ian fuhr hoch und lächelte sie zerstreut an. „Ich weiß es nicht, Cyd. Ich weiß momentan gar nichts mehr. Aber – sein Blick wurde wieder geerdet – einen Drink nehme ich gern.“

Cyd füllte zwei Gläser und lehnte sich in ihrem Stuhl zurück. „Weißt du, ich glaube, das schlimmste für Chambers war die Vorstellung, dass die Schönheit seiner Frau unwiederbringlich verloren gegangen sein sollte. Er hatte ja nicht einmal mehr ein Bild von ihr. Und selbst wenn er sich im Traum an sie erinnerte, wurde er durch die grauenhaften Visionen von Tod und Verwesung geplagt.“

Sie konnte nicht verhindern, dass ihre Augen bei der Vorstellung feucht wurden, was ein Liebender empfinden musste, wenn er über keinerlei Abbild seiner geliebten, verstorbenen Frau verfügte.

„Ich würde ihm so gerne helfen.“ Ihre Stimme klang jetzt kindlich trotzig. „Ich glaube, das brauche ich auch für mich selbst, um die Geschichte aufarbeiten zu können. Es muss sich doch irgendwo, vielleicht in irgendeiner Behörde, ein Bild von ihr finden lassen.“

„Das ist nicht der Punkt“ sagte Ian mit ruhiger, eindringlicher Stimme. „Es geht nicht um irgendein Bild. Chambers ist besessen von der Vorstellung der alten Ägypter, dass ein Fortleben nach dem Tode einen unversehrten Körper, sozusagen das Abbild des Körpers als Teil der Seele benötigt.“

Für die alten Ägypter war Ka viel mehr als nur das Abbild eines Menschen, es war Geist, Persönlichkeit, Astralleib, ja der Lebensodem, der den Menschen selbst im Tod überlebt und ihm auch im Jenseits Lebenskraft verleiht. Eine Portraitaufnahme von einem Antragsformular für einen Reisepass ist dafür nicht geeignet.“

Cyd sah ihn ratlos und gleichzeitig vertrauensvoll an, als wollte sie sagen Du bist doch Experte für solche Fragen, zeig mir die Lösung.

Ian spürte die Erwartung in ihrem Blick und gleichzeitig warnte ihn eine innere Stimme davor, sich weiter auf das Thema einzulassen. Doch schließlich war sein Wunsch, sie zufrieden zu stellen größer als seine Bedenken.

„Es gibt allerdings eine anthropologische Methode, das Aussehen eines Gesichtes auf der Grundlage des Schädels nachzubilden. Gerasimov, ein Russe, war der erste, der eine wissenschaftliche Methode für die plastische Rekonstruktion des menschlichen Kopfes entwickelt hat. Seit jenen Zeiten hat es enorme Fortschritte gegeben. Es ist mit Hilfe moderner, digitaler Techniken tatsächlich möglich ein Antlitz wieder entstehen zu lassen.“

„Heißt das etwa, es genügt der Schädel einer Person, um die naturgetreue Nachbildung eines Kopfes herstellen zu können?“ Ein ungläubiger Unterton klang in Cyds Frage mit.

„Genau das heißt es“ sagte Ian mit Überzeugung. „Ich habe selbst verblüffende Resultate gesehen.“

„Das bedeutet, wir müssen den Schädel von Chambers Frau aus dem Grab entnehmen.“ Cyds Stimme ließ keinen Moment des Zögerns erkennen.

„Das meinst du doch wohl nicht im Ernst“, entgegnete Conrad ungläubig und schüttelte den Kopf.

„Es war mir noch nie in meinem Leben so ernst wie jetzt“, sagte sie und er merkte an ihrem Ton und dem entschlossenen Blick, dass sie für Chambers offenbar bereit war, sich auf das wahnwitzige Abenteuer einer Grabschändung einzulassen.

In diesem Augenblick erkannte er, wie viel sie ihm bedeutete. „Bitte hör mir zu, Cyd, dein Plan ist absoluter Irrsinn. Wir leben nicht mehr im Mittelalter, wo sich die Quacksalber und Leichenfledderer ihr Material auf den Friedhöfen besorgt haben. Hast du eine Vorstellung davon, was uns erwartet, wenn wir dieses Grab öffnen?“ Doch Cyd hatte ihre Entscheidung bereits getroffen.

„Tut mir leid, Ian, ich muss es tun. Wenn du mir beistehen willst, nehme ich deine Hilfe gerne an. Wenn du nichts damit zu tun haben möchtest, kann ich das verstehen, doch dann stell dich bitte nicht gegen mich.“

Ian erkannte, wie tief die Bindung zwischen ihm und dieser Frau ausgeprägt war, wie wichtig sie für ihn war, wie sehr er sie begehrte. Er hatte noch nie einen Menschen getroffen, der so widersprüchlich war, so willensstark und gleichzeitig so verletzlich. Die Vorstellung, dass sie so plötzlich und unerwartet, wie sie in sein Leben getreten war, wieder verschwinden könnte, war ihm unerträglich. Er dachte an die langen einsamen Abende, wenn er in sein leeres Haus zurückkam, an all die bedeutungslosen Affären mit reizvollen, aber ungeliebten Frauen, an den schalen Nachgeschmack, der jedes Mal zurückblieb, wenn man sich am Morgen danach trennte. Er wusste, was er riskierte, aber er fühlte auch, dass der mögliche Preis dieses Risiko

wert war. „Okay, ich mach mit. Aber ich tu es nicht für Chambers, ich tu es für dich.“

Schmerzhaft wurde Cyd bewusst, wie leichtfertig sie mit den tiefen und echten Gefühlen dieses Mannes immer umgegangen war. Und es war ihr nicht wohl bei der Vorstellung, seine Hilfe anzunehmen.

Der San Sabata Friedhof befand sich einige Meilen außerhalb der Stadt auf dem Weg in die Berge. An der Grenze zur Sonora Wüste einsam gelegen, stach seine reiche Vegetation und vielfältige Pflanzenpracht, gespeist durch unterirdische Quellen und künstliche Bewässerung, sogleich ins Auge. Das Verwaltungsgebäude, die Einsegnungshalle und die Kapelle sowie einige Nebengebäude mit Geräten für die Pflege der Anlage, befanden sich auf dem Gelände eines aufgelassenen Klosters. Der Bau war vor Jahrhunderten von spanischen Jesuiten mitten in die karge Landschaft gesetzt worden. Die Ordensbrüder mussten gespürt haben, dass es ein Ort von besonderer spiritueller Kraft war, als sie sich dort niederließen. Später entdeckten sie, dass sie ein Gebiet in Besitz genommen hatten, das vor ihnen schon von den ansässigen Indianern als 'Burial Grounds' in Verwendung gewesen war. Nachdem das Kloster immer wieder von dem Stamm angegriffen worden war, bauten die Padres es zu einer wehrhaften Anlage aus. Es war ein Ort, der viele Kämpfe erlebt hatte, der Boden vom Blut beider Seiten durchtränkt. Was den Indianern nicht gelungen war, schaffte schließlich eine mehrjährige Dürreperiode in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Vertrocknete Brunnen, Feuersbrünste, zunehmende Desertifikation und Verlust an nutzbarem Land. Dazu kamen erneut aufflammende, schwere Indianeraufstände und Überfälle von marodierenden Desperados im Schatten des Amerikanischen Bürgerkrieges.

Als die Stadt zu Beginn des 21. Jahrhunderts in der jetzigen Form angelegt worden war, hatte ein Bestattungsinstitut das Gelände billig erworben und als Friedhof für die wohlhabenden Städter ausgebaut.

Die Klosteranlage wurde zum Teil geschliffen, zum Teil in moderne Bauwerke umgebaut. Als einziges Gebäude im Originalzustand war die alte Kirche restauriert worden – aus Respekt vor den Toten, vielleicht aber auch aus Gründen der Publicity. Der Friedhof entwickelte sich jedenfalls zu einer begehrten letzten Ruhestätte der oberen Zehntausend. Auch Chambers hatte hier eine Gruft erworben und den Sarkophag seiner Frau überstellen lassen.

Ian und Cyd waren über die Friedhofsmauer geklettert. Sie führten ein Brecheisen, eine flache Eisenstange und einen Rucksack mit weiterem Werkzeug mit sich. Ian hielt eine Stablampe in der Hand.

Es war eine stürmische Nacht, und der Mond spendete gerade genug Licht, um sich ohne Taschenlampen zurechtfinden zu können. Die Weiden und Zypressen bewegten sich im Wind wie eine Tanzgesellschaft auf ihrem letzten Fest. Dunkle Wolken jagten über den Nachthimmel und lieferten ein makabres Wechselspiel von fahlem Licht und dämonenhaften Schatten. Der Sturm fing sich in den Grüften und Grabsteinen mit heulenden und pfeifenden Geräuschen. Die gespenstische Atmosphäre löste in Ian und Cyd seltsame Sinnesindrücke aus und beide glaubten mehrfach, verfolgt zu werden.

„Pst, ganz ruhig, hinter uns kommt jemand.“ Cyd hielt an und packte Ian am Arm.

„Das ist nur Einbildung, hier ist niemand.“ Ian versuchte seiner Stimme einen festen Klang zu geben. Tatsächlich hatte auch er den Eindruck, dass schemenhaft Gestalten hinter ihnen her waren. Seit dem Eindringen in das Totenreich fühlte er sich beobachtet. Er sah auf den Plan, den er sich bereits Tage zuvor besorgt hatte und versuchte sich zu orientieren. „Wir müssen den nächsten Weg links abbiegen.“ Wieder blickte er über die Schulter und glaubte eine Gestalt zu erkennen, die plötzlich erstarrte. Sie beschleunigten jetzt ihre Schritte, im Wunsch, die Aktion rasch zu Ende zu bringen. Der Weg stimmte, nun sollte es die dreizehnte Gruft auf der rechten Seite sein.

"Meiner geliebten Frau Esther Chambers, unvergessen in ewiger Verbundenheit" stand auf einer Steinplatte neben dem kunstvoll ge-

schmiedeten Zugang zur Gruft. Ein schreckliches Heulen erklang hinter ihnen. Sie zuckten zusammen und drehten sich gleichzeitig um. Auf einer Gruft gegenüber saß ein riesiger Uhu und schaute sie aus großen, leuchtenden Augen an. Dann öffnete der Vogel seine Schwingen und flog, wie eine Seele, die den Körper eines Verstorbenen verlässt, mit sanftem, fast lautlosem Flügelschlag davon.

„Mein Gott, was für ein grauenhafter Ort. Komm jetzt!“, Cyd wusste nicht, wie lange sie ihre Angst noch unter Kontrolle halten konnte. Auch Ian war an der Grenze seiner Belastbarkeit angelangt. Und doch stand das Schlimmste noch bevor.

Das Gittertor war mit einem altmodischen Schloss für einen traditionellen großen Bartschlüssel ausgestattet. Es bereitete Ian keine Schwierigkeiten, es mit einem gebogenen Stück Draht aufzusperren.

Sie betraten die Gruft. Es war ein großzügig dimensionierter Raum aus weißem Marmor ohne die geringsten Verzierungen oder weitere Inschriften. Sie waren in das innerste Reich einer Toten eingetreten, und es schien, als wäre an diesem Ort jede Spur von Menschenhand unerwünscht. In der Mitte des Raums stand der steinerne Sarkophag, von einer massiven Steinplatte verschlossen. Ian fragte sich bei seinem Anblick, ob ihr Werkzeug wohl ausreichen würde, eine Platte dieser Größe zu bewegen. Erst jetzt wurde ihm klar, was sie daran waren, zu tun. Sie würden in die letzte Heimstatt eines Menschen einbrechen, dessen Totenruhe stören, seine Gebeine stehlen und wahrscheinlich eine Spur der Verwüstung zurücklassen. Das war entschieden etwas anderes, als archäologische Ausgrabungen im Auftrag einer Regierung vorzunehmen. Am liebsten hätte er die ganze Aktion abgebrochen.

„Willst du es wirklich tun?“, fragte er zweifelnd, obwohl er ihre Antwort kannte.

Cyds entschlossener Blick unterstrich ihre Antwort. „Und wenn es das letzte ist, was ich tue. Deshalb sind wir hergekommen.“

Er wusste selbst, dass sie bereits zu weit gegangen waren, um noch umkehren zu können. Also setzte er die Brechstange an der Stelle

zwischen Sarkophag und Deckplatte an und trieb sie mit kräftigen Hammerschlägen hinein. Er hatte nun alle Bedenken und Hemmungen abgelegt, ließ sich auch nicht mehr von den in allen Richtungen splitternden Marmorstücken zurückhalten. Endlich war die Stange tief genug unter der Platte, um den Versuch wagen zu können, diese hochzustemmen. Er musste all seine Kraft einsetzen, um die Abdeckung des Sarkophags zu verrücken.

„Gib mir die Lampe“, mit keuchender Stimme rief er Cyd zu sich. Der schwache Lichtkegel der beinahe ausgebrannten Lampe kämpfte gegen die tiefschwarze Finsternis der steinernen Ruhestätte.

„Oh Mein Gott, sieh dir das an!“ Cyds Stimme zitterte vor mitfühlender Erregung. „Sie nur, was aus ihr geworden ist.“

Auch Ian war im ersten Moment geschockt und wusste nicht sofort, wie er sich diesen Anblick erklären sollte. Der riesige Sarkophag war fast leer. Bis auf den beinahe völlig unversehrt erhaltenen Schädel fanden sich nur kleine Skelettfragmente, Knochensplitter und deformierte Knochenmasse. Er versuchte seiner Stimme einen festen Klang zu geben, doch sein Entsetzen war deutlich an den hastig herausgestoßenen Worten zu erkennen. „So etwas habe ich noch nie gesehen. Es ist, als wäre der ganze Körper bis auf den Kopf zerfetzt worden.“

„Wir brauchen auch nur den Kopf.“ Cyd war wie immer die Pragmatischere von ihnen. Sie beugte sich vor und hob den Schädel vorsichtig an der Basis aus dem Grab. „Gib mir den Beutel.“

Ian war vom Anblick des elfenbeinfarbenen Knochengebildes gefesselt, als Cyds Worte ihn aus seiner Betrachtung rissen.

Vorsichtig ließ er den Schädel in den wattierten Sack gleiten, um ihn dann in seinem Rucksack zu verstauen.

Mit einiger Mühe schaffte er es, die Platte wieder einigermaßen gerade zu richten, dann beseitigte er die größten Spuren mit einem dichten Ast, den er von der Zypresse am Eingang des Grabes gebrochen hatte.

„Okay, das muss reichen, nichts wie weg.“ Sie waren nun beide mit ihren Nerven am Ende und mussten alle Kraft aufbieten, um die aufsteigende Panik niederzukämpfen.

Auf dem Rückweg verlosch schließlich die Lampe mit einem letzten Aufflackern und die Welt versank in völliger Finsternis.

Als sie beim Pick-up angekommen waren, hatte Ian Mühe den Wagen aufzuschließen, so sehr zitterten seine Hände. Cyd war auf dem Beifahrersitz zusammengesunken und weinte still vor sich hin. Ian holte eine Flasche Whisky aus dem Seitenfach und hielt sie seiner Begleiterin hin. „Nimm einen Schluck, es wird dir guttun.“

Duprès stand langsam auf, ging zum Fenster und blickte auf den Ozean hinaus. „Mein Leben lang habe ich mich gefragt, warum ich so viel Zeit und Mühe dafür aufgewendet habe, diese seltene Form der Kunst zu entwickeln und bis zur Besessenheit zu verfeinern. Mir selbst waren keine Gründe bekannt, die all den Aufwand gerechtfertigt hätten. Jetzt habe ich endlich die Antwort gefunden.“

Kapitel 18

Nach dem sorgfältigen Studium der umfangreichen Unterlagen, die er von Cyd erhalten hatte, zog sich Duprès in sein Atelier zurück. Es gab vom Gesicht, das er modellieren sollte, keine Bilder, aber es gab eine Fülle von Informationen, die er verwenden würde, um das Antlitz und damit die Persönlichkeit dieser Frau neu entstehen zu lassen, verschiedene Beschreibungen von Menschen, die sie gekannt hatten und nicht zuletzt die psychotherapeutischen Protokolle, in denen Chambers selbst entscheidende persönliche Hinweise lieferte. Daneben waren Haarproben und selbst eine Netzhautaufnahme einer Irisdiagnose verfügbar. Zudem war der Schädel in einem makellosen Zustand. Das würde seine Arbeit erleichtern. Trotzdem blieb es eine anspruchsvolle Aufgabe, die all sein Können erfordern würde. Auch wenn es immer schon sein geheimer Wunsch gewesen war, hatte er bislang noch nie den Auftrag erhalten, ein Gesicht *de facto* zum Leben zu erwecken.

Um an einem Schädel die Merkmale zu erkennen, die ihn so einmalig machen, sind ein geschulter diagnostischer Blick und viel Erfahrung notwendig. Neben weitreichenden anatomischen, physiologischen und pathologischen Kenntnissen kommt der Fähigkeit, sich die Beschaffenheit und die Lage der Weichteile vorzustellen, von denen die Ausprägung des Gesichtes abhängt, die größte Bedeutung zu.

Duprès verfügte über all diese Eigenschaften. Dazu kam eine persönliche Datenbank mit zehntausenden gespeicherten Einträgen, die ihm im Zweifelsfall hilfreiche Hinweise liefern würde. Er hatte vor fast drei Jahrzehnten begonnen, diese Daten mit psychologischen und biographischen Parametern zu erweitern, indem er zu den gespeicherten morphometrischen Eingaben alle verfügbaren Details der persönlichen Biografien der Betroffenen erfasste.

Bald stellte sich heraus, dass es zwischen den wirklich individuellen Gesichtsmerkmalen – Falten, Verzerrungen im Ausdruck, Farbe

und Konsistenz der verschiedenen Gesichtsbehaarungen, aber auch im Ausdruck des Blicks und der Mimik – interessante Übereinstimmungen mit der persönlichen Lebensgeschichte gab. Es war offensichtlich, dass bestimmte Lebenserfahrungen sich in entsprechenden Gesichtsmerkmalen ausprägen.

Die Grundlage für jede Gesichtsrekonstruktion bilden die Knochenmerkmale des Schädels. Jeder Schädel zeigt individuelle Muskelmarken, die Ursprung und Ansatz jedes einzelnen Muskels festlegen. An der Rauigkeit, der Oberflächenbeschaffenheit und den Ansatzstellen ist erkennbar, wie die Muskeln im Gesicht liegen. Diese Mimikpunkte bilden die Basis für die Arbeit. Der Aufbau jedes einzelnen Muskels hat Auswirkungen auf die anderen Muskeln in der Region. Auch hier hängt die Qualität des Ergebnisses entscheidend vom Umfang der verfügbaren Datensätze und der persönlichen Erfahrung ab.

Einige Gesichtspartien sind relativ einfach zu rekonstruieren. Das gilt für den Abstand der Augen und die Ausprägung der Augenregion, die aus den knöchernen Grundlagen abgeleitet werden können. Die Breite des Mundes ergibt sich aus dem Gebiss, die Mundwinkel liegen in den meisten Fällen auf der Höhe der Eckzähne. Das Profil der Nase kann aus der seitlichen Kontur der Nasenöffnung geschlossen werden. Dort, wo die Schädelknochen nicht herangezogen werden können, sind Erfahrung, Intuition und Phantasie gefragt. So gibt es für die Form der Lippen und des Mundes und ihren Einfluss auf die Mimik nicht die geringsten knöchernen Grundlagen. Das gilt auch für die Form der Ohren.

Der erste Schritt von Duprès Arbeit bestand darin, eine genaue Kopie des knöchernen Schädels herzustellen, da dieser aus Gründen der Pietät nicht für die Rekonstruktion verwendet werden konnte. Mit der Methode des Rapid Prototyping wandelte er die CT-Daten des Schädels in ein virtuelles 3D-Modell um, aus dem er dann mit Hilfe der Stereolithografie ein exaktes Kunststoffmodell anfertigte. Dieses

Modell war der ‚Schädel‘, den er für seine Arbeit verwendete und auf den er die Gesichtszüge aufmodellieren konnte.

Wenngleich die handwerklich-künstlerische Arbeit aus Zeit- und Kostengründen in den meisten Rekonstruktionszentren durch Computer ersetzt wurde, verwendete Duprès immer noch die Methode der dreidimensionalen plastischen Rekonstruktion. Bei dieser aufwendigen und künstlerischen Form der Nachbildung werden Muskeln aus einer speziellen Knetmasse oder aus Tonerde am Schädel befestigt und dreidimensional ausmodelliert. Die größte Herausforderung besteht darin, die Dicke des aufgetragenen weichen Gesichtsgewebes der Hautareale zu erkennen, die auf den Muskeln aufgelagert sind. Am schwierigsten sind die konzentrierten Tiefen des Gewebes um den Mund und zwischen den Augen abzuschätzen. Doch Duprès hatte aufgrund seiner Erfahrung und der ihm gelieferten Beschreibungen eine klare Vorstellung von Esthers Gesichtszügen.

Als Indikatoren für die Gesichtstiefe pflegte er Haltestifte zu benutzen. Danach setzte er Streifen von Tonerde in der gleichen Höhe zwischen jeden Haltestift. Schließlich zog er die Stifte ab und füllte die Lücken mit Modelliermasse auf.

Jetzt begann er die Feinheiten der Physiognomie herauszuarbeiten – Augen, Ohren, Nase und Mund. Zuletzt formte der Künstler den Gesamtausdruck des Gesichts, der von Persönlichkeitsmerkmalen, Lebenserfahrungen und der Befindlichkeit geprägt war.

Als Duprès den fertigen Kopf vor sich hatte, ließ er ihn auf sich wirken, und verglich ihn mit der Vorstellung der Frau, die er sich auf Grund der Beschreibungen von ihr gemacht hatte. Es ging hierbei nicht um eine analytische Überprüfung der Arbeit, sondern um den Vergleich zweier in ihrer Ganzheit ausgearbeiteten Entwürfe. Den künstlerischen auf der Werkbank und den mentalen in der Vorstellung.

Künstlerisch und als forensische Rekonstruktion recht gut. Duprès betrachtete sein Werk mit kritischem Blick. Doch irgendetwas war nicht stimmig. Er begann erneut mit dem analytischen Teil seiner

Arbeit. Was passte nicht? Welche Merkmale oder welches einzelne Detail störten das Bild?

Er trug einzelne Schichten ab und begann die künstlerische Arbeit von neuem. Das gefundene Merkmal wurde in das Gesamtbild integriert.

In tagelanger Arbeit wiederholte er immer wieder diesen Ablauf. Endlich glaubte er so weit zu sein. Ja, das war sie, die Frau, wie sie von ihrem Mann und ihrer Umgebung beschrieben worden war. Am nächsten Tag würde er sich an die kosmetischen Details machen und seine Arbeit abschließen.

Die innere Unruhe seines rastlosen Geistes brachte den Künstler in der folgenden Nacht um den Schlaf. Unruhig wälzte er sich hin und her und fuhr immer wieder aus dem Halbschlaf hoch. In den frühen Morgenstunden begab er sich schließlich ins Atelier und schaute der Unbekannten ins Gesicht. Eine perfekte Rekonstruktion, ein kleines Detail jedoch hatte er übersehen. Die feinen Falten in den Augenwinkeln, Folge der erlittenen Verletzungen von ihrem Mann. Es waren nur feinste Korrekturen nötig. Es war faszinierend, wie die kaum wahrnehmbaren zarten Linien das Gesamtbild veränderten. Sie war immer noch eine schöne Frau, vital, lebensbejahend, optimistisch, liebevoll. Aber über all diesen Eigenschaften lag nun der Schatten der Erkenntnis, dass alles vergänglich und in Auflösung begriffen war.

Am nächsten Morgen fertigte er ein Modell des tönernen Kopfes aus Modelliermasse und Silikonknetmasse an. Dieses färbte er mit einem speziellen, eigens von ihm entwickelten Verfahren ein. Dann fügte er die Augen, mit der exakten Färbung wie zu Lebzeiten, in die Augenhöhlen. Im nächsten Schritt wurden in mühevoller Kleinarbeit Brauen, Wimpern und Kopfhare einzeln eingesetzt. Zum Abschluss legte er dem Gesicht ein leichtes Make-up auf.

Duprès saß noch einige Zeit vor seiner Kreation und sah sie an. Ja, kein Zweifel, das war Esther Chambers.

Wie immer, wenn er ein großes Werk vollendet hatte, empfand er ein Gefühl von Wehmut und Abschied.

Epilog

Es war ein stilles Wiedersehen. Cyd hatte erneut den weiten Weg nach Oregon unternommen. Das Werk war abholbereit.

Wie durch eine unausgesprochene Vereinbarung machte weder Duprès Anstalten seine Arbeit zu präsentieren, noch äußerte Cyd den Wunsch danach.

Er überreichte ihr das sorgfältig verpackte Werk ohne Kommentar. Sie wusste, jetzt lag es an ihr, die Geschichte abzuschließen.

Cyd wartete im Behandlungsraum. Dr. Polland, dem behandelnden Arzt von Dr. Chambers, war nicht wohl bei dem Gedanken an das, was sie vorhatte.

„Sie wissen, dass Ihr Besuch gegen alle Vorschriften dieser Anstalt verstößt. Ich riskiere meinen Job für diese Aktion. Aber ich habe mich nun einmal darauf eingelassen, daher ziehe ich es auch durch. Ich werde Sie, wie Sie mich gebeten haben, mit Chambers allein lassen. Bitte beachten Sie, dass er sich im Zustand der Katatonie befindet. Seit seiner Festnahme haben wir ihn nicht mehr erreicht. Das heißt, er reagiert auf keinen Versuch, mit ihm in Verbindung zu treten. Niemand weiß, was in ihm vorgeht, und welches Potential an Trauer, Hass oder Gewalttätigkeit eventuell darauf wartet, freigesetzt zu werden. Machen Sie mir also keinen Vorwurf, wenn etwas schief geht.“

„Ich danke Ihnen von Herzen, dass Sie mir die Möglichkeit geben, diese Geschichte zu Ende zu bringen. Ich kann mir selbst nicht erklären, was ich hier tue und warum es sein muss. Ich weiß nur, dass ich es tun muss. Machen Sie sich um mich keine Sorgen. Was immer passiert, ich bin auf alles vorbereitet.“

Kopfschüttelnd verließ Polland das Zimmer.

Der in Hellgrau und Weiß gehaltene Raum erzeugte in Cyd ein Gefühl von Erdentrücktheit. Sie atmete tief durch und spürte, wie sich

ein Gefühl von gespannter Erwartung in ihr aufbaute. Dann hörte sie Schritte und die Tür wurde von außen geöffnet. Ein Wärter führte Chambers herein, blickte sich unsicher um und zog sich wieder zurück. Cyd hörte noch, wie die Verriegelung der Sicherheitstür einrastete, dann versank die Umgebung in absoluter Stille. Die Nachmittagssonne, die bereits einen Großteil ihrer Kraft verloren hatte, warf ihre rötlichgelb verfärbten Strahlen in den Raum und verstärkte so die Atmosphäre der Entrücktheit von allem Irdischen. Chambers verharrte unbewegt an der Stelle, wo der Wärter ihn gelassen hatte. Einer antiken Statue gleich, Zeuge einer anderen Existenz, einer anderen Zeit, ohne Zeichen von Leben, die Brust reglos, ohne Atembewegungen, der Blick leer und starr nach vorne gerichtet, unerreichbar, ein Wesen nicht von dieser Welt.

„Dr. Chambers, es tut mir so leid, was mit Ihrer Frau passiert ist. Ich kann Sie so gut verstehen. Schauen Sie, ich habe Ihnen etwas mitgebracht.“

Mit sicheren Bewegungen entfernte sie das Band, öffnete die Schachtel, nahm vorsichtig den Inhalt heraus und stellte ihn auf den Schreibtisch.

Im Licht der Sonnenstrahlen leuchtete das rote Haar von Esther wie eine feurige Glut und umgab das Abbild der Wieder-zum-Leben-Erweckten mit einer Aura der Unsterblichkeit.

Obwohl sie keine Bewegung an Chambers wahrgenommen hatte, stand er auf einmal seiner Frau zugewandt. Und wenngleich nicht die geringste Reaktion bemerkbar war, spürte Cyd, dass dies der Moment war, in dem die beiden wieder zueinander fanden.

Der Blick in den scheinbar unbelebten Augen konnte alles bedeuten, Freude, Schwermut, Sehnsucht, Resignation, Trauer, Liebe, Hingabe, Leidenschaft. Ewige Suche und Wanderschaft eines Getriebenen, Wiederfinden und Ruhe.

Ian lehnte an seinem Mustang, die Augen geschlossen und das Gesicht den wärmenden Strahlen der Abendsonne zugewandt.

Cyd kam aus der Klinik und nahm den Weg, der zur Straße hinunter führte, als sie ihn bemerkte. Erstaunt ging sie auf ihn zu. Er spürte sie kommen, drehte seinen Kopf und sah sie an.

„War es ein Traum?“ Er konnte ihre Worte kaum verstehen.

Er sah sie lange an und ließ seinen Blick liebevoll über ihr Gesicht streifen, bevor er sich zu einer Antwort durchrang. „Ja.“

Dann richtete er sich auf. „Gehen wir?“